This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX LIBRIS

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Ch. Kohl sc.

Möchtet ihr Eins für das Andere leben! das größte Glück, das ich Einem so wohl als dem Andern wünschen kann.

Wienerische LANDBIBLIOTHEK

Zweyter Jahrgang

Vierundzwanzigster Band

Wien
Bey Joh. Bapt. Wallishausser
1792.

Werner,

raf von Bernburg.

Erſter Theil.

Hohenzollern,
bey Johann Baptiſt Wallishauſſer.
1792.

Durch mehr, als sieben verflossene Jahrhunderte, ward sie zwar vielleicht ein wenig entstellt, aber doch nicht ganz von aller Wahrscheinlichkeit entblößt, oder ganz der Wiedererzählung unwürdig gemacht.

Marggraf Eckard von Meißen und Thüringen, der Weise, der Held, der Unterstützer des ersten Throns von Europa, von Heinrichs und Otto's ewigen Fehden ermüdet, kehrte um das Jahr 983 als Sieger auf das Schloß zurück, welches er an den Ufern der Elbe hatte. Es lag in einer der Gegenden, die man noch jetzt für die schönste unsers Welttheils hält, und Kenner des Alterthums werden euch noch Spuren von dem zeigen, was es damahls war, eine stolze Feste, auf der Stirn eines Berges erbaut, mit lachenden Aussichten auf Rebenhügel, fruchtbare Thäler, Waldungen und Dörfer, denen der majestätische Strom, der sich langsam durch die bunte Gegend wälzt, ein zauberisches Ansehen gibt. Die Burg, auf welcher Eckard mit seinem Gefolge seinen Einzug hielt, war es nicht unwerth, auf einer so reizenden Stell zu stehen; sie zierte die Gegend umher, un ihre Mauern, mehrern Jahrhunderten unzerstörbar, flößen eine gewisse Idee von Sicherheit und Ruhe ein, welche in den damahlig streitsüchtigen Zeiten dem friedlichen Theile *Menschengeschlechts* nicht unangenehm

konnte. Selbſt dem Markgrafen, ungeachtet er einer der ſtreitbarſten Helden ſeiner Zeit war, ſchien dieſer Gedanke Freude zu machen; er faßte die Pfoſte des ſtarken Thors, als es jetzt über ihn zuſammen wölbte, und fragte Herzog Bernharden von Sachſen, der ihm zur Seite ritt, mit frohem Lachen, ob ein ſolches Bollwerk nicht der beſten Verſchanzung im Lager vorzuziehen ſey. „Nach überſtandener Gefahr," antwortete der heldenmüthige Bernhard; „nur Gefahr lehrt uns Sicherheit ſchätzen, und Eckard würde ſo wenig, als ich, zwiſchen ſeinen Felſenmauern bleiben wollen, wenn draußen der Krieg tobt." Graf Siegfried von Nordheim, Eckards Gefährte auf der andern Seite, meinte, läſtig ſey es doch immer, ſich um fremder Fehden willen im Felde herum tummeln zu müſſen, wenn man daheim guten Frieden haben könnte. „Nichts iſt uns fremd," erwiederte Eckard: „was das deutſche Reich und ſeinen Beherrſcher angeht, ein König, ſo gut und brav, wie Otto, verdient noch wohl, daß das Blut ſeiner Fürſten und Freunde für ihn fließe.

Sie kamen jetzt aus der kalten Dunkelheit des tiefen Thorgewölbes in den weiten Vorhof, der ſich auf die Nachricht, wer im Anzuge ſey, ſchnell mit einer Menge jauchzenden Hofgeſindes belebte. Man hatte Eckards Ankunft zwar heute, aber einige Stunden ſpä-

ter, erwartet, und über die Zubereitungen, die alle zusammen, und jedes insonderheit, machte, einen geliebten Fürsten zu empfangen, war man von dem Kommenden überrascht; alle seit Wochen ausgedachten Feyerlichkeiten wurden nun zurück gesetzt, und nur die schönste unter allen, der Ausdruck ungekünstelter Freude, die Wonnethräne im Auge, und die nach dem lange Vermißten ausgestreckten Arme machten den frohen Willkommen; ein herrlicher rührender Empfang, dessen Werth der biederherzige Markgraf mit Kaiser Ottens Krönungsfeyerlichkeiten nicht vertauscht hätte.

Eckard both seinen hohen und niedern Dienern die Hand, so wie sie sich zu ihm drängte, verschmähte die Bewillkommung keines einzigen; aber freylich gegen keinen wallte sein Herz so hoch empor, als gegen die kleine Luitgard, welche ihre Hofmeisterinn nicht von dem gedrängvollen Schloßplatze hatte zurück halten können, die ihrem Vater mit der jauchzenden Menge entgegen gestürzt war, und die jetzt von einem der Knappen zu ihm aufs Pferd gehoben ward.

Luitgard war bereits vier Jahre, und klug und gefühlvoll genug, die Freude eines solchen Wiedersehens zu schmecken. Sie schmiegte ihre kleinen Arme um den Nacken des geharnischten Helden, und verkannte sein Ge-

ſicht nicht durch das entſtellende, nur halb geöffnete Viſier. Seine Thränen beantworteten das ſüße Geſchwätz der holden Kleinen, die auch jetzt, da er abgeſtiegen war, nicht von ſeiner Hand wollte, und ihren kleinen Arm in die Höhe hielt, um auf der andern Seite von Herzog Bernharden, den ſie wohl kannte, und nach ihrem Vater am meiſten liebte, geführt zu werden.

So zogen ſie in die untere Halle; ein kühles, hohes Gewölbe mit Fahnen, und Ritterharniſchen behangen, welches den Fußtritt der Gewaffneten, ſo wie ſie eintraten, von allen Seiten zurück gab. „Luitgard! mein Kind! meine Einzige!" rief hier der entzückte Vater, als ſie von neuem ſeine Knie umfaßte, und bittend aufſah, wieder in ſeine Arme genommen zu werden. „Nun ganz meine Einzige, da deine Mutter nicht mehr iſt; da dieſe kalten Mauern nicht mehr von ihrer ſüßen Stimme wiederhallen; da nicht mehr ſie dem ermüdeten Streiter entgegen eilt, ſeine Waffen zu löſen, und ſeine Wangen zu kühlen!"

Luitgard weinte beym Nahmen ihrer Mutter, und ſchluchzte, es ſey ſehr lange, daß ſie ſie nicht geſehen habe: man ſage, ſie ſey todt; aber ſie hoffe, ſie würde wohl noch leben und wiederkommen, da ja ihr Vater auch wiedergekommen ſey.

Eckards Herz brach bey dieſen Worten.

„Nehmt ſie von mir, die kleine Unklerinn!“ rief er den Frauen zu, welchen die Aufſicht über das Fräulein aufgetragen war, „und lehrt ſie das Herz ihres Vaters eher heilen, als von neuem verwunden!“

II.

Nahmen, die man in der Folge oft hören wird.

Der Markgraf fühlte und dachte nichts, als ſeine entſchlafene Gemahlinn, welche ihm der Tod während ſeines letzten Heerzugs entriſſen hatte; fühlte und dachte nichts, als die letzte, ach, mit ſo viel trieglichen Hoffnungen des Wiederſehens verbundene Trennung auf dieſer Stelle, ihre ſüße alles belebende Gegenwart, und die todte Einſamkeit, die ihn, jetzt, da ſie fehlte, mitten im Kreiſe ſeiner tapfern Freunde umgab.

Des Nachts beym Trunk fing Luther von Bernburg an: „Marggraf! ſo können die Dinge nicht bleiben: ihr müßt eurem Schloſſe wieder eine Hausfrau, eurem Kinde eine Mutter geben. Das Land iſt nicht arm an ſchönen Jungfrauen, und kein Fürſt wird euch ſeine Tochter verſagen. Ich ſelbſt habe eine Schweſter, welche ich euch anzutragen kein Bedenken tragen würde, wenn ſie nicht ſchon verlobt wäre.“ — „Verlobt, Graf Luther?“ frag-

ten einige der jungen Ritter mit Eile; „die ſchöne Waldburg verlobt?"

„Verlobt zum Kloſter, zu meinem größten Kummer," verſetzte der Graf von Bernburg. „Ich miſſe ſie ungern aus meinem Hauſe, welches nun ſchon ſeit acht Jahren ſo verödet iſt, wie dieſes. Waldburg hat die Stelle meines verſtorbenen Weibes wohl vertreten, und mein Sohn Werner iſt unter ihrer Zucht groß und tugendlich geworden. Gern hätte ich ſie an einen wackern Fürſten vermählt geſehen, und mein Sohn Werner, ihr Liebling, wäre dann ein Theil ihrer Mitgabe geworden. Aber wer darf es wagen, dem Himmel ein Opfer zu rauben!"

Eckard ſchwieg zu dieſem, wie zu dem Meiſten, was dieſe Nacht geſprochen ward; aber Herzog Bernhard und der Graf von Nordheim ſprachen von der Schweſter ihrer Gemahlinnen, der ſchönen Hatteburgis, und ließen ſichs nicht undeutlich merken, daß ſie wohl wünſchen wollten, durch ſie Brüder des Markgrafen zu werden. Hatteburgis war eine junge, reizende Wittwe von zwanzig Jahren; ihr Vater, Dado, ein vornehmer thüringiſcher Herr, und ihr verſtorbener Gemahl, deſſen Nahmen die Geſchichte nicht meldet, machten ſie der Hand eines Fürſten, wie Eckard nicht unwürdig; auch gab ihr die Verwandtſchaft mit dem Herzoge von Sachſen

und dem Grafen von Nordheim ein Recht, bey einer zweyten Wahl ihre Augen nicht herab zu senken, sondern zu erheben.

Was heute bloßer Wunsch, was vielleicht nur halber Scherz war, wurde in den nächsten Tagen Ernst; und was Markgraf Eckard in den nächsten Tagen unbeantwortet ließ, dem fragte er in den nächsten Monathen ohne Veranlassung näher nach, so daß noch kein Jahr seit dem Tage seiner Wiederkunft vergangen war, als die Muthmaßung, die schöne Hattebnrgis könne wohl einst Markgräfinn von Meißen werden, sich in Gewißheit verwandelte, und die stillen Hallen von Eckards Residenzschlosse von geschäftigen Zubereitungen zum Empfange der neuen Gebietherinn wiedertönten.

Der Markgraf, durch Vermittlung seiner künftigen Schwäger seiner Sache längst gewiß, zog nach Nordheim, wo die schöne Wittwe bey ihrer Schwester lebte, und kehrte bald darauf, als der Gemahl der reizenden Hattebnrgis, und als der Vater noch einer zweyten Tochter zurück.

Das Schloß zu Meißen, über dessen öde Stille man sich vor kurzem so sehr beklagt hatte, wurde nun mehr als zu lebhaft. — Die neue Markgräfinn, nicht so stille, sanft und fromm, wie Luitgardens Mutter, brachte mit einem großen Gefolge lärmendes Geräusch

und tausend neue Scenen mit sich, und alles Hofgesinde sagte, und Eckard und Luitgard fühlten, hier sey es nicht mehr, wie sonst.

Auch bekam Luitgard mehrere Gespielen. Die junge Römhild, wenige Jahre älter, als sie, Hatteburgens Tochter, war jetzt ihre Schwester; der Graf von Nordheim schickte seine Söhne, Siegfried und Benno, unter den Augen Eckards und ihrer Base erzogen zu werden, und der Markgraf, der seine Familie auf ein Mahl so sehr vergrößert sah, schlug dem Grafen von Bernburg, seinem alten Freunde, vor, seinen Sohn gleichfalls nach Meißen zu schicken, weil der junge Werner, während seine fromme Tante das Leben der Engel antrat, und sein Vater dem Geräusche der Waffen folgte, auf der verlassenen Burg unter fremder Aufsicht schlecht würde aufgehoben gewesen seyn.

Hier war also eine Gesellschaft von fünf Kindern, von fünf bis zu zwölf Jahren, Luitgard, die jüngste, die beyden Grafen von Nordheim die ältesten, Römhild und Werner die mittlern; eine Aufgabe für eine Meisterhand zu Zeichnung mannigfaltiger Kinderscenen, welche bey den sehr verschiedenen Charaktern, bey den verschiedenen Verhältnissen, in welchen sie sich täglich befanden, interessant genug, und für die Folge der Geschichte fast nothwendig seyn *möchten*. Glücklicher oder

unglücklicher Weise fühlen wir unsere Schwäche in diesem Stücke zu lebhaft, um uns hierbey aufzuhalten, und wir sagen unsern Lesern also nur dieses: jede von allen handelnden Personen zeigte frühzeitig, was sie werden sollte. Luitgard, die stillste und frömmste unter ihren Gespielen, und der friedsame Werner, von einer Klosterjungfer bis in sein neuntes Jahr erzogen, waren immer die Unterdrückten, indeß die muthwillige Römhild, das verzogene Kind einer parteyischen Mutter, die Herrschaft führte, und, von einem natürlichen Instinct gelehrt, frühzeitig die Eroberinn gegen die Grafen von Nordheim spielte, Luitgarden jeden Blick, den sie von ihnen erhielt, beneidete, und ihr die Gesellschaft des kleinen Werners nur darum gern gönnte, weil sie ihn verachtete, weil er für sie zu blöde und nachgebend war. Um eben dieser Eigenschaften willen war er Luitgarden gar ein lieber Gefährte, und die Herzen beyder Kinder verbanden sich in dem Grade immer fester mit einander, als Furcht und Widerwille sie nöthigte, die wilden Grafen von Nordheim und Römhilden zu fliehen.

III.

Die Kaiserinnen.

Kaiser Otto der Andere war gestorben; das Geschäft, seinem unmündigen Sohne den

Thron zu erhalten, rief alle Fürsten, die es mit dem Haupte des deutschen Reichs redlich gemeint hatten, rief also auch Markgraf Eckarden nach Worms, wo die Krönung des kleinen Königs schnell, ehe diejenigen, vor welchen man sich zu fürchten hatte, Hinderung einstreuen konnten, veranstaltet war. Luitgardens Vater trennte sich zum ersten Mahle von seiner schönen Gemahlinn, empfahl ihr Liebe gegen seine Tochter, dieser Gehorsam, und allen Einigkeit, welche, je älter Römhild und die Grafen von Nordheim wurden, immer seltner unter den Kindern ward. Dem jungen Werner hätte er mehr Muth und Lebhaftigkeit empfehlen mögen, sich und seine kleine Spielgefährtinn vor den Zudringlichkeiten der Andern zu schützen; aber was würde dann vollends aus dem Burgfrieden geworden seyn? — Man sieht es in gewissen Jahren oft zu gern, wenn die Knaben stille und friedliebend sind, ohne zu bedenken, daß aus diesen duldsamen, leidenden Maschienen einst unthätige, muthlose Männer werden müssen, welches doch bey Wernern nicht im strengsten Verstande geschah.

Graf Eckard kam nach Worms, wo sich schon mehrere Fürsten versammelt hatten, einem dreyjährigen Kinde den Eid der Treue zu leisten, *und anzugeloben*, ihm die Krone

zu erhalten, welche zu behaupten der kleine König selbst noch zu schwach war, der kaum wußte, was mit ihm vorgegangen war, als ihn die Bischöfe von Mainz und Ravenna nach vollendeter Feyerlichkeit wieder in die Arme seiner Mutter und Großmutter lieferten.

Da diese beyden Damen in dieser Geschichte ihre Rolle zu spielen haben werden, so erlaube uns der Leser, sie ihm jetzt bey ihrer ersten Erwähnung zu nennen; — und sie zu schildern, würden wir hinzu setzen, wenn bey den Nahmen zweyer berühmten, allgemein bekannten Frauen Schilderung nöthig wäre, und wenn sich nicht auch demjenigen, welcher zuvor nie von ihnen gehört hat, ihre Charaktere in der Folge aus ihrer Art zu handeln entwickeln müßten.

Die Großmutter des jungen Otto war die edle Adelheid, eine italiänische Prinzessinn, die Wittwe Otto des Großen, eine Dame, welche durch Schönheit, Klugheit, Tugend, und die so seltenen, als traurigen Schicksale ihrer Jugend sich vor allen Fürstinnen ihrer Zeit auszeichnete. Jetzt war sie, ungeachtet des ehrwürdigen Nahmens Großmutter, noch nicht viel über vierzig, und so schön, daß sie fast die reizende Theophanie, welche kaum die Hälfte dieser Jahre erreicht hatte, neben sich verdunkelte; wenigstens wenn Größe der

Seele, wenn Tugend und Menſchenliebe einem ſchönen Geſichte einen überwiegenden Reiz beylegen können, ſo mußte die junge Kaiſerinn Theophanie ihrer edlen Schwiegermutter den Rang laſſen.

Theophanie, Otto's Mutter, eine griechiſche Prinzeſſinn, ſchön, wie ihre Landsmänninnen faſt immer ſind, erhöhte ihre Reize durch keinen innern Werth; aus ihrer hoch gebildeten majeſtätiſchen Geſtalt ſprach mehr Stolz, als tugendhafte Würde; ihr Auge ſtrahlte Scharfſinn und ſchlaue Argliſt, und auf ihren Lippen ſaß ſpottender Witz, nicht die ſanfte, ſchmeichelnde Beredtſamkeit, welche den Mund der Weiber ſo unnennbar verſchönert. Ob ſie den lächelnden Knaben, ihren Sohn, der ihr jetzt als gekrönter König wieder in die Arme geliefert wurde, liebte, wiſſen wir nicht; daß ſie ſeinen Vater nie geliebt, und ihm, einem der liebenswürdigſten Fürſten Deutſchlands, bey ſeinem Tode kaum die Thränen des Wohlſtands geweiht hatte, das iſt ausgemacht.

Auch jetzt bezeichnete ſie ihren zweydeutigen Charakter durch die Art, mit welcher ſie den Biſchöfen ihre wohl geſetzte Rede beantwortete. „Ehrwürdige Herren!" ſagte ſie; „mein Sohn, der König, iſt zu jung, um dieſen Aufwand von Worten zu ſchätzen, und ich, eine Griechinn, zu gewohnt an nach-

druckvolle Kürze, um euch eure Mühe zu danken." Der wirklich der höchsten Ehrerbiethung würdige Bischof Willigis von Maynz wendete sich, ohne Theophaniens übermüthige Rede zu beantworten, an die Kaiserinn Adelheid, und empfahl ihr im Nahmen des deutschen Reichs Sorgfalt und Pflege des unmündigen Königs mit nach der damahligen Sitte nicht minder weitläuftigen Worten, und Adelheid, eine Italiänerinn, deren Ohr wahrscheinlich nicht minder verwöhnt war, als das der stolzen griechischen Schönen, verband die Geduld, mit welcher sie alles anhörte, was man ihr vortrug, noch mit der verbindlichsten Antwort, welche bewies, daß nichts, was ihr vorgetragen worden war, ihrer Aufmerksamkeit entgangen sey. Sie versicherte am Ende, daß sie mit Freuden die Sorge für den jungen König allein über sich nehmen, und die Mutter des kleinen Otto gern der Mühe überheben wollte, für das Beste ihres Sohns zu wachen; ein Erbiethen, das von Theophanien mit einem spottenden Lächeln aufgenommen, und nicht beantwortet wurde. Kaum konnte sie der Kaiserinn Adelheid das Vergnügen gönnen, ihren Enkel zu küssen und zu segnen; sie riß ihn schnell aus ihren Armen. „Ich bin Mutter des Königs der Deutschen," sagte sie, indem sie ihn ihren Damen überlieferte; „sein

Wohl ist das meinige, und sein Verlust ist mein."

„Verlust?" wiederhohlte Willigis; „ja wohl, gnädige Frau, Verlust seiner Hoheit drohet unserm Könige, und Verlust seiner Person uns. Wir haben Ursache, seiner wohl wahrzunehmen, da es ihm bey seiner hülflosen Kindheit nicht an gefährlichen Feinden fehlt."

„Wie wohl ich ihn zu verwahren wissen werde," erwiederte die lächelnde Theophanie, „dieß sollt ihr bald erfahren. Die innern Zimmer meines Pallastes, in welchen ich ihn verborgen halten werde, sind so fest verschlossen, daß weder ihr, noch sonst jemand in dieselben dringen, oder mir meinen Liebling entreißen soll, bis er der weiblichen Aufsicht gänzlich entwachsen, und männlicher Zucht bedürftig seyn wird."

Mit tausend tändelnden Liebkosungen für den kleinen Otto wurden diese Worte begleitet. Adelheid sah sie mit verbissenem Unwillen an; sie wußte sehr wohl, daß dieselben nicht eben dem Sohne Otto's des Andern, sondern nur dem Könige der Deutschen galten, welcher freylich auf seine Mutter einen Theil seiner Hoheit zurück strahlte, und von ihr also geschätzt zu werden verdiente. So lange, als Theophaniens Gemahl lebte, wurde der junge Prinz so wenig geachtet, als sein Vater; wo-

hig blieb er in den Jahren, da Kinder der zärtlichſten Pflege bedürfen, der Aufſicht ſeiner Großmutter überlaſſen, indeſſen ſeine leichtſinnige Mutter den Vergnügungen in Italien nachhing. Erſt jetzt hatte ſich Theophanie entſchloſſen, jene paradieſiſchen Gegenden, das Ebenbild ihres Vaterlandes, mit dem rauhen Germanien zu vertauſchen, weil die ehrenvolle Krönungsceremonie ihres Sohns ſie herbey rief; nur erſt jetzt hatte ſie es nicht unbequem gefunden, die Sorge für ein Kind über ſich zu nehmen, weil — dieſes Kind ein gekrönter König war.

In ſolchen Händen befand ſich nunmehr Otto der Dritte: er ward von Theophaniens Damen hinweg gebracht, weil er Miene machte, die kaum erhaltene Hoheit durch einige kindiſche Äußerungen zu entehren. Adelheid ſah ihm mit einem bekümmerten Blicke nach; ſie hatte ihn ſeit den erſten Wochen ſeines Daſeyns wenig aus den Augen gelaſſen; wie mußte ihr zu Muthe ſeyn, ihn nun ſo ſchnell entbehren zu müſſen?

Sie hatte mit den Biſchöfen ein langes Geſpräch hierüber; der von Ravenna, ganz Theophaniens Kreatur, behauptete, daß der jungen Kaiſerinn nichts von dem Rechte, das ſie über ihren Sohn habe, zu benehmen ſey, indeſſen der kluge Willigis zwar hierin einſtimmen mußte, aber doch Troſt genug für

die besorgte Adelheid in dem Versprechen beybrachte, wie Otto seiner Mutter nie ganz überlassen seyn dürfe, und wie noch heute von den Ständen Verfügung getroffen werden solle, ihm, ohne Theophaniens Rechte zu kränken, Personen zuzugeben, deren Aufsicht mehr zu trauen wäre, als jenem Schwarm junger leichtsinniger Griechinnen, aus welchen das Gefolge der kaiserlichen Mutter bestand.

Die Krönungsfeyerlichkeiten wurden nach deutscher Weise in einem der fürstlichen Pallästе mit frohen Gastmahlen beschlossen. Theophanie hatte schon, ehe man sich zur Tafel setzte, den auf Willigis Vorstellung schnell gefaßten Entschluß der Stände vernommen, ihrem Könige eine von ihnen selbst gewählte Hofstatt zuzugesellen, und sich mit so guter Art in denselben gefügt, daß man mit ihr zufrieden seyn mußte, und dem Bischofe von Ravenna eingestand, ihr einziger Fehler sey jugendlicher Leichtsinn, welchen zu verbessern nur wenig Jahre nöthig wären.

Über der Tafel ging der Becher der Fröhlichkeit fleißig umher, aus welchem selbst die Bischöfe nicht zu trinken verschmähten. Theophanie übte ihren griechischen Witz an der Neigung der Deutschen zur Trunkenheit, wovon man doch in dieser ehrwürdigen Gesellschaft *noch keine Spuren* sah; und als sie

wahrnahm, daß dieses beleidigte, so lenkte sie schnell das Gespräch auf den Lieblingsgegenstand der ganzen Gesellschaft, auf den jungen König: sie behauptete mit mütterlichem Entzücken, in ihm habe die Natur alle ihre Gaben erschöpft, und es zeigten sich Anlagen in ihm, deren Entwickelung ihn dereinst zum größten Prinzen von der Welt machen müßten. Es war zu verwundern, wie Theophanie dieses an einem dreyjährigen Kinde bey so kurzem Umgange so schnell entdeckt haben könne; doch jedermann war von der Wahrheit ihrer Worte so überzeugt, daß es thöricht gewesen seyn würde, hier Zweifel einzustreuen, und daß es ihr wenig Mühe machte, in dem fröhlichen Rausche, welcher alle begeisterte, ihrem Lieblinge jenen stolzen *) Nahmen zu verschaffen, unter welchem er noch jetzt der Welt bekannt ist. Damahls trank man zuerst auf das Wohlseyn Otto's, des Wunders der Welt; ein Ehrentitel, den er nie in seinem ganzen Umfange verdienen konnte. Otto war damahls ein schönes, aber, die königliche Hoheit abgerechnet, ein ganz gewöhnliches Kind, und als er heran wuchs, so war seine irdische Laufbahn zu kurz, um irgend einer seiner wirklich guten und großen Anlagen eine Ausbildung zu geben,

*) *Mirabilia Mundi.*

die man als außerordentlich hätte anstaunen können.

Während Theophanie ihrer Eitelkeit in dem anbethenden Jubel, der ihrem Sohne zutönte, ein süßes Opfer brachte, hatten Bischof Willigis und Markgraf Eckard von Meißen, der bey der Feyerlichkeit des heutigen Tages eine der ersten Rollen gespielt hatte, ein sehr ernsthaftes Gespräch mit der Kaiserinn Adelheid, welche wenig Antheil an den Freuden des Festes nahm, und mehr mit ihren Gedanken bey ihrem abwesenden, ihres Erachtens schlecht versorgten Enkel, als bey dem Jubelgetöne war, das seinen Nahmen mit tausend schmeichlerischen Lobeserhebungen nannte. Sie bestand darauf, daß heute, heute noch besser für das Kind gesorgt werden müßte, welches ihren Armen, sie wußte selbst nicht wie, entrissen worden war; Willigis nannte ihr die Nahmen derjenigen, welchen die sonst so eigenwillige Theophanie ohne Widerrede den Zutritt zu seiner Person verstattet hatte, und Eckard, fast so besorgt, wie die ältere Kaiserinn, tadelte nur dieses, daß die Ausführung der getroffenen Anstalten auf morgen verschoben worden sey.

„Ich muß ihn sehen, muß ihn in diesem Augenblicke sehen," rief die immer ängstlicher werdende Adelheid; „ich hoffe," setzte sie hinzu, *indem sie sich zu* Theophanien wendete,

„die Kaiſerinn wird keine Einwendung haben, mir den Zutritt in das Innere ihres Pallaſts zu verſtatten?"

„Wem ſoll dieſer Beſuch gelten?" fragte Theophanie mit dem ſchmeichelndſten Tone, den ſie erkünſteln konnte; „nicht mir, da ich bereits das ſeltne Glück genieße, an der Seite der Kaiſerinn Adelheid zu ſitzen!"

„Meinen und euren Sohn, Kaiſerinn! Mir ahndet Unglück von ihm: ich hoffe, nur die Ungewohnheit, ihn in andern Händen zu wiſſen, als in den meinigen, iſt Urſache an dieſer wunderbaren Beklemmung."

„Ich hoffe es auch," erwiederte Theophanie; „wenigſtens iſt er bey mir ſo ſicher; als bey euch; und kommt es darauf an, euch ſeinen Anblick zu verſchaffen, ſo kenne ich zu gut ſeine Schuldigkeit, als daß ich euch einen verdrießlichen und vielleicht vergeblichen Weg nicht erſparen ſollte. — Man hohle den König aus meinem Pallaſte, und bringe ihn hierher!" fuhr ſie fort, indem ſie ſich nach einer der hinter ihr ſtehenden Damen umwendete. „er muß ohne dieß dieſer Verſammlung ſeinen Dank perſönlich für die Ehre erſtatten, welche ſie ihm eben durch Beylegung eines Zunahmens erwieſen hat, welcher noch bey der ſpäteſten Folgezeit aufs rühmlichſte auszeichnen muß."

Einige der anweſenden Fürſten ſtanden

die Damen bey Abhohlung des jungen Monarchen zu begleiten, und Adelheid zwang sich, indessen geduldig zu seyn.

Seine Ankunft verzögerte sich; man begann unruhig zu werden. Mehrere der Fürsten standen auf, dem Könige entgegen zu gehen; die Damen traten an die Fenster, obgleich die einbrechende Nacht ihnen wenig erkennen ließ; Adelheids Herz schlug heftiger, und selbst Theophanie war nicht ohne Sorgen. Einige der Anwesenden flüsterten sich Besorgnisse zu, welche bald laut wurden, und sich darauf gründeten, daß man einige von den Vertrautesten Herzog Heinrichs von Bayern bey der Krönungsfeyerlichkeit wollte wahrgenommen haben, welchem vielleicht ein Anschlag auf die Person des Königs wohl zuzutrauen seyn möchte.

„Ist ein König der Deutschen mitten in seiner eigenen Stadt nicht sicher," sagte Theophanie mit bitterm Hohne, „so ists eine elende Sache um eure Krone."

„Wer schützte den Vater der Kaiserinn Theophanie vor dem Arme dessen, welcher jetzt seinen Thron behauptet?" fragte Bischof Poppo von Utrecht.

„Herr Bischof!" erwiederte die über diesen Wink mit Recht beleidigte Dame, „mich dünkt, ihr hättet nicht nöthig, fremde Dinge herbey zu *ziehen*, da, wenn hier ein An-

ſchlag vom Herzoge von Bayern zu beſorgen ſeyn ſollte, niemand ſo ſehr in Verantwortung kommen würde, als eben ihr, welchem die Verwahrung dieſes gefährlichen *) Mannes anvertrauet ward. — Ich weiß nicht, wie Poppo's Verantwortung gegen die ſehr wohl angebrachten Worte Theophaniens ausgefallen ſeyn würde, wenn ihm nicht ein neuer Auftritt dieſelbe erſpart hätte. — Der große Schloßplatz, welcher bisher wegen der Beſorgniſſe, die jedermann in eine andere Gegend gezogen, ganz menſchenleer geweſen war, füllte ſich auf ein Mahl wieder mit Leuten; das Getümmel, welches man ſeit einigen Minuten von fern her gehört hatte, tönte jetzt näher, und man vernahm deutlich die Worte: „Es lebe der König! es lebe König Otto der Dritte, der gerettete Otto, das Wunder der Welt!"

„Der gerettete Otto?" ſtammelte Adelheid,

*) Der hier erwähnte Herzog Henrich von Bayern und ſein Vater waren Vettern der jüngern Ottonen, Fürſten, welche nicht ganz ungegründete Anſprüche auf die Krone hatten. Das Schwert wider ſie ruhte faſt niemahls, und ein Mahl gedemüthiget, richteten ſie ſich immer wieder ſchnell empor. In der damahligen Zeit war Henrich wirklich der Verwahrung Poppo's übergeben worden, der ihn aber nach Otto's II. Tode heimlich frey ließ, und dadurch gefährlichen Unternehmungen das *Daſeyn gab.*

welche die Angſt bisher ſchon faſt leblos gemacht hatte, und die jetzt bey der bloßen Vorſtellung von Gefahr, ob ſie gleich überwunden war, ohne alles Bewußtſeyn dahin ſank. Aber Theophanie, zwar auch erfreut, aber doch weniger bewegt, als die ältere Kaiſerinn, eilte den Kommenden entgegen, die den in Purpur gehüllten Knaben auf ihren Schultern jauchzend daher trugen, ſchloß ihn in ihre Arme, und drückte ihn ſo feſt an ſich, als ſie vielleicht noch in ihrem Leben nicht gethan haben mochte! die Gefahr, denjenigen zu verlieren, auf welchen ſich ihr ganzes Anſehen gründete, hatte ſie ſeinen Werth nur gar zu lebhaft fühlen gelehrt.

IV.

Erich der Unbekannte.

Wollte ich die allgemeinen Ausbrüche der reude und des Erſtaunens, wollte ich vorhmlich dasjenige ſchildern, was die jetzt erchende Adelheid empfand, als ſie ihren Liebg auf dem Schooße ſeiner Mutter erblickte; llte ich das verwirrte Getümmel von Fraund Antworten, und das jauchzende Todes Volks von außen, und tauſend an, hier leicht zu vermuthende Dinge aus nder ſetzen, und niederſchreiben, ſo würmeine Leſer ſich noch ſo bald nicht aus *verwirrten Sache* finden können, die

ſelbſt den damahligen Zeiten noch lange ein Räthſel blieb, und daher von den meiſten Schriftſtellern nur leicht erwähnt wird. Beſſer iſts, ihnen ſo kurz, als möglich, zu ſagen, was es mit der Gefahr und der Rettungsgeſchichte des jungen Otto für eine Bewandtniß hatte.

Nur gar zu wahr war es, daß man auf die Perſon des kleinen Königs einen Anſchlag gemacht hatte, der ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf die Rechnung des ſeiner Gefangenſchaft entkommenen Herzogs in Bayern ſchreiben ließ. Otto war in dem Frauenzimmer der jungen Kaiſerinn ſchlecht verſorgt geweſen; die griechiſchen Damen, begieriger nach den Freudenfeſten des heutigen Tages, als nach der Ehre, einen ſchlafenden Knaben zu bewachen, hatten die Sorge für ihn, ſo bald er die Augen, von der ungewohnten Rolle, die er heute geſpielt hatte, ermüdet, geſchloſſen hatte, den Sclavinnen überlaſſen, und waren auf ihre Gemächer geeilt, ſich zu den Tänzen zu ſchmücken, welche dieſen Abend ſollten gehalten werden. Da auch die Sclavinnen bis auf zwey ſich von dem Bette des Kindes verloren; da die Wache vor den Zimmern das Geſetz der Nüchternheit heute ein wenig aus den Augen geſetzt hatte, und da alle von einer Sicherheit träumten, welche *ſo leicht* geſtört werden konnte, ſo wäre der

arme kleine Otto Feinden, die er nicht kannte, ein leichter Raub gewesen, wenn nicht ein guter Genius in menschlicher Gestalt an seinem Bette gewacht hätte, den man wohl unter allen seinen Wächtern am wenigsten fähig gehalten hätte, ihm zum Schutze zu dienen.

Unter den Edelknaben, welche zu Theophaniens Hofstaat gehörten, eine Schar junger Liebesgötter, wie sie sich in das Gefolge einer Cythere schickten, zeichnete sich durch Schönheit und frühzeitige Talente vornehmlich einer aus, den wir uns freuen, unsern Lesern zum ersten Mahle bey einer vortheilhaften Gelegenheit vorstellen zu können, weil wir in der That wünschten, bey Zeiten ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erregen.

Wer er eigentlich war, wußte niemand: einige nannten ihn Theodorich, und hielten ihn für einen Landsmann Theophaniens; die meisten gaben ihm den kurzen Nahmen Erich, den auch wir, beydes der Kürze und der Wahrheit wegen, beybehalten. — Erich hatte das eunte Jahr noch nicht ganz erreicht, und les, was er bey viel Verstand und in sein Jahren ungewöhnlicher Überlegung von zu sagen wußte, war: er sey so lange, er denken könne, immer im Gefolge der serinn gewesen, habe nie Vater oder Mut*gehabt, wie andere* Kinder hätten; auch

habe er älterlicher Vorsorge, bey der Zuneigung seiner Gebietherinn für ihn, nie nöthig bedurft.

Von der Aufwartung, welche den andern Pagen oblag, war er theils seines zarten Alters, theils anderer Ursachen wegen, fast beständig ausgenommen; er blieb immer in den innern Zimmern, und sein Geschäft an diesem Tage hatte bloß darin bestanden, mit dem kleinen Könige, so lange er munter geblieben war, zu spielen, und ihn dann zu bewachen, wie ihm von den Damen und von den Sclavinnen, denen diese Pflicht zu schwer fiel, sehr nachdrücklich aufgetragen worden war. Eine herrliche Anstalt! König Otto der Dritte, der gewählte und heute gekrönte Beherrscher des deutschen Reichs, unter keiner Huth als der eines neunjährigen Kindes, und zwey schlafender; Dirnen denn dieses war ihre Lage als jetzt die Feinde einbrachen, welche sich seiner Person bemächtigen wollten.

Die trunkenen Wachen an der äußern Thür waren bereits ohne sonderliches Geräusch nieder gestoßen, einige Säle, in welchen kein Mensch gegenwärtig war, zurück gelegt; und jetzt, da die Gewaffneten die Thür des Cabinetts leise öffneten, wo der junge Otto schlief, war der erste Gegenstand, der sich ihnen zeigte, der kleine Erich, welcher sein zuvor mit dem Prinzen begonnenes Spiel in

er Stille vor sich fortsetzte, und die Hauptolle, die dieser, wie billig, in derselben behauptet hatte, selbst übernahm. Er hatte sich in den Purpur des gekrönten Kindes gehüllt, hatte sich mit all den Kostbarkeiten geziert, welche die zärtliche Eitelkeit zweyer Mütter ihrem Lieblinge an diesem Tage noch außer dem zur Krone gehörigen Schmucke angehangen hatte, und stand vor den eintretenden Kriegsleuten in einer Gestalt, welche wirklich auffallend war.

„Ich bin der König!" antwortete er auf die Frage, wer er sey; und die Bestürzung, in welcher jeder ist, welcher eine böse Handlung begeht, machte, daß die Räuber, welche ihm am nächsten waren, wahrscheinlich nicht gerade die klügsten oder vornehmsten, den Unterschied zwischen einem neun- und einem dreyjährigen Knaben auf einige Augenblicke vergaßen, und sich seiner bemächtigten.

Ein durchdringendes Geschrey war die Folge der Gewaltthat; und als er in dem Augenblicke wahrnahm, wie einige andere sich Otto's Lager nahten; so ward sein Sträuben so mächtig, daß man ihn los ließ, und ihm Raum gab, das ganze Spiel durch einen Streich zu vernichten, welchen ihm wahrscheinlich mehr Zufall, als Überlegung, an die Hand gab. In der Eile, mit welcher er nach Otto's Lager stürzte, um seinen Räubern zu-

vor zu kommen, riß er einen kleinen Tisch um, auf welchem einige brennende Kerzen ſtanden, und begrub dadurch das ganze Zimmer in Dunkelheit. Die Räuber, in der Gewißheit, hier überall Licht zu finden, hatten ihre dunkeln Leuchten zurück gelaſſen, und der unbekannte Ort, an welchem ſie ſich befanden, machte, daß ſie in der Finſterniß weder ihren Anſchlag auszuführen, noch den Ausgang des Zimmers zu finden vermögend waren. Diejenigen, welche dem Lager des Königs die nächſten waren, machten zwar einige Verſuche, ihr verruchtes Vorhaben durchzuſetzen; aber ſie verwickelten ſich in die Vorhänge, und konnten, ob ſie gleich das dumpfe Winſeln eines Kindes aus der Tiefe des Bettes hörten, doch ihren Zweck nicht erlangen, da ſich in dem nähmlichen Augenblicke das Geſchrey der erwachenden Sclavinnen, und im Vorhofe das Geräuſch vieler Kommenden erhob, welches ſie veranlaßte, die Flucht durch Fenſter und Thüren, ſo gut als möglich, zu ergreifen, die ihnen auch mit Zurücklaſſung eines Theiles ihrer Waffen ſo gut glückte, daß man nicht eines einzigen mächtig werden konnte.

Die Kommenden waren diejenigen, welche ausgeſchickt waren, den jungen König nach der Verſammlung abzuhohlen: die *ſchreyenden* Sclavinnen ſtürzten ihnen ent-

gegen, und die ermordeten Wächter am Vorzimmer bekräftigten das, was ſie aus ihren gebrochenen Reden vom feindlichen Überfalle vernahmen. Daß hier Anſchläge auf den König zum Grunde lagen, war offenbar: ob aber derſelbe geraubt, oder gerettet ſey, das wußte niemand zu ſagen, da die Finſterniß des Zimmers und die Schlaftrunkenheit der Wächterinnen alle Beobachtung unmöglich gemacht hatten. Mit Zittern betrat man die Schwelle des Cabinetts, wo man kaum hoffen durfte, den, welchen man ſuchte, zu finden, wenn nicht ſeine weinende Stimme ihn verrathen, und den Abgeſchickten der Kaiſerinnen Muth gemacht hätte.

Erich war im eigentlichſten Verſtande Otto's Retter. Er hatte ſich in der Dunkelheit beſſer nach ſeinem Lager zu finden gewußt, als ſeine Räuber, und war klug genug geweſen, ſtille hinein zu ſchlüpfen, und ſich über den kleinen König, den er in der Eile, ſo tief er vermochte, unter die Kiſſen vergrub, herzubreiten, ſo daß der ſuchende Arm der Verräther immer nur ihn, und nicht denjenigen fand, auf den es hier abgeſehen war; eine ſchwache Hülfe, die ohne Beyſtand von außen nicht lange hinlänglich geweſen ſeyn, und den edlen Knaben, der eine Heldenthat beging, ohne es faſt ſelbſt zu wiſſen, wahrſcheinlich das Leben *gekoſtet haben* würde

Erich merkte nicht ſo bald, daß die Feinde das Zimmer verlaſſen hatten, als er ſeinen Geretteten aus der Tiefe des Bettes heraus wühlte, und ihn durch Liebkoſungen zu begütigen ſuchte: man fand ihn jetzt noch weinend in ſeinen Armen, und ſeine naive Erzählung von dem ganzen Vorgange machte, daß man ſich voll Erſtaunen anſah, und ſich mehr mit Blicken, als mit Worten fragte, ob wohl irgend jemand bey ſo wenigen Kräften mehr hätte thun können, als Erich für Otto gethan hatte.

Die Hauptaufmerkſamkeit fiel indeſſen immer am meiſten auf die Urheber des Überfalls: man unterſuchte ihre zurück gelaſſenen Sachen, ohne eine wahrſcheinliche Spur zu finden; man befragte die herbey eilenden Frauen, die ſich ihres Amts ſo ſchlecht angenommen hatten, und blieb in der Ungewißheit, bis jetzt die Ankunft neuer Abgeſandten von den Kaiſerinnen die Nothwendigkeit klar machte, nur dieſe durch den Anblick des geretteten Otto zu beruhigen. Er ward von neuem mit den Zeichen einer Hoheit bekleidet, welche hier und da, ſo wie ſie Erichen entfallen waren, auf dem Boden zerſtreuet lagen, und unter lautem Jubel des Volks in die Arme geliefert, in welchen wir ihn gelaſſen haben, um die Erzählung ſeiner Gefahr nachzuhohlen.

V.

Warin und Zoe.

Nachdem der Taumel der ersten Freude vorüber war; nachdem Otto von seinen Müttern fast mit Liebkosungen erstickt, und Erich, den man nicht zurück gelassen hatte, gelobt und verabschiedet worden war, so kam es zu ernstlichen Überlegungen der Sache, welche so gefährlich hätte auflaufen können, und von diesen zu gegenseitigen Vorwürfen.

Adelheid rückte Theophanien mit Rechte den Unsinn auf, den gemeinschaftlichen Liebling aus seiner bisher genossenen Sicherheit zu reißen, ohne seinetwegen die gehörige Vorsicht zu brauchen.

Theophanie spottete der Eß- und Trinklust der Deutschen, welche, wie sie meinte, hier an allem Schuld war; ohne sie würden die Fürsten, sagte sie, nicht beym Weine gesessen haben, anstatt für ihren König zu sorgen, und ohne sie würden die Wächter an seiner Thür nicht trunken in das Schwert der Feinde gefallen seyn.

Unter den Fürsten fehlte es gleichfalls nicht an empfindlichen Aufrückungen, und am Ende ging alles über Poppe, den Bischof von Utrecht hinaus, welcher sich wirklich dadurch verdächtig machte, daß er sich in der Stille von dem Versammlungssaale zurück gezogen hatte.

und nun nirgends zu finden war. Hätte man vollends gewiß gewußt, was man nur noch muthmaßte, daß er mit dem Herzoge, dessen Huth ihm anbefohlen war, in Einverständniß lebte, und ihn wirklich seiner Haft entlassen hatte, aller Verdacht, den man wider ihn hägte, wäre zur unwidersprechlichen Wahrheit gemacht worden.

Die halbe Nacht verging mit Erörterungen, über welche man nicht einig werden konnte, und am Ende blieb auch das Wichtigste unentschieden, nähmlich, in wessen Händen man ins künftige den König sicher halten könnte. Daß Adelheid Theophaniens Vorsichtigkeit mißtraute, war ihr nach dem letzten Vorgange nicht zu verdenken; daß diese aus altem Widerwillen ihr den Besitz des jungen Königs nicht gönnen wollte, war nicht zu verwundern, und der Entschluß ihn einem Dritten zu überlassen, war nicht zu verwerfen. Aber wer sollte dieser Dritte seyn? Theophanie stimmte auf den Bischof von Ravenna, Adelheid auf den frommen Willigis von Maynz; und als keine zu der Meinung der andern übertreten wollte, so drang endlich Markgraf Eckards Vorschlag durch, den Erzbischof von Cöln, den staatsklugen Warin, zum Hüther des jungen Königs zu machen.

Eben weil Warin ein Staatsmann war, so traf ihn das Glück, daß zwey streitige Par-

seyen, daß zwey streitende Frauen, sage ich, sich in seiner Wahl vereinten, daß jede von ihnen glaubte, mächtig viel über die andere gewonnen zu haben, weil Warin, und kein anderer, zum Hüther des jungen Königs ernannt wurde, und — daß beyde sich in ihm betrogen sahen.

Die Mütter trennten sich mit minderm Kummer von ihrem Lieblinge, weil sie ihn in Warins Händen ließen: beyde hätten ihn gern begleitet; wenigstens Adelheid schien dieses ernstlich zu wünschen, da hingegen Theophanie sich vielleicht schon in der Stille nach dem lustreichen Italien zurück sehnte; aber es ward bey beyden verbethen: Warin behauptete, ein junger König müsse eine andere Erziehung haben, als gewöhnliche Kinder von seinem Alter, und es liege alles daran, ihn so zeitig als möglich aus den Händen der Frauen zu nehmen; doch konnte er nicht hindern, daß beyde Kaiserinnen dem jungen Otto einige vertraute Personen aus ihrem Frauenzimmer zugaben, welche beeidigt waren, für seine körperliche Pflege zu sorgen: auch war Theophanie nicht im Stande, den Edelknaben Erich von der Begleitung ihres Sohns zurück zu halten. Der kleine König weinte, wenn er seinen Spielgefährten nicht sah, und Erich gab sich seit dem Vorgange im Schlafzimmer, *über welchen* man ihn vielleicht ein

wenig zu viel lobte, sehr ernsthaft die Miene eines Beschützers, dessen Gegenwart bey dem kleinen Otto unentbehrlich sey.

„Überlasset mir sie beyde, gnädige Frau!“ sagte Zoe, die vornehmste von Otto's griechischen Begleiterinnen, zu Theophanien; „ich stehe euch für einen, wie für den andern, und Erich ist ein Knabe, der uns bey der Unverdächtigkeit, die ihm sein Alter gibt, vielleicht sogar zur Sicherheit des Königs nützlich werden kann.“

Der König mit seinem gewählten Hofstaate, unter welchem, durch Warins Veranstaltung, kein einziger Mann von Entschlossenheit und Jahren war, ging mit dem Erzbischof nach Cöln. Theophanie trat die Rückreise nach dem geliebten Italien an, und Adelheid blieb zu Rohrheim unweit Worms. Erzbischof Willigis verweilte noch einige Tage bey ihr, indessen der Markgraf von Meißen andern Geschäften nachzog. Jedermann war ruhig; denn Warin genoß das allgemeine Zutrauen im weitesten Umfange. —

Aber wie wenig verdiente er dasselbe! Wer jedermanns Freund zu seyn weiß, meint es vielleicht mit keinem von Herzen. Warin wollte es so wenig mit dem Herzoge von Bayern, als mit den Kaiserinnen, verderben; er schwebte lange zwischen beyden Parteyen, bis der Erste endlich ihm das Recht, das er

als nächster Verwandter Otto's habe, während seiner Minderjährigkeit die Regentschaft zu verwalten, so einleuchtend vorstellte, daß Warin, nach einiger Berathschlagung mit andern ihm gleich gesinnten geistlichen und weltlichen Fürsten, kein Bedenken trug, den jungen König in seine Hände zu liefern. Herzog Henrich und Bischof Poppe wurden beschieden, sich zu Cöln einzufinden, und daselbst alle Willfährigkeit von dem staatsklugen Warin zu erwarten, welcher gleichwohl bey diesen bedenklichen Verhandlungen nichts vergaß, was zur Sicherheit Otto's, und zu seiner eigenen Rechtfertigung vor der Welt dienen konnte.

So geheim man auch bey diesen Dingen verfuhr, so war es doch unmöglich, daß sie vor den hellsehenden Augen der griechischen Zoe verborgen bleiben konnten: diese Frau, Theophaniens Amme, hatte sich bald in den ersten Tagen den obersten Rang unter Ottos weiblichem Gefolge zu verschaffen gewußt, und sie verdiente auf gewisse Art denselben zu behaupten. Während die Damen der Kaiserinn Adelheid zum Unglücke lauter geradsinnige Germanierinnen, nur auf körperliche Pflege des Kindes dachten, und höchstens für eine naheliegende Gefahr Furcht und Vorsichtigkeit hatten so ließ die Griechinn ihre scharfen Blicke weiter herum schweifen, und hatte für kunst-

tige Übel ſchon Mittel erſonnen, ehe die andern noch etwas Gefährliches träumten.

Daß vornehme Fremde zu Cöln erwartet wurden, wußte ſie vom erſten Augenblicke, da der Herzog von Bayern zugeſagt hatte, daſelbſt zu erſcheinen; und als er wirklich daſelbſt incognito eintraf, ſo brauchte ſie nur wenige ihrer verborgenen Maſchienen ſpielen zu laſſen, um genau zu wiſſen, wer dieſe Unbekannten waren.

Warin veranſtaltete, daß der Herzog von Bayern gleich des erſten Abends ſeinen jungen Vetter zu ſehen bekam, obgleich noch einige Kleinigkeiten berichtigt werden mußten, ehe er völlig in ſeine Gewalt gegeben ward. Der Herzog von Bayern hatte einen ſeiner Söhne bey ſich, welcher dem Alter nach zwiſchen Otto und Erich in der Mitte ſtand; die drey Knaben wurden plötzlich Freunde, und Zoe ſchien ſo ganz unwiſſend, wer er, oder wer ſein Vater war, daß ſie ihn getroſt wie den Sohn eines gemeinen Ritters behandelte, und ganz einfältiglich bey Warin mit der Bitte einkam, dieſes Kind nicht von dem jungen Könige zu trennen, ſondern ihm, da er Geſchmack an ihm zu finden ſchien, einige Zeit lang ſeine Geſellſchaft zu gönnen; eine Bitte, welche Henrichs Abſichten eher zuträglich, als hinderlich, ſeyn konnte, und die alſo verwilliget ward.

VI.

Liſt wider Liſt.

Das Wenige, worüber Henrich und Warin noch ſtreitig waren, ward bald berichtiget, und man hatte keine Urſache mehr, das, was bisher heimlich geſchmiedet worden war, öffentlich bekannt werden zu laſſen. Nach Rohrheim kam ſchnell das Geſchrey, daß der Herzog von Bayern zu Cöln angelangt ſey; daß er ſeine Rechte auf die Erziehung des jungen Königs vor verſchiedenen daſelbſt verſammelten Fürſten ſo deutlich erwieſen, und daß er übrigens noch eine ſo anſehnliche Macht auf ſeiner Seite habe, daß Warin ihm, halb überzeugt, halb gezwungen, den kleinen Otto habe ausliefern, und ihm vorläufig den Nahmen eines Reichsverweſers habe zugeſtehen müſſen.

Adelheid erbebte, als das Gerücht ihr zu Ohren kam. Schon der Gedanke, Otto unter einer Aufſicht zu wiſſen, die ihr verdächtig ſeyn mußte, flößte ihr Furcht und Entſetzen ein; aber ſie ſah noch weiter: ſie war überzeugt, daß Henrich von Bayern, ſo wohl ein Enkel Otto des Großen, als derjenige, zu deſſen Vormunde er ſich aufwarf, nicht lange mit dem Titel eines Regenten zufrieden ſeyn, daß er bald ſich der königlichen Hoheit ſelbſt anmaßen würde; und was ſollte dann aus

ihrem Lieblinge werden? Kloſter oder früher Tod mußte ſein Loos ſeyn. Zwar ihm den letzten zuzuſprechen, war Heinrich vielleicht zu edel; aber waren es auch alle ſeine Räthe? und konnte nicht ohne ſeine Einwilligung manches geſchehen, welches er hernach weder ungeſchehen machen, noch, da es zu ſeinem Vortheile gereichte, mißbilligen oder ſtrafen konnte?

In den peinlichſten Beſorgniſſen, in den ängſtlichſten Zweifeln, was hier zu thun ſey, war Adelheid ſich ſelbſt überlaſſen. Wem ſollte ſie trauen? Biſchof Willigis war nicht mehr zu Rohrheim, und Markgraf Eckard hatte ſich ihr dadurch verdächtig gemacht, daß er der Erſte geweſen war, welcher den doppelherzigen Warin zum Hüther des jungen Prinzen vorſchlug, gleich als ob nicht ſie ſelbſt in Anſehung dieſes Mannes wäre getäuſcht geweſen, und ihm wegen ſeiner ſchönen Außenſeite ihren Enkel lieber, als jeden andern, überlaſſen hätte.

Es war Nacht: Adelheid ſaß weinend im einſamen Zimmer; da trat eine ihrer Frauen ein, und meldete einen alten Bauer an, welcher ſich nicht abweiſen laſſen wollte, mit der Kaiſerinn ſelbſt zu ſprechen. Die ungewöhnliche Zeit und die ungewöhnliche Lage der Sachen machte, daß Adelheid hier etwas Außerordentliches vermuthete; niemand hat ſich

wohl leicht in irgend einer dringenden Verlegenheit befunden, ohne sich jeden ungefähren Zufall in Verbindung mit seinen Wünschen zu denken, und Hülfe von denselben zu erwarten. Daß derjenige, welcher sich so kühn um Mitternacht in ihr Cabinett drängte, ihr wenigstens Nachricht von ihrem Enkel bringen würde, war ihr so gut, als erwiesen; und zum Glücke irrte sie nicht ganz.

„Gnädige Frau!" sagte der Alte, als er vorgelassen ward; „ich fuhr mit einem leeren Wagen aus Cöln nach meinem Dorfe zurück; da begegneten mir nicht gar weit vom Schlosse zwey Knaben, von welchen der älteste mir ein Goldstück bot, ihn und seinen Gefährten zur Kaiserinn Theophanie zu bringen. Ich bekümmre mich nicht um die jetzigen Zeitläufte, verstehe sie auch nicht; aber so viel wußte ich doch, daß vielleicht einer von den Kindern eine Person von Wichtigkeit seyn könnte, deren Besitz euch nicht gleichgültig seyn würde."

„O Otto, mein Liebling!" schrie Adelheid. „O Dank dir, Gott, seinem Retter! — Wo sind, wo sind die Kinder? Geschwinde, daß ich sie sehe!"

Adelheid eilte nach der Thür, gleich als müßte sie das, was sie hoffte, dicht vor derselben finden.

„Wir sind noch nicht so weit!" lachte der einfältige Landmann; „der älteste von den Kna-

ben will nicht zu euch, sondern zu der jungen Kaiserinn gebracht werden; schlafend habe ich ihn hier bey einem Bekannten mit seinem Gefährten zurück gelassen, und bin nur zu euch gegangen, um zu hören, was ich zu thun habe."

Wie die Kaiserinn die Worte des Alten erwiederte, und was weiter erfolgte, läßt sich errathen. Die Kinder mußten geweckt, und zu ihr gebracht werden: aber wer schildert ihr Entsetzen, als sie nichts weniger, als das erblickte, was sie sich versprochen hatte; zwey Knaben, von welchen ihr nur der eine bekannt, und der andere ganz fremd war: der letztere weinte, und hatte, wie der Bauer versicherte, den ganzen Weg über geweint, ohne auf die Tröstungen des andern zu achten.

Adelheid war über ihre getäuschte Hoffnung so bestürzt, daß sie kein Wort aufbringen konnte, als den Nahmen des ältern Knaben, welcher ihr von dem einzigen Mahle, da er sich ihr zuerst, und auf eine so vortheilhafte Art zeigte, sehr wohl in Gedanken geblieben war.

„O Erich!" rief sie; „wo ist Otto?"

„Es ist mir leid, gnädige Frau," sagte der gleichfalls bestürzte Knabe, daß ihr nicht die Kaiserinn Theophanie seyd: für sie hat mir Zoe viel, aber nichts für euch aufgetragen.

„Rede, rede, mein Kind!" schrie Adelheid.

„Was Otto angeht, muß ich alles wiſſen; ich bin ſeine Mutter ſo gut, als Theophanie.“

„Von Otto weiß ich nichts als daß er in Cöln iſt; aber hier iſt der Herzog von Bayern, den Zoe, wie ſie mir auftrug zu ſagen, der Mutter des Königs zum Unterpfande für ihren Sohn ſendet.“

Der kleine Herzog von Bayern weinte, und bath, zu ſeinem Vater gebracht zu werden: die Kaiſerinn zog ihn zu ſich, um ihn durch Liebkoſungen zu begütigen, und geboth Erichen, weiter zu reden, weil ſie ſich in dieſe Dinge noch nicht ganz zu finden wußte.

„Der König, der Herzog von Bayern, und ich,“ ſagte Erich, „waren Spielgefährten; Otto und ich wußten Anfangs ſeinen Nahmen nicht; aber er ließ uns nicht lange unwiſſend, denn er kann nichts, als ſchwatzen und weinen: da nahm mich Zoe auf die Seite. Erich! ſagte ſie; was ich dir ſo oft in Anſehung des Königs vergebens auftrug, das ſuche jetzt mit dem Herzoge von Bayern auszuführen. Führe ihn auf die Terraſſe; locke ihn vom Schloſſe, ſo weit du kannſt; ſchlüpfe mit ihm durch das enge Pförtchen an der Mauer, und gib dann dem Erſten, zu dem du ein Zutrauen fühlſt, dieſes Goldſtück, dich zu der Kaiſerinn Theophanie zu bringen: überliefre ihr den Knaben in meinem Nahmen; er iſt ein Unterpfand für ihren Sohn; ſie wird ſich ſeiner

zur Befreyung des Königs zu bedienen wiſſen. Das iſt alles, was ich von der Sache weiß. Zoe nannte mich einen klugen Knaben, dem man ſchon etwas anvertrauen könnte; aber ich wünſchte wohl noch klüger zu ſeyn, um zu wiſſen, ob ich meinen Auftrag recht ausgerichtet hätte.

„Das haſt du, du Schutzengel meines Otto!" ſchrie Adelheid, „indem ſie den jungen Erich an ihren Buſen drückte; aber dieſer, welchen es verdroß, in ſeinem neunten Jahre eben ſo geliebkost zu werden, wie der kleine Herzog von Bayern, wand ſich los von ihr, und meinte, recht wäre es wenigſtens nicht, daß er ſeinen Auftrag bey ihr, und nicht, wie ihm befohlen worden ſey, bey Theophanien ausgerichtet habe.

VII.

Unterhandlungen.

Die kluge Zoe hatte die Anlage zu ihrem wohl ausgeführten Anſchlage zeitig genug gemacht, daß er noch gelingen konnte; Erich erhielt ſeinen Auftrag gleich in dem erſten Augenblicke, da Otto und der kleine Herzog von Bayern Spielgefährten wurden, und that augenblicklich was ihm befohlen war; weiter hin wäre es unmöglich geweſen. Daß die Auslieferung des Königs auf den künftigen Tag feſt geſetzt war, hatte die ſchlaue Griechinn durch

ihre Kundſchafter längſt erfahren. Der König ward jetzt ſchon unter ihren Augen ſo genau bewacht, daß keiner ihrer Anſchläge, ihn ſelbſt frey zu machen, gelingen konnte: was mußte erſt dann geſchehen! Wahrſcheinlich mußte ſich dann ſeine Einſchränkung auch auf ſie, auf Erich und alle die ihn umgaben, erſtrecken.

So war ihr junger Geſchäftsträger mit ſeinem Raube noch entkommen, und ſie war die Erſte, welche über ſeinen Verluſt die bitterſten Klagen erhob. Daß der kleine Herzog von Bayern nebſt ihm verloren gegangen war, konnte niemand von ihr fordern: man hatte ihr ja nicht einmahl geſagt, wer er ſey, um ſie dadurch zu genauerer Aufſicht auf den fremden Knaben zu veranlaſſen.

Alle Nachſuchungen nach den beyden Verlornen waren vergebens. Die Bekümmerniß, welche Zoe darüber affectirte, fühlte der Herzog wirklich. — Seine Zufriedenheit über die Erreichung ſeines Endzwecks in Anſehung des Königs ward hierdurch merklich geſchwächt, und ſie ſollte es noch mehr werden, als er in der Folge den Zuſammenhang des Ganzen erfuhr.

Gegenwärtig ließ er ſich den Kummer über den Verluſt des jüngſten und liebſten unter ſeinen Söhnen, und über die Unmöglichkeit, Nachricht *von ihm zu erhalten*, nicht verlei-

den, der Ausführung seiner großen Anschläge Anstand zu geben; er ging mit Muth und Entschlossenheit weiter.

Otto war in seiner Gewalt: er hielt ihn königlich, affectirte viel Liebe zu ihm, und nannte sich seinen Vormund und Statthalter. Er fand, daß dieser Nahme ihm Beyfall erwarb; jedermann sagte, Otto sey besser unter der Zucht eines Vetters aufgehoben, welcher in der Schule des Unglücks weise geworden war, als unter der Aufsicht der Kaiserinnen, welchen beyden, als Ausländerinnen, das Volk nur halb zugethan war. Dieß machte ihn kühn genug, sich völlig der angemaßten Würde gemäß zu betragen, und keinen Vorschlägen Gehör zu geben, die man ihm zu Auslieferung des jungen Königs that. Wäre er in diesen Schranken geblieben, niemand hätte ihm Eintrag thun können, selbst der kluge allgemein beliebte Willigis nicht, unter dessen Zucht das Volk seinen König so gern hätte erwachsen sehen.

Herzog Henrich lud die sächsischen Großen nach Magdeburg ein, und der Umstand, daß alle unweigerlich erschienen, bekräftigte ihn in seinem Wahne, daß er bereits fest genug sitze, um alles zu wagen. Er trat kühnlich mit der Vorstellung ans Licht, daß es lächerlich, fast schimpflich für das deutsche Reich sey, ein dreyjähriges Kind König zu

ennen, und daß dieſe Würde dem bejahrten Enkel Otto des Großen beſſer zukomme, als em unmündigen; doch wolle er ſich vor der hand mit der bloßen Mitregentſchaft begnü- en, wenn man nur keine Schwierigkeiten achte, ihm ſo wohl als ſeinem jungen Vet- er, den Nahmen eines Königs der Deutſchen zugeſtehen.

Man erſtaunte über einen ſolchen An- rag: man hatte Vorſchläge zum Beſten des Reichs, zum Beſten des jungen Königs er- wartet, und erfuhr das Gegentheil. Das Er- ſtaunen war indeſſen nicht bey allen aufrich- ig. Henrich war zu klug, hier etwas ganz auf ungewiß gewagt zu haben. Viele von den Anweſenden waren bereits von ſeinem An- rage unterrichtet, und ihre Billigung war dem Herzoge gewiß. Die böhmiſchen und pohlniſchen Herzoge, der Fürſt der Obotriten und andere hatten keine Einwendung; ei- nige andere bathen um Bedenkzeit und Ru- he, ſich von dem dem kleinen Otto geleiſte- ten Eide los zählen zu laſſen, indeſſen nur wenige die Verſammlung mit Unwillen ver- ließen.

Was für Ausſichten für die Getreuen des jungen Königs! Die Kaiſerinn Adelheid war untröſtlich. Das Mittel, welches ihr Zoe an die Hand gegeben hatte, ihren Enkel wie- der in ihre Gewalt zu bekommen, ſchien ihr

theils schwach und unzuverlässig, theils ihrer Würde ungemäß, und der Nahme des Herzogs von Bayern, der in ihrer Gewalt war, wäre vielleicht in den gegenwärtigen Verhandlungen mit seinem Vater nicht einmal genannt worden, wenn Andere sich dieses Mittels nicht besser zu bedienen gewußt hätten.

Theophanien hatte auf ihrer Reise nach Italien das Gerücht von dem geänderten Schicksale ihres Sohns sehr bald erreicht, und sie hatte nicht gesäumt, in die Gegenden zurück zu kehren, die sie kaum verlassen hatte. Worms sahe sie schnell wieder; und als sie erfuhr, daß Adelheid sich zu Rohrheim aufhielt, so eilte sie, sich zu ihr zu verfügen. Unsere Leser kennen den Ton, welcher unter beyden Kaiserinnen herrschte, zu gut, um zu wähnen, Zuneigung habe sie zu ihr gezogen; nichts, als die Überzeugung, war es, daß es nothwendig sey, jetzt mit einer Person gemeinschaftlich zu agiren, welche in diesem Falle gemeinschaftlichen Kummer und gemeinschaftlichen Vortheil mit ihr hatte. Adelheid konnte ihr die Begebenheit mit Erich und dem jungen Herzoge von Bayern nicht verhehlen: Theophanie bemächtigte sich beyder als ihres Eigenthums, und versprach, sich der Intrike der schlauen Zoe auf eine Art zu bedienen, welche ihren Zweck nicht verfehlen könnte.

Adelheid und die Stände hatten ihre öf-

sentlichen Verhandlungen mit dem eingedrungenen Regenten, und zwischen Henrich und Theophanien gingen fleißig heimliche Bothschaften ab und zu. Adelheid baute alles auf die Klugheit und Beredtsamkeit des Erzbischofs von Maynz, Theophanie auf den Erfolg heimlicher Drohungen und Verheißungen: beyde hatten vielleicht Recht, und die Anschläge beyder trugen zu der glücklichen Entscheidung bey, die bald nach der nächsten Reichsoersammlung zu Bilsenstadt erfolgte.

Herzog Henrich ließ sich ziemlich schnell von seiner Höhe herab. Auf den Königstitel ward gänzlich Verzicht gethan; auch der Nahme eines Regenten ward gänzlich aufgegeben, wenn er nur wieder in den Besitz seines Eigenthums gesetzt würde. So erhielt er das Herzogthum Bayern, das bisher ein anderer besessen hatte, öffentlich, und seinen Sohn von Theophanien heimlich zurück, und lieferte dagegen den kleinen Otto zu Rohrheim wieder in die Hände seiner Mütter und der Stände. Geschreckt durch die Standhaftigkeit der ottonischen Parthey, an deren Spitze Willigis und Conrad von Schwaben standen, und in Furcht gesetzt durch anrückende Heere, war er bereit, seinem kleinen Vetter den Eid der Treue zu schwören, zog in sein wieder eingenommtes Land, und überließ Andern ein Geschäft, in welches er sich

ſo unglücklich gemiſcht hatte, das Geſchäft, für das Beſte des deutſchen Reichs und ſeines Königs zu ſorgen.

VIII.

Ein Zeitraum von fünf Jahren.

Wie glücklich waren die beyden Mütter in dem wieder erlangten Beſitz ihres Lieblings! wie doppelt glücklich wären ſie geweſen, wenn jede ſich denſelben für ſich allein hätte verſichern können! Beyde waren indeſſen zu verſtändig: um ihre Anſprüche zu einer vernenten Urſache des Streits zu machen: ſie unterwarfen ſich dem, was die Stände beſchloſſen, und die ältere Kaiſerinn war es zufrieden, daß in Regierungsgeſchäften der Nahme Theophaniens vor dem ihrigen den Rang behauptete, weil ſie doch die Genugthuung hatte, daß Willigis, den ſie mit ſo vielem Recht hoch ſchätzte, der Regentinn an die Seite geſetzt wurde; der Hofmeiſter ihres Enkels, ein gewiſſer Hoico, ſtand ihr zwar nicht ſonderlich an, aber deſto vergnügter war ſie, daß man ihm den Abt Bernward, ihren Beichtvater, zum Lehrer gab; ſo waren beyde Damen zufrieden geſtellt, und ſchieden als Freundinnen, Adelheid nach Quedlinburg, wo ihre Tochter, die Prinzeſſinn Mathilde, Äbtiſſinn war, und Theophanie nach Italien, um nur einige Monathe lang unter

dem daſigen mildern Himmel reinere Luft zu ſchöpfen, als in dem rauhen Germanien, das ihr nun einmahl unausſtehlich war.

Margraf Eckard von Meißen hatte bey all dieſen verwirrten Händeln redlich und ſeines Charakters würdig gehandelt; und doch traf ihn das Schickſal ſo machen edlen Mannes, verkannt zu werden. Der einzige geringfügige Umſtand, daß er der Erſte war, welcher Warins gedachte, warf ein zweydeutiges Licht auf ſeine Handlungen. Niemand war, der ihn ins Geſicht eines Unrechts oder einer Falſchheit beſchuldigen durfte; aber ſeine Feinde ſagten ſich ins Ohr, er ſey ſehr auf der Seite des Herzogs von Bayern geweſen, indeſſen einige andere noch boßhafter hinzu ſetzten, er ſelbſt habe Neigung gehabt, die Hand nach der deutſchen Reichskrone auszuſtrecken; ein Gedanke, der ihn damahls gewiß nicht, und in ſpätern Jahren nur dann erſt in den Sinn kam, als der letzte der Ottonen dahin war.

Eckard merkte den böſen Verdacht, in welchem er war; aber er konnte ſich nicht gegen etwas vertheidigen, deß man ihn nicht laut beſchuldigte, und er entſchloß ſich, durch Thaten zu reden. Die meiſten der verſammelten Fürſten zogen wieder heim auf ihre friedlichen Schlöſſer: aber er verſagte ſich dieſe Ruhe, und zog *aus*, Ottos Kriege füh-

zu helfen: die Macht, welche er bey dem
ere hatte, konnte und durfte man ihm
ht nehmen, und er bediente sich derse
n so, daß er jedermann, selbst seinen Fein
en, als der Mann ohne Tadel, der er wirk
ich war, in die Augen fallen mußte. Durch
ihn kam der Vergleich mit dem Könige von
Frankreich zu Stande, und sein Schwert
demüthigte nachmahls auch die nordlichen
Wenden. Überall großmüthig, überall un
eigennützig, arbeitete er nicht für sich, son
dern für seinen König, denn aller Vortheil,
den er eroberte, ward nicht für ihn, sondern
für einen andern aufbehalten.

Mehrere Jahre gingen auf diese Art hin,
ohne daß Eckard seine Lande und sein Haus
wieder sah: hätte die Markgräfinn Luitgard
noch gelebt, dieß wäre nicht geschehen; aber
Hatteburgis, die ihre Stelle einnahm, so
schön, so gefällig, so einschmeichelnd sie war,
zog ihren Gemahl nicht mit so starken Ban
den nach sich, daß er ihr zu Liebe das Ge
räusch des Kriegs hätte vergessen, und, wi
er bey seiner ersten Gemahlinn gewohnt wa
wenigstens ein Mahl des Jahrs hätte komm
sollen, in ihren Armen auszuruhen.

Die Weihnachtszeit, da wegen der stre
werdenden Kälte alle Waffen zu ruhen
pflegten, war sonst die glückliche Peri
welche der Burg zu Meißen immer ihren

wieder gab; die alten Bedienten des Schloſſes kannten dieſen Gebrauch, und ſahen im erſten Jahre der neuen Markgräfinn der Wiederhohlung desſelben entgegen; aber als ihre Hoffnung dieſes und die folgenden Mahle vergebens war, ſo warteten ſie nicht mehr, ſondern beſtärkten ſich in dem, was ſie täglich zu ſagen pflegten, daß hier nicht alles mehr ſo ſey, wie es ſonſt geweſen wäre. Weit ſchlimmer ward alles auf dem Schloſſe, ſeit der Biſchof von Meißen, der ehrwürdige Volckold, todt war. Sein Anſehen hatte unter Hatteburgens verwirrter Regierung noch alles in Ordnung erhalten; ihm hatte der Markgraf bey ſeiner Abreiſe die Sorge für Luitgarden anvertrauet, von welcher er fühlen mußte, daß ſie bey ihrer Stiefmutter nicht ganz wohl aufgehoben war: Volckold war der Vater, der Lehrer Werners und Luitgardens geweſen; aber ſein Tod machte ſie zu Waiſen, und die Rückkehr des Markgrafen wäre hoch nöthig geweſen, ihr Schickſal zu verbeſſern.

Ich weiß, manche meine Leſer werden das Betragen des Helden nicht billigen, daß er ſich ſeiner jungen Gemahlinn und ſeiner Tochter entzog, und ich könnte ihn ſchlechterdings mit der vormahligen Sitte entſchuldigen, nach welcher die wilden Krieger nichts mehr haßten, *als häusliche Ruhe*, ihre Gemahlin-

nen lange vor ihrem Absterben schon zu Wittwen machten, und, indem sie dem Streite in fernen Landen nachzogen, sich um nichts weniger bekümmerten, als wie es daheim zugehen möchte: Markgraf Eckard hatte indessen wichtigere Beweggründe, die Mauern seines Hauses zu scheuen, als die herrschende Mode.

Hatteburgis besaß tausend Reize, aber gerade diejenigen nicht, welche ihn an seine erste Gattinn gefesselt hatten: holde Einfalt, stille Häuslichkeit, und fromme Unschuld. Er der draußen im Felde so sehr für das kriegerische Waffengetümmel war, liebte die heilige ernste Ruhe der Weisen in seinem Hause; das Geräusch der Hofdamen und jungen Edelknechte, welche Hatteburgis mit sich nach Meißen gebracht hatte, die unablassigen lärmenden Feste, welche dem Adel und den benachbarten Fürsten gegeben wurden, behagten ihm nicht. Auch liebte er eine Art ernster Unterhaltung, welche er bey Hatteburgen gar nicht fand; muthwilliger Spott kleidete ihr Gesicht in ein ewiges Lächeln, und ihr beißender Witz war alleMahl fertig, einen Gegenstand, der ihr nicht gefiel, und sollte es der wichtigste von der Welt gewesen seyn, unbarmherzig zu erniedrigen, und so herab zu setzen, daß er selbst *dem, dem* er zuvor theuer war, endlich in

n gehäſſigen Lichte erſcheinen mußte.
ickſal durch die ſpottende Zunge der Mark-
nn erfahren. Das Gebäude war alt, die
heln noch aus den Zeiten Alarichs, die
ten übel angelegt, die Bedienten alt und
eſchickt, Kapelläne ſchlecht unterwieſen,
der Augapfel ihres Vaters, die kleine
gard, ein albernes kleines Mädchen, aus
hem nie etwas werden konnte. Waren Ge-
che dieſer Art, welche Eckard gleich im
n halben Jahre ſeines Eheſtandes täglich
n mußte, wohl im Stande, ihm ſein
s angenehm zu machen? Gefälligkeit in
rn Dingen, und Schmeicheleyen konnten
Wunden nicht ſo ſchnell wieder heilen,
he Hatteburgens giftiger Witz einmahl ge-
gen hatte, am wenigſten ein gewiſſes
üchelchen, das die Markgräfinn für ein
erſale für alle Schmerzen halten muß-
die ſie ihrem Gemahle zu machen pflegte,
ſie es alle Mahl brauchte, wenn ſie ſich be-
it war, daß ſie ihrem Muthwillen den
el wieder mit aller Unvorſichtigkeit gelaſ-
hatte. Ihr war einſt prophezeyet worden,
ollte Kaiſerinn werden; ſie wußte gewiß,
ihr theurer Gemahl einſt dieſe Weiſſa-
g in Erfüllung bringen würde; die Züge
höchſten Würde ſtanden ſchon ihr ganz le-
ch auf ſeiner Stirn, und ſie flehte den
s in Eckards Burg hatte bereits dieſes

Himmel an, alles wahr zu machen, was ihr von der Zukunft ahndete.

Was für Reden für den verſtändigen biedern Eckard! war etwas im Stande, ihm die Schwätzerinn ganz unausſtehlich zu machen, ſo waren es dieſe von der unbeſonnenen Dame bis zum Ekel wiederhohlten Worte. O es iſt keine Kleinigkeit für den verſtändigen Mann, eine Thörinn zum Weibe zu haben, ſelbſt wenn ſie ſchön und von untadelhafter Aufführung iſt. Die häßliche wird man mit der Zeit gewohnt; die Laſterhafte wird endlich wenigſtens durch die Jahre gebeſſert, aber die Thörinn bleibt ewig was ſie iſt, eine drückende Laſt auf einem ſchlüpfrigen Wege! die den, welcher mit ihr beladen, auf immer an ſie gekettet iſt, bey jedem Schritte ſtraucheln macht.

Niemand befand ſich bey der langen Abweſenheit des Markgrafen unter der Regierung dieſer Markgräfinn übler, als die junge Luitgard. Je älter ſie ward, je tiefer fühlte ſie ihr Unglück, und die Mängel ihrer eigenen Zucht. Was konnte ſie für eine Erziehung bey einer Mutter genießen, welche weder Liebe für ſie, noch Nachdenken genug hatte, ihr zur Führerinn und zum Beyſpiele zu dienen? Ihre eigene Tochter, die junge Römhild, wuchs faſt ohne Aufſicht heran, deſto mehr vernachläſſigt, da partepiſche Mut-

terliebe jeden ihr angelegten Zwang für Grauſamkeit gehalten haben würde.

Es gehört unendlich viel Verſtand dazu, einige Mängel ohne fremde Anleitung zu fühlen; Luitgard fühlte, was ihr gebrach, fühlte, daß ſie hier ewig unwiſſend und ungebeſſert bleiben würde. Römhild, mit der innigſten Selbſtzufriedenheit begabt, fühlte nichts hiervon; auch halfen unabläſſige Schmeicheleyen dazu, ſie in dem Wahne von ihrer Vollkommenheit zu erhalten. Ward ſie durch etwas beunruhigt, ſo wars dadurch, daß ſich ihre bisherige Geſellſchaft auf dem Schloſſe zu vermindern begann, und daß ſie nach gerade der peinlichſten langen Weile entgegen ſehen mußte. Fünf Jahre waren ſeit der Abreiſe des Markgrafen verfloſſen; Römhild war zwölf, Luitgard zehn Jahre alt: die Grafen von Nordheim, ſchon völlig zum Jünglingsalter heran gereift, waren von ihrem Vater zu Erlernung ritterlicher Übungen nach Italien geſchickt worden, und Graf Werner, welcher mehr Neigung zu den Wiſſenſchaften, als zu den Waffen, bezeigte, ſollte nach Hildesheim zum Scholaſticus Reinald, einem Verwandten ſeines Vaters, gethan werden, um daſelbſt unter den Büchern die Jahre vollends heran zu bringen, in welchen damahls ſchlechterdings jeder Jüngling von Stande, er mochte *Luſt und Geſchick* dazu haben oder

nicht, das Schwert ergreifen mußte, wenn er nicht gesonnen war, Mönch zu werden.

Was für Aussichten für Römhild! welche scheußliche Einsamkeit für sie, da sie noch zu jung war, um an den Vergnügungen ihrer Mutter Theil zu nehmen! Sie war uneinig mit sich selbst; sie haßte jedermann, beredete sich sogar, diejenigen zu hassen, deren Abschied ihr eigentlich Schmerzen machte. Die Grafen von Nordheim hatten auf die Letzt der aufblühenden Luitgard zu viel Aufmerksamkeit sehen lassen, und Werner war ein stiller einfältiger Knabe, der ihr ja nicht das geringste Vergnügen machte; so beredete sie sich, ihre bisherigen Gesellschafter ganz wohl entbehren zu können, da sie doch, selbst an den Verlust des Letzten, nicht ohne Thränen denken konnte.

IX.

Die Damen von Gandersheim.

Auch Luitgard fühlte Kummer; aber er war von edlerer Art. — „Wenn du das Schloß verlassen haben wirst," sagte sie zu ihrem jungen Freunde, „so habe ich niemand mehr, als meine Schwester Römhild, die mich nicht liebt, und von welcher ich, da sie in nichts klüger ist, als ich, nichts Gutes lernen kann."

„Und was hast du Gutes von mir gelernt, Luitgard," erwiederte er, „da du wohl weißt,

daß ich mit dir und Römhild ziemlich in einer Reihe stehe?"

„Ich habe gelernt mich nach mehrerm Wissen sehnen; dieß hätte mich Römhilds Umgang nicht gelehrt: denn sie ist so unwissend, daß — daß sie selbst nicht weiß, daß sie es ist. Und nun gehst du hin nach Hildesheim, und alle deine Wünsche werden erfüllt, ohne daß es dir möglich ist, mich an deinem Glücke Theil nehmen zu lassen!"

„Höre, Luitgard!" sagte Werner nach einigem Nachdenken; „dir wäre zu helfen, wenn man dich in das Kloster zu Gandersheim bringen könnte; dort lebt meine Base Waldburg, welche mich in meinen frühesten Jahren erzog, und die viel klüger ist, als du jemahls zu werden brauchst, sie würde dich gern in allem unterweisen, was du begreifen könntest." —

„O ich kann viel begreifen," erwiederte Luitgard; „ohne Unterricht, bloß von meinem Auge gelehrt, sollte mich der Umgang mit guten Leuten bessern. Mich dünkt, ich habe der Tochter der Herzoginn von Sachsen, als sie neulich mit ihrer Mutter hier war, vieles abgelernt, ungeachtet sie sich wenig mit mir abgab."

Werner meinte, das sächsische Fräulein habe so etwas Höfisches an sich, wovon er nicht *wünschen wollte*, daß es Luitgard an

ſich nehmen möchte, und das Kloſter zu Gandersheim würde auf alle Fälle die beſte Schule für ſie werden. So rathſchlagten die jungen Leute über Dinge, welche das Schickſal dennoch endlich in Erfüllung brachte. Werner verließ bald darauf ſeine bisherige Geſpielinn mit brüderlichen Thränen, und ſie weinte ihm ſchweſterlich nach: keine andere, als Geſchwiſterliebe hatte noch in ihren Seelen Raum; auch wär' es gut geweſen, wenn es auf einer, wie auf der andern Seite ewig bey derſelben geblieben wäre.

Die Markgräfinn von Meißen ward zuweilen von ihrer Schweſter, der Herzoginn von Sachſen, und der Gräfinn von Nordheim beſucht; die erſte eine, edle aber ſtolze Dame, hatte nie Luitgardens Herz gewinnen können; aber die ſanfte Eliſabeth von Nordheim, die jedermann, der ſie ſah, bezauberte, beſaß ihre Neigung ganz, und näherte ſie ſich durch jenes gefällige herab laſſende Betragen, durch welches Kinder ſo unwiderſtehlich an Erwachſene gefeſſelt werden. Ihr Beſuch auf dem Schloſſe zu Meißen war Luitgard alle Mahl die Erſcheinung eines himmliſchen troſtbringenden Weſens; ihre Ermahnungen, ihre Winke von den weiblichen Vollkommenheiten, welche ſie ſelbſt in ſo hohem Grade beſaß, hatten zuerſt Wünſche in der Seele des jungen Mädchens hervor gebracht, die jetzt zur

heißeſten Sehnſucht geworden waren. Luitgard nannte bey den Klagen über ihre gegenwärtige Lage einſt gegen die edle Eliſabeth das Kloſter Gandersheim, welches ſeit Werners Abſchiede ihr fixe Idee geworden war, und äußerte das Verlangen, dort des Unterrichts der klugen Waldburg zu genießen, die ſo viel wußte, als ſie, laut Werners Ausſage, in ihrem Leben nicht zu lernen brauchte.

„Gedulde dich, mein Kind!" ſagte Eliſabeth, als ſie eine Weile mit dem jungen Fräulein über dieſen Gegenſtand geſprochen hatte; „die Herzoginn von Sachſen, meine Schweſter, iſt Willens, ihre Tochter an den Hof der Kaiſerinn Theophanie zu bringen; und wenn ſie ſich, wie Hatteburgis wünſcht, bewegen läßt, der junge Römhild gleichen Vortheil zu verſchaffen, ſo, dächte ich, ſollte es mir leicht werden, dich nach Gandersheim zu bringen: du würdeſt, wenn du zurück bleibeſt ohne dieß deiner Mutter nur eine Laſt ſeyn."

„Das bin ich ſchon jetzt," weinte Luitgard. „O ich bitte euch, gute Gräfinn! nennt eure Schweſter nicht meine Mutter; ſie iſt es nicht! mütterliche Liebe habe ich nie von ihr genoſſen, nur feindſeligen Spott, welcher mich von Fehlern beſſern ſoll, die ich ſo wohl fühle, als andere, welche mir doch nicht ſagen wollen, auf was für Art ich ſie ablegen ſoll."

„Oder," fuhr Elisabeth fort, „wünschest du lieber, ebenfalls bey Hofe angebracht zu werden?"

„Bey Hofe, theure Gräfinn? abgerechnet, daß ich hierzu wohl noch zu jung bin, wo sollte ich Muth hernehmen, mit all meinen Fehlern, mit all meinen Unvollkommenheiten dort zu erscheinen? Nein, ich wähle mir das Kloster, und will, wenn es euch beliebt, ewig dort bleiben, wenn ich nur aus diesem Hause befreyet werde."

Elisabeth verwies Luitgarden den Haß, mit welchem sie von dem Hause ihres Vaters sprach, und diese entschuldigte sich sehr vernünftig damit, daß sie den Ort, wo sie ihren Vater seit Jahren nicht gesehen habe, nicht mehr für sein Haus rechnen könne, da sie ja nicht wisse, ob er selbst noch Vater für sie sey, indem er so lange abwesend seyn könne, ohne sich nur ein Mahl an seine Tochter zu erinnern. „O habt Mitleiden mit einer vater- und mutterlosen Waise," fuhr sie fort: „ich wollte, ihr wäret meine Mutter geworden; dann würde mir wohl gerathen seyn!"

Elisabeth verbarg ihr erröthendes Gesicht an Luitgardens Busen; ach das junge Mädchen hatte hier etwas gesagt, das ihr ans Herz griff! sie war mit ihrem Gemahle nicht glücklich; seine Härte und die Untugenden ihrer Stiefsöhne verbitterten ihr das Leben.

Mit einem Manne, wie Markgraf Eckard, würde sie glücklich gewesen seyn: sie konnte sich dieses nicht verbergen, und zürnte oft auf ihre Schwester, daß sie ihr gutes Loos verkannte, und sich und das Haus, in welches sie gekommen war, durch ihre Thorheit so elend machte.

Alle Werthschätzung, welche Elisabeth für den Markgrafen von Meißen hägte, fiel auf seine Tochter; durch den Wunsch, sie zur Mutter zu haben, hatte Luitgard ihr vollends das Herz gestohlen, und sie gelobte sich selbst, ihr von diesem Augenblicke an Mutter zu seyn. Sie wendete sich mit Ernst für sie zu Erfüllung ihres Wunsches, nach Gandersheim zu kommen. Bey der Markgräfinn von Meißen hatte sie wenig Schwierigkeiten zu überwinden; diese war zu froh, auf diese Art einer lästigen Stieftochter los zu werden, als hier nicht einzuwilligen. Etwas mehr Mühe hatte die Gräfinn Elisabeth zu Gandersheim, die Aufnahme der kleinen Luitgard zu bewirken, da die dasigen Nonnen sich eigentlich nicht mit den Geschäfte der Erziehung abgaben, und, das Fräulein von Meißen noch zu jung, und Elisabeth eingestand, noch zu ungebildet dazu, um hier etwas Anders, als Unterricht, zu suchen.

Doch drang sie endlich durch: die Äbtissinn Gerga, eine Tochter Heinrichs des Ersten,

erklärte, daß sie nichts wider die Aufnahme der wißbegierigen Luitgard einzuwenden habe, und ihre Vertraute *), Helena von Roßow, setzte lächelnd hinzu, daß sie selbst ein Beweis von der Bereitwilligkeit der königlichen Nonnen sey, den Unwissenden Unterricht angedeihen zu lassen.

Die Gräfinn von Nordheim wollte es selbst seyn, welche Markgraf Eckards Tochter ihr Glück ankündigte; auch nahm sie es über sich, das junge Fräulein an den Ort ihrer Bestimmung zu begleiten. Was die sparsame Stiefmutter, nur auf Römhilds glänzende Erscheinung bey Hofe bedacht, an Luitgardens Ausstattung abgekürzt hatte, das ersetzte Elisabeths Vorsorge, und das Fräulein ward auf eine Art in ihrem neuen Aufenthalte vorgestellt, die ihrem Stande Ehre machte.

Luitgard brauchte sich nur zu zeigen, um zu gefallen. Wir haben noch nichts von ihrer Person gesagt; aber hier ist es Zeit, das zu bestätigen, was unsere Leser von der Heldinn eines Romans schon vermuthen können, daß sie schön war; doch sind wir zu aufrichtig, um sie für ein Wunder von Reizen auszugeben: Luitgard fand viele ihres gleichen, fand

*) Sie rühmt in ihren Schriften den ersten Unterricht im Lesen und in der lateinischen Sprache von Gerbergen erhalten zu haben.

in dem Hauſe ihres Vaters eine Per-
welche ſie in den Vorzügen ihres Kö-
übertraf. Ihre Stiefſchweſter Römhild
ſehr ſchön, glich ihrer reizenden Mutter,
noch jetzt viele um ſich her verdunkelte,
mmen. Luitgardens Vorzug beſtand
tſächlich in der gänzlichen Unbekanntſchaft
ihren eigenen Annehmlichkeiten, in der
demüthigen Meinung von ſich ſelbſt, in
Beſtreben, ſich gefällig zu machen, und
Vollkommenheit zu erreichen, welche die
nheit unwiderſtehlich macht. Von Kind-
an gewöhnt, die ſchönere Römhild um
u ſehen, und ihr Lob aus jedem Munde
ren, fiel es ihr gar nicht ein, daß ſie
Aufmerkſamkeit erregen könne. Sie hielt
ür eine ſehr gleichgültige Figur, und irrte
ſo ſehr, als wie in dem Wahne von
Unwiſſenheit. Luitgard war nicht unwiſ-
; die Schülerinn Biſchof Volckolds konn-
nicht ſeyn; ſie hatte ſeine frühen Lehren
ßt, und ſeit ſie ihn entbehren mußte, ſo
ind ein inneres Gefühl vom Schicklichen
Unſchicklichen, vom Wahren und Falſchen,
genauer Aufmerkſamkeit auf diejenigen,
e ſie für vollkommener hielt, als ſich
, die Stelle eines Zuchtmeiſters ſo gut,
ſie in den Jahren, in welchen ſie ſich
überlaſſen war, wenigſtens nicht zurück
nmen ſeyn konnte.

So war ſie, und ſo zeigte ſie ſich den Kloſterfrauen zu Gandersheim gleich in den erſten Stunden. Luitgard hatte nichts Gekünſteltes, nicht Verſtecktes an ſich; ihr Charakter war ſo leicht zu durchſchauen, als der klare Kryſtalltropfen, in welchem ſich die Sonne ſpiegelt; ſie ſehen, ſie ganz kennen, und ſie auf immer lieb gewinnen, war hier für alle das Werk eines Augenblickes; alle wurden ihr gewogen, von der erlauchten Domina an, bis auf die alte Laienſchweſter an der Pforte. Neid zu erregen, war ſie zu jung; auch waren die Damen zu Gandersheim, welche zur damahligen Zeit in beſonderem Tugendrufe ſtanden, vielleicht freyer von dieſem Gebrechen, als je Kloſterfrauen geweſen ſeyn mochten.

Anſtatt der Beſchreibung von der Beſchaffenheit des Kloſters und den wenigen Vorgängen, welche Luitgardens Aufenthalt daſelbſt auszeichneten, ſey es uns erlaubt, unſern Leſern einen Brief des Fräuleins mitzutheilen, welchen ſie nach Verfluß zweyer Jahre an die Gräfinn von Nordheim ſchrieb; ſchon dieſes, daß ſie die Feder zu führen wußte, kann zum Beweiſe dienen, daß ſie ihren Aufenthalt unter den gelehrten Nonnen zu Gandersheim wohl genutzt hatte.

Luitgard an die Gräfinn von Nordheim.

„Ob ihr leſen könnt, theure Gräfinn, weiß

ich nicht; mir iſt es nie eingefallen, euch darum zu fragen: aber daß ich ſchreiben kann, das ſollen euch dieſe Zeilen beweiſen. Es wird doch einer eurer Kapellane ſeyn, der euch dieſe Züge verdeutſchen kann; und im Falle ihr meinen Brief, der doch nichts Heimliches enthalten ſoll, weil ich nicht weiß, ob ich für euch allein ſchreibe, niemand anvertrauen wollet, ſo werden euch die ſchönen bunten Züge meiner Feder, und die großen ausgemahlten Buchſtaben doch wenigſtens ſo viel Freude machen, als die Stickerey, welche ihr mit dieſem Briefe zugleich erhaltet: es iſt ein Fähnlein mit dem Wapen eures Hauſes, dem roth und weiß geſtreiften Löwen im blauen Felde. So bald ich die Nadel zu führen, und die Farben zu verbinden verſtand, hielt ich es für Pflicht, euch das erſte Opfer meines Fleißes zu bringen, euch, meine zweyte, meine einzige Mutter, die ihr mich aus der Finſterniß der Unwiſſenheit geriſſen habt! — Den Brief habe ich ſogleich angefangen, nachdem die Stickerey geendet war: er wird nicht ſo bald fertig werden, als das Nadelwerk; denn ſchreiben koſtet mehr Mühe, als nähen; auch werde ich viel ſchreiben, und keine Verzierungen ſparen, damit ihr den Brief, wenn ihr wollt, als ein Bild in eurem Cabinette aufhängen könnt. Ich bin ſehr eitel, liebe Gräfinn! könnt ihr glauben,

daß mir in dieſem Augenblicke der Gedanke ein zuvor noch nie gefühltes Entzücken verurſacht, daß dieſer Brief, den ich ohne Urſache auf Pergament ſchreibe, bey eurem Hanſe bleiben, und daß man ſich noch nach hundert Jahren ſagen wird, die Tochter des Markgrafen von Meißen, des heldenmüthigen Eckards, die zwölfjährige Luitgard, habe dieſes geſchrieben."

„Dieß war die Vorrede; nun das Buch ſelbſt: denn mich dünkt, ich möchte euch wohl ein Buch ſchreiben, wenn hierzu nicht Jahre gehörten, die ich nicht abwarten mag, aus Begierde, euch bald Nachricht von mir zu geben.

„Tauſend Dank euch, meine Mutter, die ihr mich hierher brachtet, wo es mir ſo wohl geht, und tauſend Dank dem guten Werner, daß er mir den Nahmen Gandersheim zuerſt nannte! ich habe in der kurzen Zeit, welche ich hier bin, viel gelernt, und bin um vieles beſſer und klüger geworden; nur einige Eitelkeiten ausgenommen. Stolz iſt, wie ich merke, von Wiſſenſchaft nicht zu trennen: doch ich denke auch dieſen Fehler zu verbeſſern, wenn ich ſo viele meiner Bekannten bemerke, welche weit über mir ſtehen, und welche ich in ihrer Höhe weder erreichen kann noch will. Der Grad des Wiſſens, welchen ſich Fräulein Waldburg, die Baſe Graf Werners, zu eigen gemacht hat,

genügt mir vollkommen. Sie führte die Nadel und die Feder mit gleicher Vollkommenheit, und war in beyden meine Lehrerinn; auch verſteht ſie etwas Latein, um im Chor mit Andacht ſingen zu können. Aber da ſind andere unſerer Nonnen, welche ſo gelehrt ſind, wie Biſchof Volckold, welchen Gott tröſte. Unſere Äbtiſſinn, Frau Gerberga, verſteht das Griechiſche und mehrere Sprachen, und Helena von Roßow, die ihr in dieſem Stücke nichts nachgibt, ein Fräulein, das nicht mehr jung, auch gar nicht ſchön iſt, redet Verſe, welche ſich an allen Enden reimen. Dazu ſchreibt ſie Bücher, welche zwar den Zügen nach nicht ſo ſchön, auch nicht ſo künſtlich gemahlt ſind, wie die Schriften meiner Lehrerinn Waldburg; aber dafür ſind ſie deſto gelehrter. Wer kann viel und gelehrt, und dazu auch ſchön ſchreiben? ihr ſehet wohl, liebe Gräfinn, daß dieß unmöglich iſt. Das Fräulein von Roßow lieſt uns des Abends aus ihrer Geſchichte Kaiſer *) Otto. I.; es iſt ſchön und beweglich zu hören; aber Fräulein Waldburg ſagt, nicht alles ſey wahr, was Helene in derſelben geſchrieben hat: deſſen ungeachtet labt ſich unſere Äbtiſſinn ſehr an den Thaten ihres Verwandten."

*) Helena von Roßow, welche dem Leſer vielleicht unter dem Nahmen Roswithe bekannt iſt, ſchrieb dieſes Buch auf Verlangen Kaiſer Otto's II.

kaum iſt noch Raum für meinen Nahmen! Eure

Tochter Luitgard,
geborne Markgräfiun von Meißen."

X.

Adelheid findet im Kloſter einen Edelſtein für ihre Krone.

Wahrſcheinlich würde der Gräfinn von Nordheim, welche dieſes Schreiben wirklich leſen konnte, weit mehr mit genauer Erzählung des Verſchwiegenen gedient geweſen ſeyn, als mit Luitgardens Schlußzierrathen, ſo bunt und kunſtreich ſie auch waren. Sie erfuhr dasjenige, worauf die junge Schreiberinn zielte, erſt nach der Ausführung; wir aber fühlen die Verbindlichkeit, unſere Leſer ſogleich mit dem bekannt zu machen, wovon das Fräulein von Meißen nicht ohne Urſache große Änderungen in ihrem Schickſale ahndete.

Der Beſuch der Kaiſerinn Adelheid und der Äbtiſſinn zu Quedlinburg, der Prinzeſſinn Mathilde, war nichts Seltnes in dem Kloſter, in welchem Luitgard lebte. Die Verwandtinn dieſer beyden Damen, die ehrwürdige Äbtiſſinn Gerberga, welche Alters und Schwachheit wegen ihre Mauern nie verließ, verdiente von ihnen ſo ſehr geliebt und aufgeſucht zu werden, als wirklich geſchah.

Luitgard bekam in den erſten Zeiten ih-

ses Klosterlebens die beyden Prinzessinnen nicht zu sehen; aber als sie in der Folge der Liebling der Äbtissinn ward, als sie aus eigner Wahl die alte, ihres Gesichts fast gänzlich beraubte Dame fast nie verließ, und, wie diese sich immer ausdrückte, die Stelle ihres Auges vertrat, da mußte sie ihren hohen Besucherinnen bekannt, auf die vortheilhafteste Art bekannt werden. — Ihr erster Anblick machte besonders auf die Kaiserinn einen Eindruck, und veranlaßte Fragen, deren Beantwortung wohl nicht zu Luitgardens Nachtheile gereichen konnte. Gerberga verschwieg nichts, was sich von ihr sagen ließ, als ihren Stand, vielleicht um durch die Entdeckung desselben allen ihren Vorzügen zuletzt den höchsten Glanz zu geben. Adelheid schien aus der Bescheidenheit in dem Betragen und in dem ganzen Aufzuge des jungen Mädchens, so wie aus der tiefen Ehrfurcht, mit welcher sie den Wünschen der alten Domina zuvor kam, sie für eine junge Dame ohne Vermögen und ohne Ansprüche zu halten, die ganz von dem Wohlwollen derjenigen abhing, welche sie so zärtlich bediente; und ihre Anrede war sie war nach diesem Begriffe eingerichtet.

„Ich freue mich, mein Kind," sagte die Äbtissinn, als Luitgard, welche sich ein wenig entfernt hatte, wieder eintrat, „ich freue mich, euch die Pflichten der Dankbarkeit mit

ſo guter Art ausüben zu ſehen: fahret fort, euch gut zu betragen, und mit dem Beyfalle, den euch eure Aufführung erwirbt, müſſen ſich mit der Zeit auch zeitliche Vortheile verbinden."

„Gnädige Frau!" erwiederte Luitgard; „das, was ihr ſelbſt Pflicht nennt, verdient keine Belohnung."

„Schön und edel geantwortet, mein Kind! Aber eine Belohnung kann euch wenigſtens nicht fehlen, das frohe Bewußtſeyn, eurer Wohlthäterinn aus allen Kräften gedankt zu haben."

„Ihrer Wohlthäterinn?" fragte Gerberga; „ſprecht, mein Kind, in welchem Verſtande ich dieſen Nahmen verdiene."

„O meine Mutter!" rief Luitgard, in deren Augen Thränen des Danks glänzten; „in der höchſten Bedeutung dieſes Worts! Die, welche mich der Unwiſſenheit entriß, mich zur Weisheit und Tugend führte, that mehr für mich, als diejenigen, von welchen ich das Leben habe!"

„Und wer waren die Glücklichen, welche ein ſolches Kind Tochter nennen?" fragte die Prinzeſſinn Mathilde, indem ſie Luitgarden näher zu ſich zog.

„Meine Mutter, gnädige Frau," erwiederte das Fräulein, „war Luitgard, eine geborne Herzoginn von Schwaben, und mein Vater

iſt Markgraf Eckard von Meißen, welcher die Ehre hat, das Schwert für ſeinen Kaiſer zu führen."

„Markgraf Eckard von Meißen?" rief Adelheid. „Die Herzoginn von Schwaben, meine Jugendfreundinn," rief die Äbtiſſinn von Quedlinburg, „und ihr, eine Fürſtinn von ſo hohem Hauſe, erfüllt hier Pflichten, die, wie ich wohl merke, freye Wahl, nicht ſchuldige Dankbarkeit zum Grunde haben."

„Dankbarkeit und Wahl, gnädige Frau! Würde ich meiner Wohlthäterinn mehr ſchuldig ſeyn, wenn ich die Tochter eines geringen Mannes wäre, und hier bloß von ihrer Gnade lebte? auch vergebe ich meinem Stande nichts, wenn ich eine Dame bediene, welche nicht nöthig hätte, von Heinrich dem Erſten abzuſtammen, um der Ehrfurcht würdig zu ſeyn, die jedermann ihr bezeigt."

Die Kaiſerinn antwortete dem Fräulein mit einer innigen Umarmung, und Luitgard trat halb beſchämt zurück, als fürchtete ſie, zu viel geſprochen zu haben. Sie hatte es nicht; aber ihre Worte hatten ihr hier Freundinnen erworben, die ihr Ehre machten: Adelheids und Mathildens Stand war es nicht, welcher bey dieſem Ausdrucke uns vor Augen ſchwebt, ſondern die moraliſche Vortrefflichkeit, an welcher beyde über ihr ganzes Geſchlecht *hervor ragten*, und die ſie in den Stand

ſetzte, Tugend und wahren Werth auch an andern richtig zu beurtheilen.

Luitgard hatte ſich entfernt, und zwiſchen den drey Damen begann ein langes Geſpräch, von welchem bloß ſie der Inhalt war. Gerberga, ſo ſehr ihr Herz an dem Fräulein hing, ſo tief ſie fühlte, wie wehe ihr geſchehen würde, wenn ſie ihren Liebling vermiſſen ſollte, war doch mit den beyden andern Prinzeſſinnen darin einig, daß ſie nicht viel länger in dem Stande bleiben dürfe, in welchem ſie jetzt wäre. „Erlaubt," ſagte ſie, „daß ich offenherzig mit euch rede: ein Fräulein, wie Luitgard, würde auf alle Art für mein Kloſter, eine reiche Eroberung ſeyn; aber ich darf nicht hoffen, daß der Markgraf je darein willigen wird, mir ſeine einzige Tochter zu laſſen; eine Tochter, in welcher das Recht zu den höchſten Ehren ſein Eigenthum iſt: durch Luitgarden kann er Anſpruch auf die höchſten Verwandtſchaften machen. Ich wollte, Kaiſerinn, ihr verſtändet mich! Mir würde es Freude ſeyn, euch eine Tochter erzogen zu haben."

„Meine Baſe!" ſagte Adelheid; „ihr ſprechet hier von ſehr großen weit entfernten Dingen; und doch muß ich geſtehen, daß ich nicht ſo bald erfuhr, wer dieſer Engel ſey, als mir ähnliche Gedanken wie ein Blitz in die Seele ſtrahlten. Es möchte uns vielleicht *Noth ſeyn*, den furchtbaren Markgrafen auf

irgend eine Art feſt an uns zu verbinden. Aber redet weiter! mich dünkt, ihr habt noch nicht geendiget."

„Ich hatte nichts weiter zu ſagen," erwiederte Gerberga, „als daß ich es für nöthig halte, Luitgarden, wenn ich ſie einmahl entbehren muß, bald zu entfernen. Ihre Neigung zum Kloſterſtande wächſt mit jedem Tage; ihre Wißbegierde iſt grenzenlos; und ich denke auch, ſie kann ſie nirgends beſſer, als in dieſem Hauſe, befriedigen. Laſſen wir ſie erſt tiefer aus dem Zauberkelche der Wiſſenſchaften trinken; laſſen wir ſie die ſelige Ruhe unſers Standes erſt gewohnter werden, was wird dann noch im Stande ſeyn, ſie in die Welt zurück zu ziehen?"

Gerberga ſprach hier wie eine Dame, die ihrem Stande Ehre machte; wenige Kloſterfrauen würden ähnliche Beſorgniſſe wegen eines jungen Mädchens gehägt haben. Jeder beurtheilt Andere nach ſich ſelbſt, und die gute Domina mußte wohl mehr von den Vorzügen des Lebens der Engel wiſſen, als gemeine Nonnen; ſonſt würde ſie nicht auf die Gedanken gekommen ſeyn, ein Fräulein von Luitgards Alter werde es ungern mit dem Leben in die Welt vertauſchen. —

Sie irrte ſich indeſſen in Anſehung dieſer frommen unſchuldsvollen Seele nicht ganz. Luitgard fand *wirklich gegenwärtig* viel Be-

eher zu seinem, als zu Otto's Besten gebrauchen. Er und Conrad von Schwaben, Helden, deren Schwert fast allein den Thron eines unmündigen Prinzen schützte, wurden nur geschmeichelt und bewundert ins Angesicht, hinter den Rücken weit mehr beargwohnt und gefürchtet. Sie zu stürzen, in ihnen die festesten Grundpfeiler des Reichs zu erschüttern, würde so vergeblich als unbesonnen gewesen seyn: sie bey Gutem zu erhalten, ihre Treue zu fesseln, Otto's Vortheile zu ihren eigenen zu machen, dieses waren leichtere Sicherheitsmittel. Adelheids Getreue, selbst der kluge Willigis, waren unerschöpflich in Planen dieser Art; Dinge, welche Nachdenken bey der besorgten Kaiserinn erregen mußten, und ohne Zweifel jener Idee das Daseyn gaben, welches, als sie die Tochter des gefürchteten Eckards zuerst kennen lernte, wie ein Blitzstrahl in ihre Seele fiel. — Worin diese Idee bestand, wird wohl keiner meiner Leser fragen. Die Äbtissinn von Gandersheim, nicht unbekannt mit den Geheimnissen des Staats, gab in ihrer vorerwähnten Rede deutliche Winke davon. „Mir," sagte sie, „würde es lieb seyn, euch eine Tochter erzogen zu haben;" und Adelheid dachte, „mir würde es lieb seyn, Luitgarden von Metzen einst als die Gemahlinn meines Otto zu sehen, sie, die mit so großen Staatsvortheil-

en ihrem Gemahle zugleich alle Reize des
körpers und des Geiſtes zubringen wird,
ie er nur bey einer Prinzeſſinn ſeines Va-
erlandes wünſchen kann." — Dieſe Dinge,
on welchen damahls der erſte Gedanke ge-
aßt wurde, lagen indeſſen noch in weiten
ferne. Otto war zehn, Luitgard zwölf Jahr:
ier zu frühzeitig, etwas zu beginnen, wäre
o viel geweſen, als alles verderben. Otto
efand ſich gegenwärtig bey ſeiner Mutter in
Italien: man mußte ſeine Rückkehr, mußte
eiferes Alter abwarten, um ihn dann viel-
eicht freywillig eine Wahl thun zu laſſen, auf
elche ſich zu lenken ſein Vortheil ſeyn muß-
e. Luitgards Wunſch, noch einige Jahr im
Kloſter zu bleiben, wurde gebilligt; doch konn-
e ſich Adelheid das Vergnügen nicht verſa-
gen, dem jungen Mädchen, welches wahr-
cheinlich dereinſt eine ſo glänzende Rolle ſpie-
en ſollte, einige vorläufige Proben ihrer Ach-
ung zu geben, und ſie einen kleinen Vor-
chmack künftiger Größe fühlen zu laſſen.

Luitgards Einrichtung zu Gandersheim
ar nach der damahligen Sitte für die zwölf-
ährige Tochter des Markgrafen von Meißen
ehr anſtändig; die gute Gräfinn von Nord-
heim hatte nichts vergeſſen, was ihrem Stan-
e gemäß war, und Hatteburgis, von dem
Gedanken an die nahe Wiederkunft ihres Ge-
mahls geſchreckt, hatte ſich in alles fügen

müſſen, was die verſtändige Eliſabeth verſchrieb; auch hatte ihre eigene Großmuth das noch etwa Fehlende erſetzt. Die Kaiſerinn, bey den Gedanken, die ſie in der Stille für Luitgarden hägte, und die bey genauerm Umgange mit ihr immer deutlicher wurden, fand in ihrer Verfaſſung noch manches zu verbeſſern, und ward dadurch dem jungen Fräulein oft läſtig. Was ſollte dem jungen, beſcheidenen, die Einſamkeit liebenden Mädchen ein Hofſtaat, da ſie keine Bedienung brauchte, und da die Nonnen ihre liebſte Geſellſchaft waren? Was ſollten ihr köſtliche Kleider, da ihre liebſte Tracht der Ordensſchleyer war, den man ihr mit Freuden im voraus gönnte, weil man ſich gern mit dem Gedanken ſchmeichelte, ſie einſt Schweſter zu grüßen? Alle dieſe Dinge waren ihr überflüſſig, ſelbſt die Freygebigkeit der Kaiſerinn, die ſie in den Stand ſetzte, ihren Trieb zur Wohlthätigkeit ohne Mühe und in vollem Maße zu befriedigen.

„Ach!" ſagte Luitgard oft zu Waldburgen; „was habe ich für Verdienſt dabey, daß ich das Geld, das mir aus fremder Freygebigkeit zufließt, und das mir für mich ſelbſt unnütz iſt, in den Schooß der Dürftigkeit ausſchütte? mir ſelbſt etwas zu entziehen, mit euch halbe Nächte mühſam zu arbeiten, um unſere Almoſencaſſe nicht leer werden zu laſ-

ſen, dieß war Triumph für mich, und ich ſchätzte mich damahls um kleiner Entſagungen, um übernommenen Arbeiten willen höher, als ich mich jetzt ſchätzen kann, da alles, was ich thue, nicht für mein eignes Werk zu rechnen iſt."

Luitgard war dreyzehn Jahre, da ſie ſo redete: Fräulein Waldburg hatte Urſache, ſich ihrer Schülerinn in der chriſtlichen Tugend zu freuen; aber alle Freude ward jetzt bey ihr durch andere Gedanken verſchlungen. Ihr Herz hing ſo ſehr an dem jungen Mädchen, daß ihr die Gnade, welche ſie bey der Kaiſerinn fand, Unruhe machte; ſie war klug genug, hier verborgene Urſachen zu muthmaßen, oder wenigſtens zu fürchten, daß dieſes alles, Luitgard möchte ſich auch noch ſo lange ſträuben, doch endlich auf Trennung hinaus laufen würde. Es war ihr hier nicht allein um das Vergnügen ihres Umgangs zu thun, das ſie dann entbehren mußte; ſondern weit heller ſchwebte ihr die Vernichtung gewiſſer Plane vor, welche ſie ſchon längſt in der Stille angelegt, und faſt bis zur Ausführung geendigt hatte. Zu was für Luftſchlöſſern hat nicht ein Kloſterfräulein Stoff und Muße! Waldburg hatte ihre eigenen Wünſche, deren Ausführung ſie in der Einſamkeit nicht entſagte. — Hoffnungsloſe Liebe zu Dittmar, einem Grafen von *Nordheim*, der nachmahls auch den geiſt-

lichen Stand erwählte, hatte sie weniger ins Kloster getrieben, als der Wunsch, ihrem nicht allzu reichen Hause durch ihre Person eine drückende Last zu entnehmen. Standesmäßige Verheirathung wäre eine schwerere Sache für sie gewesen, als standesmäßige Versorgung in einem geistlichen Hause. Auf negative Art hatte sie hier schon viel für ihr Geschlecht gethan; aber sie wünschte noch weiter zu gehen. Nichts lag ihr mehr am Herzen, als das Emporkommen der Grafen von Bernburg, und alle Wünsche, die sie hierin hägte, vereinigten sich in ihrem Lieblinge, dem jungen Werner, den sie, wie wir gesehen haben, bis in sein achtes Jahr erzogen hatte. Seine und Luitgardens frühzeitige Freundschaft war ihr keine Kleinigkeit, kein Kindertraum, von dem bey reifern Jahren keine Spur mehr zu finden seyn mußte; aus dieser Freundschaft mußte mit der Zeit Liebe erwachsen; Luitgard mußte Werners Gemahlinn, und er durch sie, wenn das Schicksal, wie sehr wahrscheinlich war, ihr keine Brüder gab, Markgraf von Meißen werden. Diesen Wunsch zu erreichen, redete sie Luitgarden unabläßig von Wernern vor, und hatte ihr schon mehrmahls das Versprechen entlockt, wenn er einst um ihre Hand werben sollte, sie ihm nicht zu versagen. Waldburg wußte, in wie fern auf das Versprechen eines so

jungen Mädchens zu bauen war; sie wußte, wie weit daſſelbe kräftig seyn konnte. Fast das einzige sichere Mittel, Luitgarden für Wernern zu erhalten, war dieſes, das Fräulein bis zu reifern Jahren unter ihrer Aufſicht zu behalten, dann Eckarden zum Beſten ihres Neffen zu gewinnen, und dann zur Ausführung zu ſchreiten; aber was für Ausſichten hatte ſie, daß es je dazu kommen würde? Die Gunſt der Kaiſerinn drohte gleich den erſten Fäden ihres Gewebes Vernichtung; Luitgard, ſchon jetzt im Kloſter auf dem Pfade der Demuth und Mittelmäßigkeit irre gemacht, bald vielleicht nach Hofe gezogen, dort, Gott weiß, mit welchen Anträgen bestürmt, wo ſollte ſie Luſt oder Muth hernehmen, ſich für Wernern zu erhalten, der, wenn nicht Liebe auf ſeine Seite trat, alle Wahl mehr Glück aus Luitgardens Hand zu empfangen hatte, als er ihr zu gewähren im Stande war. — Dieſes waren Waldburgs Gedanken, dieſe ihre Beſorgniſſe, die ſie oft ſo unmuthig machten, daß ſie für das junge Fräulein gar nicht mehr die angenehme Geſellſchafterinn war, wie vordem. Luitgard liebte ihre Lehrerinn zu zärtlich, um hierüber etwas Anders, als Kummer, zu fühlen; ſie hielt ſie für krank, für ſchwermüthig; ſie ſuchte ſie auf alle Art zu beruhigen, hätte ihr *halbes Leben aufgeopfert*, um nur ſie froh

und heiter zu machen; und zu dieser Zeit war es, daß Worte über ihre Lippen gingen, welche das Unglück ihres Lebens ausmachten, und welchen entgegen zu handeln sie doch zu gewissenhaft war, als man in der Folge Mittel wußte, ihr Gewicht bey ihr geltend zu machen.

XII.

Alte Bekannte.

So wurden von dieser und von jener Seite Anschläge auf Luitgarden gemacht, mit welchen sie entweder ganz unbekannt war, oder deren Umfang sie wenigstens bey weitem nicht begreifen konnte. — Die Kaiserinn hielt mit gutem Grunde das Fräulein für zu jung, und ihre eigenen Plane zu weit aussehend, um sie gegenwärtig mit denselben zu beunruhigen: hätte Fräulein Waldburg eben diese kluge Zurückhaltung beobachtet, so würden Luitgardens Tage nicht so frühzeitig getrübt, so würde sie nicht einen ganz andern Weg geführt worden seyn, als ihr wahrscheinlich bestimmt war. Traurig ists immer, daß oft auch gute Menschen sich anmaßen, in das zarte Gewebe zu greifen, aus welchem die Vorsicht die Begebenheiten unsers Lebens bildet: wer kann hier meistern ohne zu verderben? — Adelheid, welche Luitgarden zum Mittel brauchen wollte, Eckarden, der ihr durch neue Siege

mer furchtbarer ward, an sich und an ihr
aus zu binden, glaubte, es sey jetzt Zeit,
ierzu die ersten Schritte zu thun. Nur die
sten entferntesten Schritte sollten es seyn,
eren Endzweck sich noch nicht errathen ließ.
Dem Markgrafen Beweise vorzüglicher Ach-
ung geben, seine Dankbarkeit gewinnen
ollte man zuvor, ehe man ihn muthmaßen
ieß, daß man hierunter Absichten habe. — Luit-
gard ward eingeladen, auf einem Hoflager
n erscheinen, welches zu Quedlinburg ge-
alten werden sollte. Die Eroberung von Bran-
enburg gab Gelegenheit zu Siegesfesten,
elche wohl werth waren, ein Klosterfräu-
in aus ihren dumpfigen Mauern herbey zu
iehen, vornehmlich da sie es war, deren Va-
er bey denselbigen die Hauptrolle spielen soll-
e. — Luitgard beurlaubte sich von der Äbtis-
inn, umarmte die unmuthige Waldburg,
nd schickte sich zur Reise mit all der unge-
uldigen sehnsuchtsvollen Erwartung, welche
in vierzehnjähriges Mädchen beym ersten
Eintritte in die Welt fühlen kann. — Die Kaise-
rinn empfing sie wie eine Tochter, und die
Äbtissinn von Quedlinburg begegnete ihr mit
ll der unwiderstehlichen Huld, welche, wie
die Geschichte sagt, den Hauptzug ihres
Charakters ausmachte, und Ursache war, daß
sie von Hohen und Niedern verehrt wurde,
und daß man ihr in Abwesenheit des jungen

Otto in Regierungsgeschäften weit lieber freye Hand ließ, als selbst der Kaiserinn.

Adelheid sagte der jungen Markgräfinn von Meißen, gleich nach dem Empfange, daß sie sich auf große Scenen schicken, und bey allem, was ihr unerwartet kommen könnte nie die Fassung vergessen sollte, welche Personen ihres Standes zukäme.

„Ich bin," erwiederte das bescheidene Fräulein, „noch zu unerfahren in den Sitten der Welt, um zu wissen, was sich in jedem Falle ziemt; aber ich bin geneigt, mich leiten zu lassen, und werde keinen Schritt von den Regeln abweichen, welche man mir vorschreiben wird."

„Ihr braucht vorläufig nur dieses zu wissen, mein Kind!" versetzte die Kaiserinn, „daß Fürstinnen Schmerz und Freude nie durch übereilte Äußerungen laut werden lassen. Löbliche Zurückhaltung steht jeder jungen Person, wie viel mehr einem Fräulein eures Standes an. Es wäre möglich, daß ihr unter den siegenden Helden, deren Einzug wir morgen erwarten, einen oder den andern fändet, dessen Anblick eurem Herzen nicht gleichgültig wäre; aber ihr würdet sehr wider den Wohlstand fehlen, und mir vielleicht irgend einen Lieblingsplan verrücken, wenn ihr eure Gefühle zu zeitig äußern wolltet."

„Ich wüßte auf der ganzen Welt niemand,

dessen unvermutheter Anblick mein Herz erschüttern könnte, als meinen Vater," antwortete Luitgard. „Hier mich zu verstellen, würde in der That schwer für mich seyn; doch ist zwanglose Äußerung kindlicher Liebe wider die Sitten eures Hofes, so muß ich auch hierein mich zu schicken suchen, und ich hoffe, es soll mir gelingen."

„Ihr habt vielleicht nicht falsch gerathen, mein Kind!" erwiederte die Kaiserinn: „bemüht euch, nach eurem Versprechen zu handeln, und seyd versichert, daß ein kurzer Zwang euch desto lebhaftere, ungetrübtere Freude bringen wird."

Luitgards Gehorsam gegen die Dame, welche sie nicht ohne Ursache kindlich ehrte, mußte sich in den Zubereitungen auf die morgenden Feyerlichkeiten auch durch nahmenlose Geduld beym Putztische äußern. Die Toilette hatte vielleicht damahls ein anderes Ceremoniell und andere Verzierungen, als heut zu Tage; aber sie war für eine junge Person, welche nichts weiter brauchte, um schön und geschmückt zu seyn, als eigene Reize, nicht weniger ermüdend. Die einfache Mode aus den Zeiten Carls des Großen war längst von andern gekünstelteren verdrängt worden, und Theophanie hatte Trachten aus Griechenland mit herüber gebracht, welche so durchgängig beliebt worden waren, daß selbst Theopho-

niens Antagoniſtinn, die Kaiſerinn Adelheid, ſich nicht entziehen konnte, ſie unter ihren Damen zu dulden; hierher gehörten beſonders die, in mancher langen Stunde mühſam gelockten Haare, und eine gewiſſe Art von Mänteln, welche in der That einer ohne dieß ſchönen Geſtalt ein herliches majeſtätiſches Anſehen gaben; aber eben den Fehler der vorerwähnten künſtlichen Friſur hatten, daß ſie anzupaſſen unendlich Zeit und Mühe koſteten. Was für eine ängſtliche Muſterung jeder Falte, welche zahlloſe Menge von goldenen oder diamantenen Agraffen, um zu machen, daß dieſes Meer von Seide, die Reize der Bruſt, der Taille, der Arme und der niedlichen Füße nicht ſo wohl verſteckte als vielmehr heraus höbe! Die Damen des Hofs trugen dieſe Zierde von Scharlachfarbe; Luitgarden, welche man auf alle Art auszeichnen wollte, ward die Farbe der Kaiſerinn, Purpur mit einer Perlenkante, erlaubt. Unbeſchreiblich ſchön war das junge Fräulein in ihrer königlichen Tracht; aber auch unbeſchreibliche Geduld war ihr nöthig geweſen, um der Künſtlerinn*), wel-

*) Man hatte zur damahligen Zeit einige Frauen, welche, unter dem Titel der Mantelträgerinnen, das ſchwere, hier beſchriebene Toilettengeſchäft verwalteten: ſich ein Anſehen zu geben, brüſteten ſie ſich meiſtens mit griechiſchen Nahmen, ſo wie unſere Putzhändlerinnen mit franzöſiſchen.

che sie ihr anlegte, bis auf die Letzt auszuhalten; und am Ende machte doch der immer näher kommende Schall der kriegerischen Musik, welche den Einzug der Helden verkündigte, daß das schwere Werk bis auf einige Kleinigkeiten, die etwa noch eine Stunde Zeit gekostet haben würden, unvollendet blieb. — Luitgard, welche den gestrigen Wink, daß sie vielleicht heute ihren Vater zu sehen bekommen könnte, nicht vergessen hatte, eilte in das Gemach der Kaiserinn, welche eben nach ihr schicken wollte; denn es war hohe Zeit, sich auf den Balcon zu begeben, wenn nicht die Heldenschar, um deren willen alle diese großen Zubereitungen gemacht worden waren, ungesehen vorüber passiren sollte. — Gedränge und Getümmel war unglaublich. Luitgard hatte nie so viele Menschen beysammen gesehen, nie den kriegerischen Pomp erblickt, welcher hier erschien; ihre Augen verschlangen das Ganze, ohne sich bey einzelnen Theilen aufzuhalten, und die Kaiserinn, welche Luitgarden dicht zu sich gezogen hatte, und ihre Hand fest in der ihrigen hielt, hätte vielleicht nicht nöthig gehabt, ihre unabläßig zuzuflüstern, sie möchte sich fassen, und der gestern erhaltenen Lehren eingedenk seyn, wenn nicht auf ein Mahl sich die Stimme des Volks erhoben hätte: „Heil unserm Könige Otto, und den Schützern seines Throns,

Herzog Conraden von Schwaben, und dem tapfern Markgrafen Eckard von Meißen!"

„Mein Vater?" stammelte Luitgard zu Adelheid: „ist mein Vater wirklich unter diesen Helden?"

„Warum sollte er hier seyn, mein Kind," versetzte die Kaiserinn, „weil sein Nahme genannt wird? — Otto's Nahme wird ja auch genannt, ungeachtet dieser weit von hier, im fernen Italien ist. Doch tröste dich! du wirst deinen Vater wirklich sehen. Kennst du dort jenes Pannier, das Wapen deines Hauses? siehst du jenen Ritter im blanken Harnische auf dem stolzen schwarzen Rosse? wenn er näher kommt, so wird er den Helm abziehen, und zu uns herauf blicken; dann fasse dich, so gut du kannst; denn du wirst ein Gesicht sehen, das dir mit Recht sehr ehrwürdig seyn muß, wenn du es noch kennst."

Es war sehr gut, daß man das junge Fräulein so auf die Erscheinung ihres Vaters vorbereitet hatte; sie würde sich sonst bey seinem Anblicke ihren Empfindungen so gut überlassen haben, als jenes Mahl, da sie beym Einzuge aufs Schloß zu Meißen zu ihm aufs Pferd gehoben wurde, um den väterlichen Kuß so schnell als möglich zu genießen; eine Sache, die nicht in Adelheids Plan gelangt hätte, da sie sich ein Fest daraus machte, Eckarden die Freude des Wiedersehens

cht auf ein Mahl, sondern tropfenweise, schme-
n zu lassen. — Luitgard kannte ihren Va-
r nur gar zu gut; die Veränderung der Züge
in seinem Alter ist in mehreren Jahren
cht so gar merklich: aber er kannte seine
chter nicht, die, seit er sie zuletzt sah, vom
nde zur Jungfrau herangewachsen war. —
elheid sah den innern Kampf des jungen
ädchens, und eilte mit ihr, die Stelle zu
rlassen, wo sie dem allgemeinen Anschauen
sgesetzt war; sie gönnte ihr eine kleine Er-
hlung im Nebenzimmer, und einigen kind-
hen Freudenthränen Luft zu machen; aber
nell ward sie zurück gerufen, um bey dem
npfange der Helden gegenwärtig zu seyn. —
arkgraf Eckard führte das Wort bey der
elation von den letzten kriegerischen Vor-
ngen; sein Anstand war Ernst- und voll
ajestät, seine Worte kurz und voll Nach-
uck; er war nicht allzu bedenklich in der
Zahl derselben, und viele seiner Ausdrücke
chtfertigten die Furcht, welche man in dem
erzen der Kaiserinn seinetwegen zu nähren
emühet war: er bediente sich derselben ohne
öse Absicht; aber er konnte den Deutungen
icht wehren, welche man denselben zu ge-
en beliebte; er sprach als ein Mann, der
ich seiner Macht und der Kraft seines Hel-
enarms bewußt ist; daß man ihm heimlich
utraute, *wie er sich* desselben wohl einst zum

Nachtheile Otto's gebrauchen könnte, daran war er unschuldig, denn sein Herz war voll Treue gegen seinen Herrn.

XIII.

Graf Werner.

Luitgard hörte und achtete wenig von dem, was ihr Vater sagte; sie spiegelte sich nur in seinen Augen; und durch die Gewohnheit, ihn zu sehen, und ungestört mit seinem Anblicke alle die Gedanken zu verbinden, die ihr ihr kindliches Herz eingab, kam sie endlich zu einer Fassung, welche sie nur in dem Augenblicke ein wenig verließ, als sie ihm von der Kaiserinn unter dem Nahmen ihrer Tochter vorgestellt wurde, und von ihm eine Verbeugung erhielt, welche freylich für einen Vater gegen sein Kind ein wenig zu tief war. O wie gern hätte Luitgard in diesem Augenblicke seine Knie umfaßt, oder sich mit dem Worte, Vater, an seinen Nacken geschmiegt! doch sie dachte an den ihr so ernstlich empfohlenen fürstlichen Wohlstand, und hielt sich fest. — Bey der Tafel ward Luitgard an Markgrafen Eckards Seite gesetzt; und es war natürlich, daß sie bey einer solchen Nachbarschaft mehr dachte und fühlte, als speiste oder sprach. Eckard sah sich oft nach seiner schönen Beysitzerinn um, und vermehrte dadurch ihre Verwirrung.

„Gnädige Frau!" ſagte er gegen das Ende der Mahlzeit nach der treuherzigen Sitte der damahligen Zeit; „darf ich fragen, wer das junge Fräulein iſt, welches ihr mit dem Tochternahmen beehrt? Unſer König hat, ſo viel ich weiß, keine Schweſter, welche mir noch unbekannt wäre."

„Sollte der Markgraf von Meißen all meine Kinder, auch die angenommenen, kennen?" lächelte Adelheid: „ſind mir doch auch die ſeinigen unbekannt!"

„Ich habe nur eine Tochter, gnädige Frau!" erwiederte der Markgraf mit einem unterdrückten Seufzer; „ſie hat ſich, wie mir meine Gemahlinn ſchreibt, zum Kloſter beſtimmt, und ich denke ihren Ruf nicht zu ändern."

„Die Markgräfinn," verſetzte Adelheid, „iſt, wie ich höre, Stiefmutter des Fräuleins: könnte dieſes einem beſorgten Vater nicht einige Zweifel wider die Rechtmäßigkeit des Berufs zum Kloſterleben einflößen?"

„Braucht meine Gemahlinn fremdes Zeugniß, ſo hat ſie das der Gräfinn von Nordheim auf ihrer Seite; auch war Luitgard von Anfange ein ſtilles Kind, ohne ſonderliche Anlagen, welches beſſer zum Kloſter, als zum Weltleben taugen wird."

„Anlagen laſſen ſich in zarter Kindheit ſchlecht beurtheilen, und es wäre wohl mög-

lich, daß in eurer Luitgard eine Blume abgeknickt worden wäre, welche auch außer der feindseligen Klosterluft zum herrlichen Kranze hätte heran blühen können. Verzeihet, Herr Markgraf, daß ich euch die Wahrheit sage; Kinder, vornehmlich Töchter, sind für euch Helden eine Gabe des Himmels, welche ihr nicht zu schätzen wißt. Von eurer verlassenen Gemahlinn will ich gar nichts gedenken; aber Gott! eine Luitgard, vielleicht ein edles liebenswürdiges Geschöpf, wie eure Beysitzerinn daheim haben, und sie neun Jahre lang der Willkür Fremder, oder sich selbst zu überlassen, nichts von ihr zu wissen, als was man durch Andere erfahren hat!" —

„Und wem habe ich die neun Jahre, die mir so schmerzlich aufgerückt werden, und die ich füglich meinem Hause entzog, wem habe ich sie aufgeopfert als euch und eurem Sohne?"

„Ihr habt Recht: aber warum vergeßt ihr, daß mir es aus Dankbarkeit obliegen würde, indessen eure Stelle zu vertreten, und die Mutter eurer verlassenen Tochter zu seyn? Sprich, mein Kind! auch du bist eine älterlose Waise: sage dem Markgrafen, was du in deinem Vater vermißt hast, und zeige ihm, daß er hätte anders handeln sollen!"

„O Gott!" schrie Luitgard, indem sie aufsprang, und sich zu Eckards Füßen warf; „ich *kann*, ich kann nicht mehr! mein Herz will

r zerſprngen! O mein Vater! ſehet hier
re glückliche, glückliche Tochter! ſie hat kei-
n Vorwurf für euch, nur Freude über eure
:genwart! Sie litt nicht durch eure lange
:rgeſſenheit, da ihr euer Verluſt durch zwey
ütter erſetzt wurde, durch die edle Grä-
n von Nordheim, und durch die Kaiſerinn,
: mich jetzt euren Armen wieder gibt!"

Ein allgemeiner Aufſtand erfolgte. Adel-
id drohte lächelnd mit dem Finger, und
iederhohlte verſchiedene Mahl das Wort, zu
tig, gegen Luitgarden, welche ſie aber
ht hörte; denn ſie hatte für nichts Gefühl,
i für ihren Vater, der ſie ſprachlos vor
ıtzücken an ſeinen Buſen drückte. Er allein
i unter der ganzen Geſellſchaft; Luitgard
iete vor ihm, und die Andern ſtanden um
ı, Adelheid zunächſt ſeinem Stuhle.

„O gnädige Frau!" rief er, als er wie-
r Worte hatte, indem er ihre Hand an
ne Lippen zog, und dankend zu ihr aufſah:
)elche Überraſchung! Dieſes Kind, die ſchön-
, edelſte aller Fürſtinnen, eure eigenen
ht ausgenommen, mein? mein, durch eure
)rſorge? Ja, dieſe Blume kann wirklich zum
rrlichen Kranze für mich heran wachſen,
d ihr habt ſie gepflegt! Gott, wenn ich
eß je vergeſſe; wenn ich nicht ewig der theu-
ı Hand danke, die ein Geſchöpf, das zu gut
r dumpfe Kloſtermauern war, in ſeine eige-

ne Sphäre brachte, und mir es nun so, so wieder gibt!"

„Mäßiget euch, Herr Markgraf!" erwiederte die Kaiserinn lächelnd. „Ich war ja wohl dem Helden, der sein Blut für mich und die Meinigen vergoß, einen Dank schuldig: ist nun meine Mutterliebe für Luitgarden Dank; ist meine Sorge auch für ihr künftiges Schicksal Dank; so nehmet ihn an, und glaubt, daß kein Loos so glänzend ist, das ich nicht eurer Tochter um euretwillen gönnen, und, so weit es in meinen Kräften ist, zutheilen will."

Luitgard ward nun den neu angekommenen Helden allgemein als Markgraf Eckards Tochter bekannt, und alle drängten sich um sie, ihr unter diesem Nahmen ihre Ehrfurcht zu bezeugen: es ist nicht zu läugnen, daß ihr derselbe Ehre machte, und sie den Augen der Meisten noch achtenswürdiger darstellte, als wäre sie wirklich die Tochter der Kaiserinn gewesen; aber die allgemeine Aufmerksamkeit galt gewiß nicht dem Vorzuge allein, welchen ihr die Abkunft von einem solchen Vater gab, sondern noch mehr den Reizen, die sie schmückten, und die durch die sittsame Verlegenheit, in welcher sie unter der allgemeinen Bewunderung da stand, noch vermehrt wurden. Aller Augen waren auf sie gerichtet, und besonders der jüngere Theil der an-

eſenden Ritter ſchien ganz in ihrem An-
hauen verloren zu ſeyn. Zwey von ihnen
ahten ſich ihr mit mehrerer Kühnheit, als
ie andern, machten ſich ihr als die Grafen
on Nordheim bekannt, und gründeten auf
ie Ehre, eine Zeit lang mit ihr erzogen wor-
en zu ſeyn, ein gewiſſes zutrauliches We-
n, welches Luitgards Sittſamkeit beleidig-
; ſie waren noch ganz die Alten, wilde
jünglinge, die durch den Zuwachs von Jah-
en und ausgebildeteren Wuchs nichts gewon-
en hatten, als rauheres Betragen und widri-
res Anſehen. Luitgard wendete ſich ſo ſchnell,
ls möglich, von ihnen hinweg; denn von der
ndern Seite nahte ſich ein Mann, deſſen
eſicht ihr noch völlig bekannt war, und den
aus mehr als einem Grunde zu ſchätzen
rſache hatte. — Es war Graf Luther von
ernburg, der alte Freund Markgraf Eckards,
er Vater Werners, ihres Jugendgeſpielen.
n ſeiner Seite ſtand ein ſchlanker, bleicher
jüngling, den Luitgard nicht kannte, und
er erſt, als er die furchtſam niedergeſchla-
enen Augen ein wenig nach ihr erhob, eine
hndung von ſeinem Nahmen in ihr erreg-
. — Wie hätte Luitgard Wernern noch ken-
en ſollen, welcher ſich in den vier Jahren
r Trennung ſo gewaltig geändert hatte!
ine Größe und die ganze fremd geworde-
n Züge waren noch das Wenigſte, was ihr

ihn unbekannt machen mußte; sein schüchternes, in sich selbst gekehrtes Betragen entstellte ihn mehr, als alles, und es ist gewiß, daß Luitgard, hätte sie ihn nicht an der Seite ihres Vaters gesehen, hätten seine Augen, die sanftesten, die je in einem Jünglingsgesichte standen, ihren Blick nicht so ziemlich beybehalten, sie nie auf seinen Nahmen gefallen seyn würde. Änderungen dieser Art sind bey jungen Personen in den Jahren des stärksten Wachsthums und der völligen Ausbildung des Charakters nichts Seltnes; doch hatte bey Wernern die Lebensart, welche er bisher geführt hatte, viel beygetragen, ihn ganz zu dem zu machen, der er jetzt war. Hang zum stillen Nachdenken und brennende Wißbegirde waren von dem zartesten Alter an die Grundlinien seiner Gemüthsart gewesen; sie waren es, die ihn in seinem dreyzehnten Jahre nach Hildesheim brachten; er fand dort ganz was er suchte, Anleitung zu allem, wonach seine Seele dürstete, aber auch nur Anleitung; im achzehnten oder zwanzigsten Jahrhunderte möchten seine Wünsche vielleicht eher Befriedigung gefunden haben, als im zehnten. Sein tiefsinniger Forschungsgeist fand in den Lehren der Weisen seines Zeitalters wohl Nahrung, aber bey weitem keine Sättigung; das ruhelose Streben des Jünglings nach Licht in der Dunkelheit trieb

ihn von einer Wissenschaft zur andern; es fehlte ihm an einem Leiter, eine Menge Begriffe, die er hier und da sammelte, zu ordnen, und diesem Mangel war um desto weniger abzuhelfen, da er einen großen Theil seiner Studien in geheim trieb und treiben mußte; man durfte damahls noch nicht aus allen Quellen des Wissens unverhohlen schöpfen, wenn man den Nahmen Ketzer und Irrgeist entgehen wollte, mit welchen die seynsollenden Priester der Weisheit, die Mönche, nur gar zu freygebig waren. Werners Gesundheit und sein froher Muth litten offenbar unter seinen mühsamen, größten Theils fruchtlosen Arbeiten, und er würde vielleicht gänzlich erlegen seyn, wenn ihn nicht ein zufälliges Gerücht von dem gelehrten Scholasticus zu Rheims, Gerbert, gerettet, und zu dem Führer gebracht hätte, der ihm allein den Weg aus seinen Irrgängen zeigen konnte.

Werner, der bey seinem Vater alles erhalten konnte, erhielt leicht Erlaubniß, nach Rheims zu gehen, und Gerberts Schüler zu werden. Dieser heitere, hell sehende Gelehrte, der schon lange auf einer sonnigten Anhöhe stand, da die übrigen Denker noch im dunkeln Thale tappten, war es, dem Werner deutlichere und wohl geordnetere Begriffe zu danken hatte: er entriß ihn dem düstern Grübeln in unnöthigen Dingen, zeichnete ihm

den Pfad des Wissens vor, der seinen Kräften angemessen war, und machte das aus ihm, was er jetzt war, zwar noch immer ein stiller blöder Jüngling, aber doch bey weitem nicht mehr die finstere, lichtscheue Kreatur, die er unter seinen ersten pedantischen Lehrern ward. — Gerbert ward zum jungen Otto gerufen, sein Lehrer in der Arithmetik zu werden, und er hatte Wernern zu lieb gewonnen, um ihn zurück zu lassen: auf dieser Art war Werner das letzte Jahr bey Hofe gewesen, hatte Gnade vor dem jungen Könige gefunden, und sich an jenem Erich, dessen wir ehemahls gedacht haben, und noch oft gedenken werden, einen Freund erworben, ungeachtet die Gemüthsart dieses edlen feurigen Jünglings von der seinigen verschieden war, wie Himmel und Erde. — Erich war der Erste, welcher Werners Entschluß, ein Mönch zu werden, mit Ernst bekämpfte, und als Werners Vater, Graf Luther, dem diese Wahl seines einzigen Sohns Tod gewesen seyn würde, mit seinen Vorstellungen dazu kam, und selbst Gerberten auf seiner Seite hatte, so überwand sich Werner, entzog den Wissenschaften seine Hand, und ergriff das Schwert. — Da es nicht Wahl war, was ihn zu den Waffen trieb, so läßt sich es denken, daß er sich nie außerordentlich durch dieselben auszeichnete: aber eben so wenig ver-

diente er den Nahmen eines unwürdigen und verzagten Kriegsmannes: wie hätte er, der jede Tugend aus Grundsätzen liebte, Mangel an Tapferkeit oder Großmuth zeigen können? Sein Muth verließ ihn nur dann, wenn er fühlte, daß das Recht nicht auf der Seite seines Schwerts war; und wie oft mußte dieses in der damahligen Epoche häufiger und unnöthiger Kriege der Fall seyn! Zum Glück war derjenige, bey welchem er dieses Mahl die erste Waffenprobe abgelegt hatte, keiner von denen, wo die Gerechtigkeit der Sache zweifelhaft war, und Werner hatte sich daher auf eine Art betragen, die ihm Ehre machte, und ihn den Platz unter den siegenden Helden, den er behauptete, nicht mit Unrecht einnehmen ließ.

Luitgard sah in dem Jünglinge, der ihr jetzt von seinem Vater vorgestellt wurde, freylich nicht den Helden; sein Gesicht konnte die Züge des düstern Denkers nie ganz verlieren: auch war hier eine Ursache vorhanden, sich schüchterner und blöder zu betragen, als er vielleicht in jedem andern Falle gethan haben würde, eine Ursache, welche meine Leser vielleicht errathen werden.

Liebe weiß sich Zugang in jedes Herz zu verschaffen, und bey allem düstern Ernste hatte vielleicht keins mehr Empfänglichkeit für die glühendste, schwärmerischste Leidenschaft, als

Werners. Ohne Luitgarden zu kennen, hatte er von dem Augenblicke dieſen Tages an, da er ſie hier zuerſt ſah, bis auf die Bekanntmachung ihres Nahmens, faſt den Blick nicht von ihr verwendet; ſeine Empfindung bey ihrem erſten Gewahrwerden, war eine Art von ahndendem freudigem Erſchrecken, die zweyte bewundernde Anbethung geweſen, die nur gar zu ſchnell einer Regung Platz machte, welche er auf keine Art zu nennen wußte. Alles, was er bisher empfunden hatte, vereinigte ſich in dem Augenblicke, da er erfuhr, dieſes außerordentliche Mädchen ſey die Tochter Markgraf Eckards, in ein einziges großes Gefühl, welches ihm faſt die Beſinnungskraft raubte; und in dieſem Erſtaunen, in dieſer unnennbaren Verwirrung ſtand er jetzt Luitgarden gegenüber, welche einſt ſeine zärtliche Jugendfreundinn, ſeine Schweſter war; ihr, die er ſchon damahls ſo heiß, ſo innig liebte, als nur Kinder lieben können, und die nun in einer Perſon das Anziehende einer alten Geſpielinn mit allen Reizen einer ganz neuen, noch nie geſehenen Schönheit verband. — Eine ſeltſame Miſchung von Ideen mußte hier in Werners ohne dieß nur gar zu ideenreichem Gehirne entſtehen, und es war nicht zu verwundern, daß er das Fräulein, als es der Wohlſtand erforderte, weder anzureden, noch ihre Anrede zu beantworten

wußte. — Graf Luther nannte nicht so bald Werners Nahmen, als sie sein Gesicht nicht mehr unkenntlich fand, und auf dem ihrigen all die Freude zeigte, welche das Wiedersehen einer geliebten Person heraus zu bringen pflegt. „Werner?" rief Luitgard; „mein Bruder? er, dessen Rath ich das zu danken habe, was ich jetzt bin? O die herzlichste, herzlichste Bewillkommung euch, dem ich so viel schuldig bin, und mit derselben die volle Erneuerung der alten Freundschaft!" — Luitgard streckte ihre Hand nach Wernern aus; aber sie mußte sie wiederum zurück ziehen, ohne daß ihr die seinige entgegen kam; denn er war so ganz außer sich, daß ihn erst die Ermahnung seines Vaters, sich zu besinnen, wie aus einem tiefen Traume weckte. Die Grafen von Nordheim standen seitwärts, und lachten; sie meinten, sie würden sich bey ähnlicher Begünstigung nicht so blöde finden lassen, wie der allzu glückliche Werner. — Luitgard, welche etwas von ihren Anmerkungen vernahm, erröthete; das ihr so tief eingeprägte Wort, fürstlicher Wohlstand, kam ihr in den Sinn; sie glaubte bey ihrer Bewillkommung eines alten Freundes gefehlt zu haben, hätte gern das, was sie gethan hatte, zurück genommen, und konnte es doch auch nicht über ihr Herz bringen, den schüchternen Jüngling dem Spotte seines alten

Widerſacher Preis zu geben. Sie wand ſich, wie Mädchen immer pflegen, ſehr gut aus der Sache, indem ſie ſich von dem immer noch ſtummen Werner zur herzu nahenden Kaiſerinn kehrte.

„Gnädige Frau!" ſagte ſie; „ihr wußtet wohl noch nicht, daß ich einen Bruder habe; erlaubt mir, ihn euch in dieſem jungen Ritter vorzuſtellen."

„Einen Bruder?" wiederhohlte Adelheid, die Luitgarden nicht ganz begriff, und Markgraf Eckard nebſt Graf Luthern erklärten ihr ihre Worte, indem ſie ihr eine kurze Erzählung von der gemeinſchaftlichen Erziehung der jungen Leute machten, welcher Luitgard noch den Umſtand hinzu that, daß Werner der Erſte geweſen ſey, der ihr Gandersheim genannt, und ihr dadurch den Weg zu ihrem gegenwärtigen Glücke gebahnt hätte. — Werner hatte ſich jetzt vor der Kaiſerinn auf ein Knie niedergelaſſen, und ſtammelte einige Worte, welche zu undeutlich geſprochen wurden, um verſtanden zu werden. Es war eben ſo gut; denn wahrſcheinlich galten ſie ſo wohl, als die demüthige Stellung, Luitgarden, und wurden nur in der Verwirrung an die unrechte Perſon addreſſirt. — Adelheid lächelte, hob Wernern empor, und verſicherte ihn aller kaiſerlichen Gnade, auf welche er ſo wohl wegen eigener Verdienſte; als wegen derjeni-

gen, die ſich ſeine Schweſter nannte, Anſpruch machen könne.

XIV.

Sehr verſchiedene Scenen.

Werner war in den folgenden Tagen bey beſſerer Faſſung, weniger ſchüchtern gegen Luitgarden, und ſie weniger zuvorkommend. Die Freude des Wiederſehens hatte ſie übereilt: der Anblick des Geſpielens ihrer Kindheit konnte ihr nicht gleichgültig ſeyn; und daher eine Bewillkommung, welche Wernern ſo viele Neider zuzog, und die zugleich den Funken, welchen die Reize des Fräuleins in ſein Herz geworfen hatten, zur Flamme machte. Luitgard merkte das nicht; ſie glaubte, ſeine Zuneigung ſey von eben der kühlen, ruhigen Gattung, als die ihrige, und ſie wünſchte, daß ſie nie ſtärker werden möchte. Werner war ihr als Bruder ſehr lieb; aber wenn ihr zuweilen Waldburgs Träume, daß er ihr einſt mehr werden könnte, und ihre noch zuletzt gegebenen ſehr freygebigen Verſprechungen einfielen, ſo war's, als wenn ſich ihr Herz von ihm zurück zöge, und als wenn ſie ihm wegen der Einfälle ſeiner Baſe übel wollte, an welchen er doch unſchuldig war.

Das Gerücht erhob ſich, die Kaiſerinn Theophanie werde, vermuthlich aus Eiferſucht über die Gewalt, welche Adelheid in

Deutschland hatte, Italien verlassen, und ins künftige zu Nimwegen residiren, um ihr daselbst besser die Wage zu halten; Ursache genug für Adelheiden, welche die Reichsgeschäfte in den Händen des Bischofs Willigis und der Abtissinn von Quedlinburg sicher wußte, zu weichen, und ihrer Gegnerinn das Feld zu überlassen. Es war ihr unleidlich, Theophanien, die sie nicht ohne Ursache haßte, näher um sich zu wissen, und sich die Möglichkeit zu denken, daß Wohlstand oder gemeinschaftliche Geschäfte sie zusammen bringen könnten. Luitgard erhielt Befehl oder Erlaubniß, sie zu begleiten, und sie würde ohne Aufschub gehorcht haben, wenn sie nicht traurige Pflichten nach Gandersheim zurück gerufen hätten, deren Wichtigkeit die Kaiserinn selbst einsah, und in den Aufschub willigte.

Die alte Abtissinn Gerberga lag zu sterben; wie hätte Luitgard sie können scheiden lassen, ohne das letzte Lebewohl, den letzten Segen von ihr zu nehmen, besonders, da sie selbst Sehnsucht nach ihr geäußert hatte? Adelheid ließ sich die Reise gefallen, welche das Fräulein unverzüglich in Gesellschaft ihres Vaters antreten mußte, ohne darum die ihrige aufzuschieben; sie ging nach Italien, und Luitgarden wurde der Ort bezeichnet, an welchem sie auf dem Wege in dieses Land,

o jetzt der lange nicht gesehene Otto lebte, u ihr treffen sollte.

Graf Luther und sein Sohn wollten Markraf Eckarden und seine Tochter nach Gandersheim begleiten; sie hatten dort eine geliebte Schwester und eine Base, welche nach vieljähriger Abwesenheit wohl das Recht hatte, einen Besuch von ihnen zu erwarten, und o, wie harrte ihnen Fräulein Waldburg entgegen! wie viel Gutes ahndete sie für ihre mehr erwähnten Plane aus der Gesellschaft, in welcher Graf Luther und sein Sohn nach Gandersheim kamen! Sie beyde! Markgraf Eckard und seine Tochter! befanden sich nicht hier alle Personen beysammen, welche nöthig waren, gewisse Verträge zu machen, gewisse Wünsche auszuführen, welche ihr am Herzen lagen?

Luitgard hielt sich bey ihrer Ankunft nicht länger bey Waldburg auf, als ihr den Kuß des Wiedersehens und die Versicherung zu geben, daß sie noch ganz als die alte wieder kehrte; eine Versicherung, welche die Nonne ausdrücklich forderte, um auf dieselbe, während Luitgard bey der sterbenden Gerberga war, ihre Anträge an die drey Grafen zu bauen, die bey ihr unverzüglich zur Audienz gelassen wurden.

Welche Scenen warteten auf das Fräulein in dem Zimmer, das sie jetzt betrat! Das

Sterbelager des Fürsten und des Bettlers sind wenig von einander unterschieden; beyde sind ein Heiligthum, rund umher mit der Stille und der Dämmerung des Todes umgeben. Gleiche Hülflosigkeit, gleiche Hoffnungen und Besorgnisse, alles gleich, bis auf einige Verzierungen, welche bey der Wichtigkeit der Hauptsache übersehen werden.

Luitgard trat leise herein, als ob sie sich scheute, das Schweigen des Grabes zu unterbrechen, das hier schon herrschte; denn niemand schien hier mehr zu athmen: und wem unter den Anwesenden Menschlichkeit oder Neigungen für die Sterbende Seufzer oder Thränen auspreßte, der suchte den entferntesten Winkel des dämmernden Zimmers, um durch die Stimme seines Kummers nicht das heilige Schweigen zu stören. Luitgarden kam Helena von Roßow, die nicht lange von einer Wallfahrt nach Rom zurück war, entgegen, legte den Finger auf den Mund, und führte sie zu Gerbergens Lager. — Luitgard kniete nieder, und benetzte die kalte Hand der alten Dame mit stillen Thränen. Sie schien sich wie aus einem schweren Schlummer zu ermuntern; „Ist das nicht mein Kind?“ rief sie; „ist das nicht Luitgard? — Doch warum so spät! ich hatte dir viel zu sagen! Nun nichts Weltliches mehr; nur meinen Segen!“

erga legte die Hand auf die Stirn
luleins, und segnete sie schweigend.
eißt nicht, was ich dir von Gott er-
be," sagte sie; „aber du wirst's dort
n. Ich war dir ihn schuldig diesen Se-
n hast mich sehr geliebt."
gard dankte mit gebrochenen Worten,
e schwache Gerberga antwortete mit
als mit einem Handdruck. „Und doch,"
nach einem langen Stillschweigen fort,
t's gut, daß du spät gekommen bist;
nig Stunden würde ich dich anders,
wiß nicht besser gesegnet haben! Je
er Ewigkeit, je heller lernen wir se-
— o was wird's erst dort seyn, dort,
h diesen schon so lange geschlossenen
n Augen das Licht wieder aufgehen

---

e ermüdet euch, ehrwürdige Mutter,
lem Sprechen!" sagte jetzt Helena von
, die sich über Gerbergens Lager beug-
ollt ihr, so will ich dem Fräulein in
Gegenwart sagen, was ihr mir an sie
agen habt."
ge ihr nichts!" versetzte sie; „das sind
leinigkeiten! Gott weiß, wie die Leben-
mit solchen Dingen abgeben können!"
einigkeiten, ehrwürdige Frau?"
einigkeiten, und vielleicht vergeblich!"
gard hatte sich entfernt, um hinter ei-

ner Gardine ruhig zu weinen, weil sie gemerkt hatte, daß die Stimme ihrer Thränen der Kranken lästig war.

„Ist die Prinzessinn gekommen?" fragte Gerberga das Fräulein von Roßow nach einer Weile.

„Schon vor drey Stunden; ihr ist alles bekannt gemacht worden, was ihr von ihr, als eurer Nachfolgerinn, erwartet, und ihr habt nicht nöthig, mehr, als einige Worte, mit ihr zu wechseln."

Gerberga winkte dankend, und gab ein Zeichen, daß man die künftige Äbtissinn einführen sollte. Es war Sophie, eine ältere Schwester des jungen Königs Otto; eine junge, etwas stolze Dame, welche ihren Eintritt in das Zimmer ihrer sterbenden Verwandtinn mit mehrerm Prunke machte, als hier nöthig gewesen wäre. Die alte Dame empfing den Handkuß von ihrer Nachfolgerinn, und befahl, nachdem sie einige wenige feyuende und ermahnende Worte zu ihr gesprochen hatte, Luitgarden herbey zu rufen. Eine plötzliche Schwäche, welche sie überfiel, hinderte sie, das zu sagen, was sie vielleicht im Sinne hatte; sie legte die Hand des jungen Fräuleins in Sophiens Hände, und drückte beyde fest zusammen.

„Sie will sie euch empfehlen," sprach *Helena von Roßow.*

„Iſt das Fräulein Willens, hier den Schleyer zu nehmen?“ fragte Sophie.

„So viel ich weiß, nein,“ erwiederte die andere, indeſſen Luitgard vor Thränen nicht für ſich ſelbſt zu antworten vermochte. — Sophie zog ihre Hand kaltſinnig zurück, und machte eine Miene, als wiſſe ſie nicht, wozu dieſe Umſtände dienlich wären. — Aber Gerberga lag jetzt gänzlich ohne Beſinnung, und Luitgard kniete wieder bey ihrem Bette, bis man für gut hielt, ſie hinweg zu bringen, da ihre Gegenwart für die Entſchlummerte ohne Nutzen, und für ihr eignes zartes Gefühl gefährlich war. — Die Nachricht von dem Tode der Domina, welche ſich bald darauf ausbreitete, ſtörte das Geſpräch zwiſchen Fräulein Waldburg und den Grafen, das nun ſchon einige Stunden gedauert hatte. Man hatte Gerbergen nicht dem Tode ſo nahe vermuthet, als ſie war. Waldburg, die ſie wirklich geliebt hatte, obgleich Helena von Roßow ſie immer von ihrer Seite zu drängen wußte, bedauerte, ihre letzten Augenblicke nicht lieber zu frommen Gebethen für ſie, als zu irdiſchen Berathſchlagungen genützt zu haben, welche hätten aufgeſchoben werden können: es geht mehrern guten Seelen ſo, daß ſie ſich in Kleinigkeiten verwickeln, und darüber die Zeit zum Wichtigeren verſäumen.

Waldburg hatte indeſſen große Urſache, mit

dem Erfolge ihrer Verhandlungen mit den Grafen zufrieden zu seyn. Daß Luitgard der Gegenstand derselben gewesen war, werden meine Leser wohl errathen; und durch Hülfe der verständigen Nonne waren Dinge ins Licht gesetzt worden, die ohne sie vielleicht noch lange, vielleicht noch ewig verborgen geblieben wären. Werner wußte kaum selbst, daß er Luitgarden liebte; Waldburgs Vortrag an den Markgrafen und an seinen Vater öffnete ihm erst die Augen. Seine Gefühle, wären sie ihm auch endlich deutlich geworden, irgend jemand zu gestehen, dazu würde er wohl nie Muth genug gehabt haben: Waldburg vertrat seine Stelle. Graf Luther hörte hier Dinge erwähnen, die seinen Wünschen nichts weniger als fremd waren; aber auch er würde vielleicht Bedenken getragen haben, zu reden, da der Markgraf von Meißen wohl höhere Erwartungen für seine Tochter hägen konnte, als die Verbindung mit seinem Sohne. Jetzt war alles klar; Waldburg machte Vorstellungen; die Grafen von Bernburg wagten Bitten, die so dringend, als bescheiden waren, und Eckard war nicht unbeweglich.

„Was hätte ich für Ursache," sagte er, „dem Sohne meines Freundes, einem jungen, tapfern, redlichen Ritter, meine Tochter zu versagen? sie sey euch versprochen, so weit ihre Neigung und die Umstände eurer Liebe

es begünſtigen. Die Kaiſerinn, die ſich ſo ſehr für das Mädchen intereſſirt, dürfen wir hierbey freylich nicht ganz vorbey gehen; aber was hätte ſie für Urſachen, da Nein zu ſagen, wo mir das Ja beliebt? auch würde ich ihr ſolche Anmaßung nicht zugeſtehen: im Verneinen ſind wir ja ſo ziemlich einig; warum nicht auch im Bejahen? Graf Werner iſt nicht der erſte Brautwerber meiner Luitgard; gleich den Tag nach ihrer öffentlichen Erſcheinung haben Siegfried und Benno von Nordheim bey mir um ſie geworben; eine unſinnige, faſt ſchimpfliche Werbung! zwey Brüder um ein Fräulein! Luitgardens Wahl, oder das Loos, oder das Schwert, meinten ſie, ſollte zwiſchen ihnen entſcheiden. Ich denke, ich habe ihnen geantwortet, wie ſie verdienten. Mit der Kaiſerinn ſprach ich davon, und ſie war ſo ganz meiner Meinung, daß die Grafen von Nordheim noch aus ihrem eigenen Munde eine Vorhaltung wegen ihrer Kühnheit bekamen. Was die Abſichten der Grafen von Bernburg anbelangt, ſo will ich, daß ſie Luitgarden jetzt ſo wohl ein Geheimniß bleibe, als jene; die ganze Sache beruht auf der Zukunft, und ich will nicht, daß die Ruhe des Mädchens, und ihr unſchuldiger Frohſinn zu zeitig durch Liebesſorgen geſtört werde. Bleibt Ritter Werner gut und brav, und kann ihn Luitgard leiden, ſo

hat es bey dem, was ich gesagt habe, sein Verbleiben, ohne daß wir jetzt schon weitere Schritte thun."

Die letzte Clausel war Fräulein Waldburg nicht ganz angenehm; alle ihre Unternehmungen hatten Eile, und sie hätte wenigstens gewünscht, mit Luitgarden schon heute von diesen Dingen sprechen zu können; nun war ihr der Mund geschlossen, und der Gedanke, die Gegenwart des Fräuleins hier im Kloster nicht lange zu genießen, da Eckard von dem Verlangen der Kaiserinn sprach, sie mit nach Italien zu nehmen, machte ihr um so viel weniger Schmerzen, weil sie doch sich die Unterhaltung mit ihr hätte versagen müssen, welche ihr die angenehmste gewesen seyn würde, die Unterhaltung von dem geliebten Werner, und der Hoffnung, sie bald unter ihre Verwandtinnen zu zählen.

XV.

Unwissenheit.

So bald die ernsten Eindrücke, welche Scenen des Todes auf eine junge Person zu machen pflegen, Luitgardens Gedanken an minder wichtige Gegenstände gestatteten, so lag sie dem Fräulein von Roßow unabläßig an ihr die Aufträge mitzutheilen, welche sie von der verstorbenen Abtissinn für sie erhalten hatte. Helena schützte sich mit Gerbergens letzte

Verbothe, ihr nichts von Dingen zu ſagen, welche Kleinigkeiten und vergeblich wären.

„Mich dünkt.“ erwiederte Luitgard, „ihr wiederhohltet das Wort Kleinigkeiten damahls n einem Tone, in welchem auch ich es jezt viederhohlen möchte. — Daß einer Sterbenden die höchſten irdiſchen Dinge klein ſind, das glaube ich wohl; ihr aber ſchient von der Wichtigkeit deſſen, was ich erfahren ſollte, ſtark genug überzeugt; und daß ich es noch viel mehr bin, brauche ich nicht zu ſagen, da mich die Sache zunächſt angeht.“

Helena hätte nicht ſo gelehrt ſeyn müſſen, als ſie war, um ein Mädchen wie Luitgard, nicht ſchnell zum Schweigen zu bringen. Das junge Fräulein hatte ihren Gründen nichts entgegen zu ſetzen, und erfuhr endlich doch ſo viel: Gerbergens Auftrag habe vornehmlich in der Bitte beſtanden, ſich nie ohne Einwilligung der Kaiſerinn Adelheid zu vermählen. Luitgard, die gewiß in dieſem Augenblicke an nichts weniger dachte, als an den Brautkranz, warf den Kopf ein wenig zurück, ſchien dem, was man ihr ſagte, nur halb zu glauben, und meinte, am Rande des Grabes ſollte man billig wichtigere Aufträge an die Überlebenden zurück laſſen.

„Dieß war's,“ verſetzte Helena, „was Gerberga ſelbſt fühlte, und was ihr den Ausdruck Kleinigkeit *abnöthigte*.“

Gerbergens Auftrag war indeſſen doch nicht ſo gar unwichtig geweſen: das was das Fräulein von Roßow Luitgarden davon mitgetheilt hatte, war nur der Eingang; und das Ganze betraf nichts Geringeres, als die Enthüllung von den Abſichten der Kaiſerinn Adelheid, ſie einſt zur Gemahlinn ihres Sohns zu machen, nebſt einigen Lehren über ihr Betragen in ihrem künftigen hohen Stande. Sonderbar, daß die Sterbende dieſe Dinge nicht allein klein, ſondern auch vergeblich nannte, gleich, als ob ſie voraus ſähe, daß ſie nie zur Wirklichkeit kommen würde.

Das Fräulein von Roßow war vielleicht nicht gegen jedermann ſo zurück haltend, wie gegen Luitgarden. Die neue Äbtiſſinn, deren Gunſt ſich nicht durch bloße Gelehrſamkeit gewinnen ließ, wußte wahrſcheinlich bald mehr von der Sache, als diejenige, welche es unmittelbar anging. Luitgard ward ſchnell ein Gegenſtand ihres Haſſes; es war Sophien unleidlich, ſich das junge Mädchen, das ſo weit unter ihr ſtand, dereinſt als Schweſter und als Kaiſerinn zu denken. Luitgard merkte indeſſen wohl, daß man ihr nicht gewogen war; aber auf die Urſache konnte ſie unmöglich fallen. Sie hatte in der demüthigen Meinung von ſich ſelbſt, die bey zunehmenden Vollkommenheiten wiederkehrte, keinen Gedanken davon, daß ihre Perſon ein Kleinod

ſey, nach welchem ſo manche trachteten, und mit welchem man ſogar den kaiſerlichen Thron zu ſchmücken dachte.

Die Anſtalten zur Reiſe nach Italien wurden ernſtlich gemacht; aber Luitgard dachte das Kloſter nicht eher zu verlaſſen, bis ſie noch einen Brief an die Gräfinn von Nordheim ausgefertiget hatte, den wir den Leſern nicht mittheilen, weil er weit weniger enthält, als ſie bereits wiſſen. Er war nicht ſo ganz künſtlich geſchrieben, nicht ganz ſo reich verziert: denn Luitgard ſchrieb ihn nicht, damit er Nothfalls zur Tapezerey dienen könnte, ſchrieb ihn nicht in Rückſicht auf hundertjährigen Nachruhm, ſondern bloß, um einer Perſon Nachricht von ſich zu geben, für welche ſie die heißeſte Liebe und Dankbarkeit hägte.

Markgraf Eckard begleitete ſeine Tochter bis in die Gegend, wo ſich der Weg ſchied; dann ließ er ſie unter der Geleitſchaft der Grafen von Bernburg und ihrer Ritter weiter ziehen; er aber wendete ſich nach ſeinen Landen, um ſein Schloß und ſeine Gemahlinn einſt wieder zu ſehen.

Luitgard fühlte ſich Graf Wernern und ſeinem Vater unendlich verbunden, daß ſie ihre Begleitung über ſich genommen hatten; ſie wußte nicht, was für einen Werth ihre Perſon in ihren Augen hatte, und wie viel Recht ſie ſich auf dieſelbe zu haben einbilde-

ten. — Werner hatte indeſſen nicht Urſache, es zu bereuen, daß Luitgarden ihr künftiges Verhältniß mit ihm unbekannt war: dieſe Unwiſſenheit gewährte ihm den ſüßeſten, zwangloſeſten Umgang mit derjenigen, welche er anbethete; und o wie viel neue Vollkommenheiten entdeckte er in demſelben an ihr! ihre Schönheit war ihr kleinſter Vorzug; ihr edles Herz, ihre rege Tugendliebe, ihr heller, ausgebildeter Verſtand, welche Schätze für einen Jüngling, wie Werner! er pries ſich ſelig, in der Hoffnung, ein ſolches Mädchen einſt ſein zu nennen, und nichts machte ihm Kummer, als die Vorſtellung, daß die Verbindung mit ihm ein zu kleines Glück für ſie ſey; daß ſie ihr den Weg zu größerm Glanze, zu ausgedehnteren Wirkungskreiſen für ihre immer thätige Tugend verſchließe. Die Abſichten, welche man in Anſehung des jungen Otto für ſie hägte, waren ihm ſo, wie jedermann, unbekannt; aber wenn er zuweilen ſeiner Fantaſie über das Glück, welches Luitgardens Verdienſten angemeſſen wäre, den Zügel ſchießen ließ, ſo trafen ſeine Gedanken ziemlich mit dem zuſammen, was man ihr wirklich beſtimmt hatte. Er dachte hierin nicht unphiloſophiſch; er ſah nicht allein auf den Glanz der Kaiſerkrone, ſondern eben ſowohl auf denjenigen, welcher ihr ſie aufſetzen könnte, auf den liebenswürdigen, den tu-

ndhaften, den edlen Otto, den er genug
nnte, um seine Hand für die beste Fürstinn
r Glück zu halten.

XVI.

Ein seltsames Gespräch.

Wer einen Begriff von den schnellen Än-
rungen menschlicher Schicksale hat; wer
ißt, welchem mondähnlichen Wechsel beson-
rs Fürstengunst unterworfen ist, der bereite
h zu den Dingen, welche folgen werden.
Erst an den Grenzen von Italien war es,
Luitgard mit den letzten des kaiserlichen
folgs zusammen traf; man sagte ihr, die
iserinn halte sich in einer benachbarten
adt auf, um wichtige Unterhandlungen
t einem arragonischen Gesandten zu tref-
, in welchen sie zu stören niemand erlaubt
. Luitgard konnte nicht begreifen, was ih-
Gegenwart Staatsgeschäften für Hinde-
ng bringen könnte, da sie gewiß die Kaise-
n nur in solchen Stunden sah, wo sie
ßig war; sie fragte, ob sie nahmentlich von
ten, welche Zutritt bey der Kaiserinn hat-
, ausgenommen sey, und man antworte-
ja; eine Sache, welche Luitgarden be-
mdete, aber bey weitem nicht so sehr beun-
higte, als geschehen seyn würde, wenn sie
anzig Jahre älter gewesen wäre. Sie dank-
den Grafen von Bernburg, ihren bisheri-

gen Begleitern, und entließ sie, richtete sich zu Alvala mit ihrem kleinen Gefolge so gut, als möglich, ein, und sah dem Befehle der Kaiserinn entgegen, was sie weiter zu thun haben würde. — Endlich nach langem Warten erschien er; sie bekam Erlaubniß zu folgen, und sah Adelheiden wieder; aber Gott! welch ein Wiedersehen! Die Kaiserinn trug die Miene, welche die Großen so gern annehmen, wenn sie sich bewußt sind, daß sie gegen Geringere unbillig gehandelt haben, die Miene, als wären sie selbst beleidigt; und einer solchen Handlung war sich Adelheid gegen Luitgarden wirklich bewußt, wiewohl das Unrecht, das ihr von ihr widerfuhr, von solcher Art war, daß es das junge Mädchen auf keine Art fühlen, oder sich unglücklicher durch dasselbe achten konnte. Luitgard wußte ja nicht, was man für große Absichten ihrentwegen gehabt hatte; sie wußte ja nicht, daß all die überspannte Gnade, die sie bisher genoß, nicht eben der Tochter Markgraf Eckards von Meißen, sondern der künftigen Kaiserinn, gegolten hatte. Diese herrlichen, für Luitgarden so glorreichen Entwürfe waren seit letztem Mondwechsel gescheitert, weil sich Gelegenheit zu einer Verbindung für den jungen Otto zeigte, welche mehr Staatsvortheile versprach, als die Vermählung mit einer deutschen Fürstinn.

König Sanctus von Arragonien hatte eine Tochter, die Kaiserinn Adelheid einen Enkel; dieser war König des deutschen Reichs, und jene war eine reiche und mächtige Prinzessinn: was war hier natürlicher, als der Gedanke, daß beyde für einander geschaffen waren? An den Grenzen von Italien wartete ein arragonischer Gesandter, Otto's Großmutter eine Heirath zwischen ihm und der jungen Marie vorzutragen; seine Vorschläge waren glänzend, seine Beredtsamkeit unwiderstehlich; Abschlag würde thöricht, würde kaum möglich gewesen seyn. Adelheid ward gewonnen, und weg waren alle Projecte in Ansehung Luitgardens! Hätten sie doch in der Luft zerstäuben mögen, diese Anschläge, welche vielleicht eher der Grund ihres Elends, als ihres Glücks werden konnten, wenn nur nicht mit ihnen auch ein großer Theil der Zuneigung zu dem unschuldigen, unwissenden Mädchen verschwunden wäre! Luitgard hatte ja nicht nach dem Glücke gerungen, das man ihr nun entzog; wie konnte man auf sie zürnen? sie wußte ja nicht einmahl etwas von den hoch fliegenden Entwürfen, die man für sie im Sinne gehabt hatte; wie konnte man Vorwürfe von ihr besorgen? Gleichwohl war der Empfang, den sie fand, ganz so, als könnte das Eine oder das Andere Statt haben. — Voll Erstaunen stand Luitgard den

Kaiserinn gegen über, bey welcher sie ein ganz anderes Betragen gewohnt war. Thränen füllten ihre Augen, und ihre Sache ward dadurch nicht gebessert. „Ihr weint, Fräulein?" sagte Adelheid; „sind diese Thränen Verweise für mich? worüber habt ihr euch zu beklagen?" —

„Verweise, gnädige Frau? Klagen? Klagen gegen meine Wohlthäterinn?"

„Gleichwohl lese ich so etwas in euren Augen; wozu sonst diese Thränen?"

„Ich sehe, daß ihr zürnet; ich glaube in irgend etwas gefehlt zu haben; an mir liegt die Schuld gewiß, daß diese Blicke nicht so huldreich auf mich fallen, wie sonst; an mir allein, nicht an euch. Sollte vielleicht die Verzögerung meiner Ankunft? — Aber ich ward zu Gandersheim aufgehalten, und ein Abenteuer auf der letzten Hälfte meiner Reise" —

Nichts kann wohl mehr beschämen, als wenn derjenige gegen welchen wir Entschuldigungen zu machen haben, sich derselben gegen uns bedient. Adelheid war zu edel, um hier nichts zu fühlen, und das unschuldsvolle bekümmerte Wesen des jungen Mädchens war zu einnehmend, um sie nicht mit derjenigen auszusöhnen, mit welcher sie zürnte: sie wußte nicht, warum, vor welcher sie sich scheute, ohne zu wissen, ob sie es Ursache hät-

— Luitgard bekam eine gnädigere Mie-
und einen von den liebkoſenden Nahmen,
welchen ſie ſonſt häufig beehrt wurde. Sie
te Platz an der Seite der Kaiſerinn neh-
, die ſich in tiefem Nachdenken verlor,
ſie nicht wußte, wie ſie ein Geſpräch be-
ien ſollte, das wichtiger war, als das
ge Mädchen meinte. Alles kam hier darauf
, ob Luitgard etwas von den Abſichten
ßte, die man mit ihr gehabt hatte, und
es alſo nöthig ſey, ſie von der Änderung
ſelben und ihren Urſachen zu benachrichti-
. Luitgard war an Gerbergens Sterbe-
te geweſen; Gerberga war diejenige, wel-
den Wunſch, das edle Mädchen, das ſie
te, einſt auf dem Throne zu ſehen, zuerſt
äußert, und ſeine Erfüllung am meiſten
rieben hatte. Nicht nur möglich, wahr-
einlich war es, daß ſie mit Luitgarden in
en letzten Stunden von dieſen Dingen ge-
ochen hatte; und ob dieſes wirklich ge-
ehen ſey, ſuchte man jetzt durch allerley ver-
ränkte Fragen zu erfahren, die eben dar-
n, weil ſie dieſes wären, von dem ge-
dſinnigen Mädchen nicht anders, als un-
länglich, beantwortet werden konnten. —
delheid ward ungeduldig, und Luitgard
ußte nicht mehr, was ſie antworten ſollte.
Wäre es nicht beſſer, gnädige Frau," ſagte
e endlich, „euch alles, was mir zu Gau-

dersheim begegnete, der Ordnung nach zu erzählen? vielleicht daß ich dann euren Wünschen, die auf etwas abzielen, das ich nicht begreifen kann, beſſer Genüge leiſten werde."

„Thue das! thue es, liebe Luitgard!" rief die Kaiſerinn; und das Fräulein begann eine Erzählung, deren Inhalt unſere Leſer aus dem Vorhergehenden wiſſen, und die, weil ſie die Wahrheit zur Richtſchnur hatte, ſo leicht und ungekünſtelt ausfiel, daß aller Verdacht von verſchwiegenen oder verkleideten Umſtänden unmöglich war.

„Und die Äbtiſſinn," fragte Adelheid am Ende, „ſagte euch alſo nichts von dem, was ſie für euch auf dem Herzen hatte?"

„Nichts, gnädige Frau, als ihren Segen. Er iſt mir theuer; aber deſſenungeachtet muß ich geſtehen, daß ich gewaltig neugierig nach dem Übrigen bin."

„Was wirds eben geweſen ſeyn! du mußt nicht weiter daran denken!"

„Wenigſtens glaube ich, daß ich es eben ſo wohl hätte wiſſen können, als Helena von Roßow."

„O hierin bin ich völlig deiner Meinung: hat man einmahl Geheimniſſe, ſo thut man am beſten, ſie vor jedem zu verbergen; aber dieſe gelehrte Nonne iſt eine gefährliche Perſon, die wohl das Grab um ſeine Verborgenheit betriegen könnte, und du wirſt wohl

ı, wenn du dich vor ihr hütheſt, und nie
ıs von dem glaubſt, was ſie dich etwa
hintennach bereden könnte, um dich
ıulocken."
Mich auszulocken, gnädige Frau? das
te wohl der Mühe nicht! ich habe keine
eimniſſe; aber jene Helene halte ich in
That für gefährlich und betrieglich, und
dem, was ſie mir am Ende dennoch ſag-
glaube ich kein Wort."
Wie? ſie ſagte dir dennoch etwas, und
aſt mir es noch verſchwiegen?"
Ich war mit meiner Erzählung noch nicht
eit; auch könnte es wirklich ſeyn, daß
s nicht gegen euch erwähnt hätte, weil
nicht weiß, wie Gerberga eben gerade
ıuf gekommen ſeyn könnte, in ihren letz-
Stunden an meine Verheirathung zu
:en; viel glaublicher würde es mir gewe-
ſeyn, wenn ſie mir den Schleyer hätte,
fehlen laſſen."
Deine Verheirathung? o rede! rede!"
Sie ließ mich ermahnen, nie meine Hand
e eure Einwilligung zu vergeben."
Wirklich? wirklich? und dieß wär's
ß?"
Alles! — Meinen Gedanken nach eine
unnöthige Sache, die ſich ja von ſelbſt
ſteht."
In der That, mein Kind, du wirſt wohl

thun, wenn du auch hierin nichts ohne mich thuſt: ich werde für dich ſorgen, das kannſt du mir zutrauen; und ich muß dir ſagen, daß ich ſeit einiger Zeit ſehr ernſtlich an deine Verheirathung denke."

„An meine Verheirathung? jetzt, da ich kaum das vierzehnte Jahr zurück gelegt habe?"

„Hohe Perſonen heirathen früh; die aragoniſche Prinzeſſinn, die ich, wie ich dir in höchſtem Vertrauen melde, für meinen Sohn beſtimmt habe, iſt nicht älter, als ihr junger Bräutigam, hat erſt das dreyzehnte Jahr angetreten; und was dich anbelangt, mein Kind, ſo biſt du ſchön genug, um ohne dein Wiſſen ſchon mehrere Augen auf dich gezogen zu haben. Die Grafen von Nordheim, die vornehmſten unter deinen Brautwerbern, wurden vielleicht zu voreilig abgewieſen, und ich wolte wohl wünſchen — —"

„Die Grafen von Nordheim? o gnädige Frau! nun geht mir auf einMahl ein ſchreckliches Licht auf. Ich ſagte euch von einem Abenteuer, welches meine Ankunft verzögerte: hört, worin es beſtand. — Die Grafen von Bernburg, meine Begleiter, brauchten vom Anfange unſerer Reiſe Umwege und andere vorſichtige Maßregeln, weil ſie, wie ſie ſagten, einen Anfall von den Grafen von Nordheim beſorgten: endlich an den Grenzen von Tyrol wurden wir wirklich von einer zahl-

reichen Reiterſchar überfallen, welcher wir ſchwerlich entgangen ſeyn würden, wenn nicht in daſiger Gegend die Leute eures Sohns gelegen hätten, die meinen Beſchützern beytraten, und mich, da ich ſchon in der Gewalt eines der Ritter war, davon brachten."

„Du, gerettet durch die Leute meines Sohns? vielleicht durch ihn ſelbſt?" —

„Schwerlich! der junge König wird ſich wohl noch nicht unter den Waffen finden laſſen?"

„Sage das nicht! Otto weiß bereits das Schwert zu führen! Kennſt du ihn?"

O ja; ich ſah einſt ſein Bild! ein wunderſchönes Kind!"

„Kind? närriſches Mädchen! was biſt denn du, die du kaum zwey Jahre vor ihm voraus haſt?"

„Knabe, hätte ich ſagen ſollen; und verzeihet, gnädige Frau, wenn etwa auch dieſes wider die Ehrfurcht iſt, welche ich meinem Könige ſchuldig bin. Um indeſſen wieder auf meine Erzählung zu kommen, ſo weiß ich wohl, daß ich meine Rettung nicht ihm, ſondern einem jungen Ritter ſchuldig bin, welchen — welchen euch zu ſchildern — euch zu beſchreiben — ich will ſagen —"

„Nun, Luitgard! was bedeutet dieſe Verwirrung? — hätteſt du mir nicht geſagt, daß du erſt vierzehn Jahre wärſt, und noch

nicht ans Heirathen denken dürfteſt, ich wi
de dich für verliebt halten."

„O nein, gnädige Frau! verliebt gar nic
aber — aber — ſo viel iſt gewiß, daß
nie einen herlicheren, ſchöneren Ritter geſe
habe, als dieſen, nicht viel älter viellei
als Graf Werner, aber, o Gott! wie verſch
den! dieſer ein verkleidetes Mädchen, je
ein verkleideter Engel! und ſo tapfer! ſo v
bindlich! Graf Werner, der ihn kann
bath mich, ihm zum Danke für meine Rett
einen Kuß auf meine Wange zu geſtatt
aber er ſchwor, daß ihm mein Schleyer h
lig ſey, und daß er keine andere Belohnu
verlange, als das Bewußtſeyn, Graf Eckar
Tochter gerettet zu haben. Denket, gnädi
Frau, wie mir dieſes gefallen mußte! D
iſt's lieb, daß ich ſeinen Nahmen weiß, i
ihm ewig, ewig danken zu können!"

„Und dieſer Nahme iſt? — doch nicht Gr
Erich, der Freund, der ungetrennte Begleit
meines Sohnes? — du ſchweigſt? — Kin
Kind! mit deinem Herzen ſiehts bedenkli
aus! doch beunruhige dich nicht! liebſt
Graf Erichen, der deiner Liebe ſo ganz wü
dig iſt; liebt er dich, ſo iſt er dein!"

Adelheid lächelte bey dieſen Worten, u
Luitgard erröthete: ſie waren im Scherz g
redet, und im Grunde ziemlich ernſtlich g
meint. Die Kaiſerinn war ſo entzückt, d

dem jungen Fräulein auch nicht eine Spur von dem, was ſie beſorgte, vielmehr das Gegentheil zu finden; all' ihre Liebe zu ihr kehrte ſo mächtig wieder; ſie fühlte, ſie ſey ihr Entſchädigung für die aufgegebenen Plane ſchuldig, wünſchte ihr Liebe um verlorne Liebe zu geben, ſie bald, ſie vortheilhaft zu verſorgen: wie viel Urſachen, die Idee von einer Verbindung mit Graf Erichen, den ſie ungemein ſchätzte, zu erweitern, und Entwürfe zu ihrer Ausführung zu machen, die ſie aber Luitgarden, um ihre Verwirrung nicht zu vermehren, freylich nicht mittheilen konnte. — Das Fräulein ward ganz mit der alten Zärtlichkeit entlaſſen, und die Kaiſerinn verſchloß ſich in ihr Zimmer, um dem guten Ausgange einer verdrießlichen Sache und ſeinen weitern Folgen nachzudenken. Luitgard wußte alſo gar nichts von jenen verborgenen Dingen, ahndete es nicht einmahl, daß man bereits Anſchläge auf ihre Hand machen könnte. kannte Ottd, ohne ihn zu lieben, hielt ihn noch für ein Kind, fühlte angehende Leidenſchaft für einen andern; was für herrliche Entdeckungen! Zwar wenn all dieſes gleich anders geweſen wäre, würde es doch der arragoniſchen Heirath keine Hinderung haben bringen können; aber ſo war es doch beſſer: Adelheid blieb der Unannehmlichkeit überhoben, einer jungen Perſon, welche ſie

wirklich schätzte, in einem falschen Lichte zu erscheinen, und sich für die Ursache ihres Unglücks halten zu müssen, blieb der Unannehmlichkeit überhoben, wenn Luitgardens Klagen laut würden, auch vor der Welt des Wankelmuths und der Undankbarkeit beschuldigt zu werden, weil sie den Entschluß, die Tochter des meißnischen Helden auf den Thron zu heben, so leicht um neuer Vortheile willen aufgeben könnte. Ein Zweifel blieb ihr doch noch immer übrig: der, was mit Luitgarden zu beginnen wäre. Sollte sie sie nach Deutschland zurück schicken? Wie hatte das edle Fräulein diese Beschimpfung verdient, und wie ließ sich dieselbe vor ihrem Vater verantworten, welcher die italienische Reise zur Ausbildung des jungen Mädchens, ohne Ahndung anderer Dinge, gern gesehen hatte? Sollte sie Luitgarden mit all dem Glanze an dem Hofe ihres Sohns aufführen, dessen sie gewohnt geworden war? Luitgard war sehr schön, und Otto war in mancher Betrachtung nicht ganz so sehr ein Kind, als es sein Alter glauben ließ. Gefährliche Eindrücke waren hier möglich; und wär' auch von dieser Seite nichts zu besorgen gewesen, so hätten ihre Vorzüge wenigstens bey der jungen Braut, oder bey denen, welche für sie dachten und fühlten, Eifersucht erregen können. Es gab einen dritten Weg, und dieser wurde eingeschlagen.

„Mein Kind!“ sagte die Kaiserinn des an-
ru Tages zu dem Fräulein; „wir verlassen
uftige Woche Madruzzo, aber wir müssen
is trennen. Ich gehe nach Verona, und du
ich einem anmuthigen Schlosse am Gardasee,
o du besser und ruhiger leben wirst, als im
eräusche des Hofs. Ich muß dir sagen, so
llkommen du auch für einen deutschen Hof
bildet bist, so fehlt dir doch noch Verschie-
nes, um hier zu glänzen. In einem Jahre
ßt sich viel nachhohlen, und ich werde dir
nicht an Mitteln fehlen lassen, vollkommen
werden.“

„Und muß ich denn glänzen, wo ich erschei-
?“ fragte die bekümmerte Luitgard: „mir
ire es ja genug, von niemand bemerkt zu
erden, als von der, welche mich bereits
nnt, und zu ertragen weiß; aber von euch
trennt, vielleicht vergessen zu leben, —
in, Kaiserinn! das halte ich nicht aus!“

„Vergessen? getrennt? Nein, Luitgard! das
llst du nicht; ich bleibe dir nahe genug, um
ch oft zu sehen, und ich bin versichert, daß
meine seligen Stunden in den Armen der
nschuld und Tugend, in deinen Armen ver-
ben werde. Weigre dich nicht, mein Kind!
übersiehst nicht den ganzen Umfang der
ache. Die Gründe zu stiller Verborgenheit,
elche ich dir angab, sind vielleicht nur die
ringsten. Ich sehe gewisse Unruhen, gewisse

Verdrießlichkeiten voraus, von welchen ich dich gern entfernt halten möchte. Mache dir über nichts Gedanken, sollte auch deine Eingezogenheit länger dauern, als ich gesagt habe. Indessen sind die Wendungen des Schicksals wunderlich, und eine glückliche Verheirathung könnte dich vielleicht eher in die Welt zurück bringen, als du selbst meintest."

Die arglose Luitgard sah in diesem Vortrage nichts, als Güte der Kaiserinn; sie erklärte, daß sie gelernt habe, einsam zu seyn, und bequemte sich in alles, was man verlangte, selbst darein, daß die meisten von ihren Leuten nach Deutschland zurück geschickt, und ihre Stellen aus dem Gefolge der Kaiserinn ersetzt wurden. „Deine Duegnas und deine Zofen," sagte Adelheid, „verstehen weder die Sprache dieses Landes, noch seine Sitten: ich muß dich in eine ganz neue Sphäre bringen, wenn ich dich für die große Welt bilden will."

XVII.

Das Gardaschloß.

Die Kaiserinn blieb absichtlich so lange zu Madruzzo, bis Graf Erich mit der Nachricht eintraf, daß der König in wenig Tagen folgen werde. Ihm sollte aus Ursachen, welche die Leser leicht errathen können, das Geschäft aufgetragen werden, Luitgarden nach dem Gar-

daſchloſſe zu bringen: bey Adelheid konnte eine hingeworfene Idee leicht Feuer fangen; der Gedanke, welchen ihr die Erzählung des Fräuleins in den Sinn brachte, ſie und Erich könnten durch einander glücklich, er ihr Schadloshaltung für Otto, und ſie ihm Belohnung für ſo manche Edelthat werden, war ihr geläufig, war ihr lieb geworden, und ſie wollte nichts unterlaſſen, das Mögliche wirklich zu machen. — Hier ganz unbefangen und abſichtlos zu Werke zu gehen, beſaß ſie hinlängliche Weltklugheit. Graf Erich ward um die Begleitung des Fräuleins als um eine ganz gleichgültige Gefälligkeit erſucht, und ſie erfuhr nicht einmahl den Nahmen ihres Schützers, als bis in dem Augenblicke, da er ihr als derſelbe vorgeſtellt wurde. Luitgard erröthete, und bebte zurück, als ſie denjenigen ſah, deſſen Nahmen und Geſtalt ihr ſo gut im Gedächtniſſe geblieben war, und er erfuhr zu Adelheids großer Beluſtigung beynahe die nähmliche Regung, die er, ſo ſehr er auch Hofmann war, doch nicht allzu wohl zu verhehlen wußte.

„Wie?" rief Adelheid; „mich dünkt, ihr kennt euch bereits!"

„Nur der Nahme des Fräuleins," erwiederte Erich, „nicht ihre himmliſche Geſtalt iſt mir bekannt, die ich heute zum erſten Mahle entſchleyert ſehe."

„Habe ich meiner Kaiſerinn nicht ſchon den Nahmen Graf Erichs genannt?" ſtammelte Luitgard.

„Seinen Nahmen habe ich gar oft gehört, mein Kind! ob aus deinem Munde, das iſt mir entfallen; doch iſt mir's lieb, daß auch du dieſen jungen Helden kennſt, der ſich in der Geſchichte meines Sohns von Kindheit an ſo vortheilhaft ausgezeichnet hat. Iſt er etwa der Ritter, welcher dich aus den Händen der Räuber befreyte?"

„Aus den Händen der Grafen von Nordheim?" rief Erich, indem ſich ſein Geſicht bey den Nahmen der Verwegenen mit zorniger Röthe färbte. „Graf Werner und ich ſiegten ihnen ob, ohne ſo glücklich zu ſeyn, uns ihrer Perſon bemächtigen zu können: wahrſcheinlich lauern ſie noch in dieſen Gegenden auf ihre ſchöne Beute, und mir iſt's lieb, daß ihr meiner Sorgfalt anvertrauet werdet. Ich weiß, wie ich euch ſicher führen ſoll; auch fehlt mir's nicht an tapfern Leuten, unſern Zug zu decken."

Luitgard hatte eine Antwort, hatte einen Dank für das Vergangene und für das Gegenwärtige auf der Zunge; aber in dem ſeltſamen, ihr ganz neuen Drange von Empfindungen verwandelte er ſich in eine bloße Verbeugung, die ſo ſchlecht und kurz abgebrochen war, daß Adelheid in ihrem Herzen die ſelt-

ſame Art unerfahrner Unſchuld, Liebe zu äu-
ſern, innig belachte. — Die Kaiſerinn um-
armte das Fräulein, empfahl ſie ihrem Hü-
ther auf das angelegentlichſte, und eilte auf
den Balcon, ihrer Abreiſe zuzuſehen; ſie ſah,
daß Erich ſeine Dame ſehr langſam nach dem
Wagen führte, und ſie mit mehr Zärtlichkeit
als Galanterie hinein hob; aber die Worte,
welche er ihr im Gehen zuflüſterte, konnte ſie
noch nicht vernehmen. — „O Fräulein!“
ſagte er; „was ſoll ich davon denken, daß
auch das Schickſal nun ſchon zum zweyten
Mahle mir ganz unerwartet entgegen führt!“

Was hätte Luitgard hierauf antworten ſol-
len? — auch antwortete ſie nicht; ſondern ſie
erwiederte, ohne es zu wiſſen, ganz leiſe den
Druck ſeiner Hand.

„Werdet ihr lange auf dem Schloſſe am
Bardaſee bleiben, und werde ich nie dieſes
Schloß beſuchen dürfen?“ fuhr er etwas küh-
ner fort.

„Ich ſtehe unter dem Befehle der Kaiſerinn,“
erſetzte Luitgard: „wer Aufträge von ihr hat,
darf nicht von mir zurück gewieſen werden.“

O Liebe! welch eine Lehrerinn biſt du!
hätte wohl die klügſte Weltdame einem Lieb-
haber das Mittel, Zutritt zu ihr zu erlangen,
kürzer und deutlicher nennen können, als die-
einfältige, unerfahrne Schülerinn in dei-
nen Geheimniſſen?

Das Gardaſchloß, in welches Luitgard von ihrem Ritter ſicher und ohne Gefährde gebracht wurde, hatte die angenehmſte Lage, die ſich denken läßt, ein lachendes Gefilde von Maulbeerbäumen, Olivenhainen, kleinen Dörfern und Rebenhügeln abgeändert. Langſam wandelt der ſchilfreiche Mincio durch die liebliche Ebene, und blaue Gebirge endeten hier die weite Ausſicht, ſo wie dort die Thürme des nahen Verona, indeß auf der andern Seite am ſpiegelglatten See ſich ein zierliches Gebäude ausdehnte, welches zu ſchön, zu modern war, um mehr, als zehn Jahre, geſehen zu haben; auch hatte die Kaiſerinn, welcher dieſe Gegend aus Urſachen wichtig war, die in ihrer Geſchichte liegen, daſſelbe wirklich erſt ungefähr vor ſo langer Zeit geendigt, und dadurch einigen benachbarten alten Ruinen, deren Bild die klare Fluth zurück warf, ein herrliches Gegenſtück gegeben. — Das Schloß war nicht minder feſt, als ſchön; aber Erich, welcher ſehr lebhaft von der Koſtbarkeit des Schatzes überzeugt zu ſeyn ſchien, den er dorthin lieferte, hatte hier viel auszuſetzen, und kam, nach einigen vorläufig getroffenen Anſtalten zu mehrerer Sicherheit, in wenig Tagen mit Aufträgen von der Kaiſerinn zurück, beſſere Einrichtungen zu machen. Sie koſteten Zeit, und machten dem guten Erich viel Wege; Luitgard hatte zu viel Ehrfurcht

für Adelheid, ihren Gesandten nicht alle Mahl vorzulassen, und ob bey öfterer Gelegenheit, sich zu sehen, nicht Zuneigung wachsen, Zurückhaltung fliehen, und jedes des Eindrucks gewiß werden mußte, den es auf das andere gemacht hatte, das läßt sich errathen.

XVIII.

Ränke.

„Und wer ist dieser Erich eigentlich, der uns so oft besucht?" fragte Luitgard eine ihrer Damen mit der möglichsten Kaltsinnigkeit, die sie erkünsteln konnte.

„Ein junger Held," war die Antwort, „welcher, wenn seine Geburt seinen Thaten gleicht, einen viel höhern Nahmen verdient, als er öffentlich führt. Niemand kennt seinen Ursprung; aber auch niemand zweifelt, daß er ihn vielleicht Königen an die Seite setzen könnte. Alles ist wundervoll an diesem Jünglinge; selbst dieses, daß er, ganz eine Kreatur der Kaiserinn Theophanie, von ihr nach Europa gebracht, von ihr bis in sein zehntes Jahr erzogen, von ihr noch immer bis zur Abgötterey geliebt, von unsrer Kaiserinn, welche jene nicht ohne Ursache haßt, eben so geliebt und hervor gezogen wird: aber wie sollte er auch nicht, da Theophaniens böse Zucht ihn nie verderben konnte; da er Proben früher Tugend und eines Heldenmuths ab-

legte, welche einen so großen Einfluß auf das Schicksal unsers Königs hatten! In seinem neunten Jahre rettete er bereits den dreyjährigen Otto aus Räuberhänden mit Gefahr seines eigenen Lebens. Mit einer Klugheit und Entschlossenheit, welche seine Jahre weit übertraf, führte er bald darauf einen Anschlag aus, welcher die Kaiserinn in Stand setzte, den jungen König aus der Gewalt des Herzogs von Bayern los zu machen. Theophanie wollte ihn nach der Zeit von ihrem Sohne trennen; aber sein Herz hatte sich bereits zu fest mit seinem kleinen Freunde verbunden, um ohne ihn leben zu können. Erich zog gern die strenge Zucht des Erzbischofs von Mayn; der weichlichen Lebensart vor, welche seiner an Theophaniens Hofe wartete; und welch ein Mann er unter Willigis, Bernwards und Gerberts Aufsicht auf ihn geworden ist, das gibt der Augenschein. — Zum Helden zwar hätten ihn die frommen Mönche nicht bilden können: sie nährten nur in seinem Herzen den Grund wahrer Tapferkeit, die Frömmigkeit, Tugend und Großmuth. Mehr that in diesem Stücke der muthige Adelbert, ein junger Mann, bey einem Heldenherzen vom Schicksale ins Klosterleben geschläudert; und den ersten Versuch, das auszuüben, was ihn Adelbert gelehrt hatte, machte er unter der Anführung des deutschen Siegers, Markgraf Eckards von Meißen.

„Meines Vaters?“ rief Luitgard mit zu-
mmen geſchlagenen Händen; „wie, daß er
ir nie, nie Erichs Nahmen nannte!“

„Der Markgraf wußte vermuthlich nicht,“
chelte die ſchlaue Italiänerinn, „daß euch
eſer Nahme intereſſiren würde; auch ich ha-
mich vielleicht zu lange bey demſelben auf-
halten, und will daher abbrechen.“

„Nein, nein!“ fiel Luitgard ein; „redet nur
eiter! ich höre euch gern!“

„Die Siege,“ fuhr die Dame fort, „welche
raf Erich unter eurem Vater erfocht, der
influß ſeines Beyſpiels auf den jungen Kö-
g, der Muth, mit welchem er ihn in Ge-
hren ſchützte, wenn Otto ſich zu kühn wag-
, welche Aufgaben zu weitläuftigen Erzäh-
ngen, die euch läſtig fallen würden! Meine
aiſerinn hat mich gelehrt, den Werth jedes
eſchöpfs nach dem Nutzen zu beurtheilen,
elchen es für andere hat; wie ſoll ich denn
eſen Jüngling ſchätzen, deſſen kurzes Leben
on ſo Manchen Hülfe und Rettung brachte!
n, deſſen Exempel todte Steine zu beleben
ien! Der ſtille mönchhafte Graf von Bern-
rg, der junge Werner, wurde durch ihn,
wußte ſelbſt nicht wie, mit zu Thaten hin-
riſſen, welche ohne dieſen Führer wohl von
m ungethan geblieben ſeyn würden.“

„Schmähet Wernern nicht!“ fiel Luitgard
n, „er iſt ein edler junger Menſch; iſt halb

und halb mein Bruder, da er mit mir erzogen wurde."

„Ja fürwahr!" erwiederte die andere; „man merkt ihm die Erziehung an, welche er mit einem Fräulein gemeinschaftlich genossen haben kann; denn nur wenig fehlt ihm, ganz ein gutes, schwaches, schwärmerisch tugendhaftes Mädchen zu seyn; er gönnt eher Andern Gutes, als sich selbst, und ich habe nur noch neulich für gewiß erzählen gehört, daß er einst einem Freunde einen Kuß von einer Dame erfleht hat, welche für sich selbst um diese Gnade zu bitten, er wohl nicht Muth genug gehabt haben möchte."

Luitgard erröthete; denn sie war sich der Begebenheit, auf welche Olympie anspielte, nur gar zu gut bewußt, und sie konnte sich nicht enthalten, noch in diesem Augenblicke über Werners Betragen, das ihr schon damahls wie eine kleine gutherzige Impertinenz vorkam, ein wenig zu zürnen.

„Dem sey, wie ihm wolle," fuhr die Italiänerinn fort, „so wird Werner doch zärtlich von Erich geliebt; er, der überall Gutes sieht, glaubt tausend Vortrefflichkeiten in dem jungen blöden Menschen zu entdecken."

„Die er auch wirklich hat," fiel Luitgard ein; „tadelt Graf Werner nicht! ihr kennt ihn nicht so, wie ich; sonst würdet ihr seine gute Seite nicht übersehen."

„Kann wohl seyn! aber so viel wüßte ich: wenn ich Graf Erichen und Graf Wernern kennte, und sie vernünftig zu vergleichen wüßte, so würde ich wohl keinen Augenblick zweifeln, welchem ich den Vorzug zu geben hätte."

Während Luitgarden bey Gesprächen dieser Art, bey Erichs Andenken und seinen oftmahligen Besuchen, bey Spaziergängen und Arbeiten, bey Ausbildung alter, und Erwerbung neuer Vollkommenheiten die Zeit wie ein süßer Traum verging, beschäftigte man sich zu Verona mit andern Dingen, welche so wichtig, so dringend waren, daß die Kaiserinn noch nicht ein Mahl Muße gefunden hatte, das Schloß am Gardase zu besuchen.

Die Vermählung des jungen Otto mit der aragonischen Prinzessinn war der Mittelpunct, in welchem sich gegenwärtig Adelheids ganzes Bestreben vereinigte; eine Sache, welche nicht so leicht auszuführen war, als sie gewähnt hatte. Der junge König hatte das nicht geschmeichelte Bild seiner schönen Braut gesehen, und eine Freude darüber geäußert, welche ganz seinen Jahren angemessen war; einen noch stärkern Eindruck hatte das seinige auf Marien gemacht: Adelheid und Sanctus hatten bald darauf ihre Kinder auf den Grenzen von Italien zusammen gebracht, und Verträge unterschrieben, welche das ganze

deutſche Reich billigte, und wegen ihrer Vortheile billigen mußte; aber war hiermit alles gethan? Ach, leider lebte noch zu Nimwegen eine Perſon, welche hierüber zu urtheilen hatte, und die nie gewohnt geweſen war, irgend einen Anſchlag Adelheids zu billigen, oder zu ſeiner Ausführung die Hand zu biethen, wie viel weniger dieſen, wider den ſie noch ihre beſondern Einwendungen hatte.

Theophanien bey einer ſo wichtigen Sache, als die Vermählung ihres Sohns war, zu übergehen, wäre Thorheit geweſen, und hätte bey der Macht, die ſie im Reiche hatte, die erſte Hinderung in die gewünſchte Sache bringen können. Man hatte Widerſprüche von ihr beſorgt, wie ſie gern allem widerſprach, was gut war, und hatte ſich ſehr gewundert, ſie nicht zu finden. — Theophanie war mit allem zufrieden, was die Stände für gut fanden: ſie ſchickte Geſandte nach Arragonien, um förmlich um Marien zu werben, ſandte ihr königliche Geſchenke, und bedauerte nichts mehr, als daß ſie nicht perſönlich bey der Vermählung ſeyn könnte, deren Beſchleunigung ſie auf alle Art anrieth. Sonderbar wars indeſſen doch, daß bey all dieſen günſtigen Ausſichten ſich überall Hinderungen der Ausführung entgegen ſetzten, welche gleichſam vom Himmel fielen, und wovon weder der eine noch der andere Theil begreifen konnte, wie

ſie entſtanden wären. Zwiſtigkeiten, Wortklaubereyen, Mißverſtändniſſe hielten die Sache hin, bis bald ein Jahr vorüber war, und am Ende deſſelben ſah man, daß die ganze Verhandlung von neuem angefangen, und alle Artikel des Vertrags umgeſchmolzen werden mußten, wenn er zum beyderſeitigen Vortheile gereichen ſollte. — Niemand argwohnte hier auf die verborgene Hand einer Unholdinn, die in den Künſten griechiſcher Argliſt erfahren genug war, überall Maſchienen anzulegen, welche zu ihren Endzwecken mitwirken mußten. — Theophanie hatte nie darauf gedacht, ihrem Sohne eine andere Gemahlinn, als eine griechiſche Prinzeſſinn, zu geben; ihre Vorliebe für ihr Vaterland und ihre Verachtung gegen jede andere Gegend der Welt war unglaublich. Sie liebte ihren Sohn zu ſehr, um ihm zu erlauben, nach einer andern, als ihrer eigenen Weiſe, glücklich zu ſeyn; für ihn wuchs ſeit ihrem zweyten Jahre die Nichte des griechiſchen Kaiſers, die Prinzeſſinn Helena, heran; ſeit dieſer Zeit waren ungeheure Summen nach Griechenland gegangen, die Erziehung der künftigen deutſchen Kaiſerinn zu beſtreiten, und eben ſo große waren ungewendet worden, da Verſchweigung weit ausſehender Plane zu erkaufen, wo Theophanie einſah, daß ihre Bekanntmachung alles zerſtören würde. Die Deutſchen hatten nie

oder etliche Mahl ihre Kaiserinnen aus Constantinopel gehohlt; sie sehnten sich nicht, es nochmahls zu versuchen; sie wünschten keine zweyte Theophanie auf ihren Thron zu heben; und da Otto's Mutter dieses wußte, so läßt sich wohl denken, daß sie nichts sparte, ihre Plane heimlich zu halten, bis auf den Augenblick, da sie zur Ausführung kommen mußten. — Jetzt war dieser so mühsam heran gearbeitete Augenblick erschienen; jetzt hatten Otto und Helena das Alter erreicht, wo man allen Falls an ihre Verbindung denken konnte, und eben jetzt mußten Hindernisse erscheinen, welche sich der Ausführung der verborgenen Plane in den Weg legten. Die aragonische Heirath, welch ein Strich durch Theophaniens Rechnung! Wie war es möglich, etwas zu hintertreiben, welches so allgemein beliebt wurde, und mit dem Nahmen einer Griechinn hervor zu treten, welche niemand gefallen konnte, eben weil sie eine Griechinn war! — Kein Mittel alles widrigen Anscheins ungeachtet, dennoch zu siegen, war hier übrig, als scheinbare Einwilligung in das, was die Gegenpartie wünschte, und Fortsetzung heimlicher Machinationen. Gesandte von Theophanien waren bereits, nach Griechenland, um dort alles bey Gutem zu erhalten, und eben so heimliche Abgeschickte an die Höfe von Italien und Arragonien,

welche den Auftrag hatten, das Geschäft der Verwirrung zu treiben und nichts zur Ausführung kommen zu lassen, was Adelheids und Sanctus Staatsklugheit angelegt hatte.

Sehr gut war das, was Theophanie wünschte, geglückt aber doch nicht vollkommen: sie hatte gänzliche Trennung des arragonischen Bündnisses gewünscht; und nur Aufschub war bisher zu erlangen gewesen. An Otto's Hofe lebte einer und der andere, welcher hellsehend genug war, und es mit dem jungen König treulich genug meinte, um immer den völligen Bruch zu verhüthen. Adelbert, dessen Nahmen wir auf den vorigen Seiten ein Mahl genannt haben, einer von Otto's Lehrern, ein junger edler Mann voll Muth und hoher Gefühle glaubte zu sehen, daß die Verbindung mit Marien seinem königlichen Schüler Glück seyn würde; Marie hatte gleichfalls seinen Unterricht genossen, und er wußte welchen Schatz ihr künftiger Gemahl an ihr erhalten würde. Auf Adelberts Seite stand fest und unerschütterlich, wie er gewohnt war, der junge Erich; auch er meinte es ehrlich mit dem Wohle des Königs, dessen Lebensretter er so oft gewesen war. Er hatte vor Adelberten den Vorzug einer tiefen Staatsklugheit; er sah da heimliche Cabalen, wo jener nichts, als sonderbare göttliche Schickungen, zu finden meinte; er kam auf

die Spur, daß den bisherigen Unterhändlern in Adelheids und Sanctus Tractaten nicht zu trauen gewesen sey, und er erboth sich, die letzte Hand selbst ans Werk zu legen; ein Erbiethen, wider welches Adelheid, die den jungen Mann mit so inniger Werthschätzung beehrte, gewiß nichts einzuwenden haben konnte. — Alles würde durch Erichs Vermittelung gut gegangen seyn, wenn man schleuniger zu Werke gegangen wäre, wenn man nicht zu viel Zeit auf die Ausrüstung eines Gesandten, wie er, gewendet hätte. Theophaniens Augen und Ohren waren überall; sie erfuhr, was man vor hatte; sie wußte die Talente, welche Erich hatte, alles durchzusetzen, kannte seine Klugheit und Redlichkeit, und das einzige Stratagem, das ihr zu Hinderung des Guten noch übrig blieb, war Erichs Entfernung. — Schon fast auf dem Puncte abzureisen, trat Erich mit der Miene der höchsten Bestürzung in das Zimmer der Kaiserinn Adelheid, und trug einen Brief von Theophanien in der Hand, welchen er ihr überreichte. „Leset selbst," sagte er, „was mir meine erste Wohlthäterinn, meine Erzieherinn, was mir die Kaiserinn Theophanie schreibt, und urtheilt, was ich thun soll: ich werde eurem Ausspruche blindlings folgen."

„Ich beneide Theophanien um das Glück,

euch dieſes geweſen zu ſeyn," rief Adelheid mit verdrießlichem Tone; „es gibt euch Vorwände, auf ihrer Seite zu ſeyn, die ich nie ganz entkräften kann, gibt euch das Recht, mit der im Einverſtändniſſe zu ſeyn, mit welcher ich außer dieſem Falle nie einen gemeinſchaftlichen Freund zu haben wünſchte."

„Ich bin zu wenig, euer Urtheil über Otto's Mutter zu berichtigen," erwiederte Erich: „ſchon habe ich zu oft vergebliche Verſuche gemacht, euch zu überzeugen, daß es in den meiſten Fällen zu hart iſt. Aber dieß gehört nicht für die Eile der gegenwärtigen Sache; ich bitte, leſet, leſet nur, und ſaget mir eure Meinung."

Adelheid las einen mit zitternder Hand geſchriebenen Zettel.

„O Erich! du biſt im Begriffe, eine Reiſe zum Beſten meinen Sohns zu thun, die dich um dein eigenes Glück bringen würde, das nur noch an einem Faden hangt; überlaß die arragoniſchen Geſchäfte einem andern, und eile zu mir; ſo ſehr ſie mir am Herzen liegen, ſo kann ich doch nicht zugeben, daß du dich in allem für Otto aufopferſt. Ich bin krank, ſehr krank, werde alſo wahrſcheinlich die Vermählung meines Sohns, die ich ſo innig wünſche, nicht erleben. Komm eilig, mich zu ſehen! noch iſt das Geheimniß deſſen Geburt unbekannt; niemand weiß es, als

ich; ich kann es nicht mit ins Grab nehmen, und eben so wenig kann ich es einem andern, als dir, vertrauen: eile! eile! jeder Verzug bringt dir Gefahr."

Adelheid gab den Brief voll Unmuth zurück. „Was soll ich sagen?" rief sie. „Jeder Argwohn gegen eure Wohlthäterinn ist für euch Beleidigung; sonst hätte ich hier Stoff genug zu vielleicht nicht ungegründeten Muthmaßungen. Was die Reise nach Arragonien anbelangt, so kann sie füglich auch ein anderer verrichten; ob aber eben so gut als ihr, das gebe ich euch zu bedenken. Ihr müßt doch wohl bisher das Gegentheil geglaubt haben; sonst hättet ihr euch nicht selbst zu derselben angebothen."

Erich, der sich sonst aus allem zu finden wußte, fand sich hier in einer Verlegenheit, welche selbst Adelheids Theilnahme erregte; sie schlug vor, mehrere zu Rathe zu ziehen. Die Weisesten und Getreuesten des Hofes wurden versammelt, und alle kamen darin überein, daß die Kenntniß seiner Geburt für Erichen eine zu wichtige Sache sey, um ihn um dieselbe zu bringen; daß dasjenige, was er an König Sanctus Hofe auszurichten habe hoffen können, eben so wohl Adelberten anzuvertrauen sey, und daß er also so eilig nach Nimwegen reisen könne, als er wünsche. — Erich entfernte sich mit einer Art

welche zeigte, daß die Entscheidung seinen Wünschen gemäß sey. Wie hätte er, der so oft über die Dunkelheit seiner Herkunft getrauert, hier so oft vergebens nach Licht geforscht hatte, gegen die Auflösung dieses wichtigen Räthsels gleichgültig seyn können! und noch mehr, wie hätte er, dessen Herz wirklich voll Liebe und Dank gegen Theophanien war, nicht vor Verlangen brennen sollen, die Knie derjenigen, welche ihm so frühzeitig entrissen wurde, noch ein Mahl zu umfassen. Erich kannte und sah in Theophanien nie etwas anders, als die edelmüthige Versorgerinn seiner frühen Kindheit, konnte nichts anders in ihr sehen, da er den gemeinen Gerüchten nie Gehör gab, da Wenige Muth genug hatten, sie vor seine Ohren zu bringen, und sich dadurch seiner Ahndung auszusetzen, und da auch wirklich alles, wessen man Theophanien deutlich überweisen konnte, nur Stolz, Leichtsinn und Unverträglichkeit mit Adelheid war, die ja wohl an den gegenseitigen Zwistigkeiten auch nicht ganz außer Schuld seyn mochte. Theophanie hatte sich seit ihres Gemahls Tode, hatte sich vornehmlich in den letzten Jahren so betragen, daß sie noch jetzt von der Geschichte als eine weise und verständige Prinzessinn gerühmt wird. — Erich hatte Theophanieus Brief in den Händen Adelheids und ihrer Räthe gelassen; er gab

Stoff zu neuen Rathschlagungen über ihn, über Erichen selbst, an die Hand; niemand war auf seiner Seite, als die Kaiserinn, der junge Otto und Adelbert; die andern alle behaupteten er sey ein gefährlicher, wenigstens ein verdächtiger Freund, und man thue übel, ihm so viel zu vertrauen. Theophaniens Liebling könne es nie mit Adelheids Bestem ganz ehrlich meinen; seine unbekannte Herkunft sollte schon Zweifel wider ihn erregen, wie nicht weniger der Umstand, daß Theophanie immer so wohl von dem unterrichtet sey, was in Adelheids Cabinette vorgehe. „Wie wußte sie," sagten Erichs Feinde „zum Beyspiel nur dieses, daß Erich reisen, nach Arragonien reisen würde? und konnte sie diesen Umstand wohl von einem andern als ihm selbst erfahren haben? Zwar Kleinigkeit ist dieses, oder scheints zu seyn; keine Ursache war vorhanden, es zu verhehlen: aber da man nicht für nöthig hielt es nach Nimwegen zu überschreiben, so ists immer sonderbar, daß man es dort dennoch, daß man es so schnell erfuhr."— So redeten Erichs Feinde, und soviel Unrecht sie hatten, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Wahrscheinlichkeit auf der Seite ihrer Muthmaßungen war. Adelheid, entweder selbst zweifelhaft gemacht, oder müde, länger Erichs Partie zu nehmen, machte den Schluß, daß es auf diese Art gut sey, daß

Adelbert, in welchen niemand einen Verdacht ſetzen könne, die Sache übernehme, und daß ſie nicht nöthig zu haben glaube, ihm Ernſt, Vorſichtigkeit und Nachgiebigkeit zu empfehlen, weil nach dieſem letzten Schritte zu der gewünſchten Verbindung mit Arragonien keiner mehr gethan werden könne.

XI.

Geſandtſchaft nach Dänemark.

Ich hatte vor ſeiner Abreiſe kein nöthigeres Geſchäft, als nach dem Schloſſe am Gardaſee zu eilen und von Luitgarden Abſchied zu nehmen, von Luitgarden, die ihm durch öftern Umgang ſo unendlich theuer geworden war, von ihr, welche vom Augenblicke jäher Trennung zu überraſcht, zu beſtürzt gemacht war, um das Geheimniß ihres unſchuldigen Herzens, Liebe für Erichen, jetzt nicht zu verrathen. — Auch er ſprach heute weniger, als ſonſt, durch Blicke und durch Seufzer, mehr durch Worte; und noch deutlicher würde er geredet haben, wenn die Koſtbarkeit jeder Minute nicht ſein Geſtändniß abgekürzt hätte. „Wir ſehen uns wieder!“ rief er, indem er Luitgardens Hand zuletzt an ſeine Lippen drückte. — „Wir ſehen uns wieder!“ rief ſie, als ſie ihn weinend begleitete; Worte, welche für jeden andern ohne beſondern Nachdruck geweſen ſeyn würden, in welchen aber ſie beyde

das gegenseitige Versprechen fühlten, daß dann alles ganz anders seyn, daß dann die Liebe völlig aus ihrem Schleyer hervor treten, und der Wunsch nach ewiger Verbindung, den beyde in geheim hägten, öffentlich geäußert werden sollte.

„Fräulein! Fräulein!" sagte Olympie, die bey der ganzen Scene gegenwärtig war; „ihr habt euch heute sehr aus eurem Vortheile gegeben."

„Und was habe ich gethan?"

„Graf Erichen mit klaren Worten Liebe gestanden! Ein Ritter der einen so tiefen Blick in das Herz seiner Dame gethan hat, kann leicht stolz, nachlässig, und übermüthig durch den erlangten Vortheil werden!"

„Laß mich! Ich bin eine Deutsche, kann die Wahrheit nicht verhehlen!"

„Zu wünschen ists, daß Graf Erich auch ein Deutscher seyn mag, um seines Glücks nicht mißzubrauchen! für einen Griechen oder Italiäner wäret ihr viel zu weit gegangen."

Luitgard, welche wußte, daß Erich der Entdeckung seiner Herkunft entgegen reiste, wünschte von ganzem Herzen, daß es sich finden möge, daß er nicht Theophaniens oder Olympiens Landsmann, sondern der ihrige sey; wäre es auch nur darum gewesen, daß ihre deutsche Offenherzigkeit nicht an einen Unrechten verschwendet worden wäre. Sie

hatte mit Olympien, die jetzt ganz ihre Vertraute geworden war, hierüber viel Gespräche, und rechnete bereits Tag und Stunden aus, wenn er die Auflösung des Räthsels seiner Geburt erhalten, wie nicht weniger die Zeit des Wiedersehens, da er ihr sie mittheilen könnte.

Wie unzuverläſſig sind unsere Berechnungen künftiger Dinge! und wie sehr irrte Luitgard in den ihrigen! Erich kam zwar wirklich zu der Zeit, die sie ihm in Gedanken bestimmte, zu Nimwegen an, aber er fand nichts von alle dem, was er erwartet hatte; so wohl seine Besorgnisse, seine Hoffnungen waren vergeblich gewesen. Er fand die Kaiserinn Theophanie zwar kränklich, aber nicht dem Tode nahe; sein Entzücken über die Hoffnung, seiner geliebten Wohlthäterinn noch lange Jahre Glück und Leben verdanken zu können, würde freylich noch höher gestiegen seyn, wenn sie gefälliger gegen ihn gewesen, und ihm das, warum er eigentlich hierher berufen worden war, nicht hartnäckig vorenthalten hätte. Es fehlte ihr nicht an Vorwande zu dieser Härte; Erich hatte ihr gestanden, daß er ihren Brief der Kaiserinn Adelheid gezeigt, und ihn in ihren Händen gelaſſen habe; ihr Zorn über diese Unvorsichtigkeit, wie sie es nannte, hatte keine Grenzen; sein Fehler mußte fühlbar bestraft werden, und Verschweigung deſſen

was er wiſſen wollte, ſollte ſeine Züchtigung ſeyn.

„Nein, Herr Graf!“ ſagte ſie mit fremderem Tone als ſie ſonſt gegen ihn zu brauchen gewohnt war; „nein, bey all eurer gerühmten Staatsklugheit welche euch die Ehre erwirbt, von eurer Kaiſerinn in den wichtigſten Aufträgen gebraucht zu werden, ſeyd ihr doch immer noch ein unmündiges Kind, welches nicht weiß wem es ſich vertrauen ſoll. Wüßtet ihr, was bald nach eurem Abſchiede von euch in Adelheids Cabinette geſprochen wurde, und was man auf meinen vernachläſſigten Brief für Läſterungen wider euch gründete, ihr würdet einſehen lernen, daß ihr dort unter Feinden, und nur bey mir in Sicherheit lebt. Bis ihr dieſes begreifen lernt, kein Wort mehr von geheimen Dingen! kein Worte mehr von eurer Geburt, die ihr, wenn ich ſie euch unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraute, euren Adelheiden, euren Adelberten, und wie eure Vertrauten alle heißen, ohne Bedenken Preis geben würdet! Überhaupt wünſchte ich, daß ihr euch nun bald entſchlöſſet, auf welche Seite ihr euch ausſchließend halten wolltet, auf meine oder Adelheids. Doppelherzigkeit wird mir nach gerade verdrießlich.“

Erich, von je her an tiefe Ehrfurcht gegen Theophanien gewöhnt, nahm den ſtrengen

veis geduldig an, und rechtfertigte ſich,
ıt er konnte. Theophaniens Erbitterung
n diejenige, welche ſie ſpottend ſeine Kai-
n nannte, konnte er ſo wenig billigen,
verſprechen, der Ergebenheit gegen ſie
ıtſagen: etwas bereitwilliger war er zur
ıge mehrerer Zurückhaltung in Dingen,
ihr gleichgültig ſeyn könnten; aber auch
in traute man ihm nicht, und er mußte
die völlige Verzeihung des Vergange-
, und die Rückkehr der alten Huld endlich
eine Art erkaufen, die ſo ſchmerzlich, als
rmeidlich, für ihn war.

Es iſt gut!" ſagte Theophanie; „ich will
ergeſſen, daß ihr mich dieſer Adelheid auf-
fert habt, wenn ihr euch entſchließt, auch
ein kleines Opfer zu bringen. Ich weiß,
ı erwartet euch zu Verona mit Ungeduld:
ſie ein Mahl warten, und gönnt euch mir
einige Zeit. Ich habe wichtige Geſchäfte
Dänemark; niemand kann ſie beſſer aus-
ten als ihr: auch könnten ſie dereinſt mehr
fluß in euer eigenes Glück haben, als ihr
der Hand begreifen könnt. Ziehet hin!
ı wird euch ſagen, was ihr dort zu thun
t; nur laßt euch nicht einfallen, eher zu-
! zu kehren, bis alles, was ich wünſche,
ndigt iſt, und rechnet dann auf meine
ıkbarkeit. Die genaueſte Nachricht von
er Geburt und von Anſprüchen, welche

größer sind, als ihr gegenwärtig denken mögt, ist das Erste, was ihr beym Wiedersehen von mir zu gewarten habt."

„O Luitgard! o Otto! o Adelheid!" seufzte Erich: aber Theophaniens Worte hatten zu vielen Nachdruck, um ihm Weigerung möglich zu machen, und er reiste ohne weitere Aufträge, als einen Brief an den Dänenkönig nebst ernstlicher Weisung, seinen Forderungen den unumschränktesten Gehorsam zu leisten.

Ob Theophanie je im Ernste Willens gewesen war, Erichen das zu gewähren, was sie ihm in ihrem betrieglichen Brief, versprochen hatte, wissen wir nicht; wahrscheinlich suchte sie mit alle dem nichts mehr, als ihn aus Italien zu entfernen, wo seine Gegenwart ihren Anschlägen hinderlich war; sie hatte ihren Endzweck vollkommen erreicht: Erich war nun weiter, und auf längere Zeit von der Gegend los gerissen, in welcher er mit all seinen Gedanken lebte, als er je geglaubt hätte. Adelheid und Otto hofften vergeblich auf seine Wiederkunft; seine Feinde hatten Raum, ihn einen Verräther zu schelten, und Luitgard weinte ihre schönen Augen roth, weil das Versprechen: Wir sehen uns wieder! so gar nicht in Erfüllung gehen wollte. —

XX.

Römhild.

„Ach das iſts!“ ſagte Luitgard zu Olympien, „das iſts, was ihr mich am Abſchiedstage fürchten ließet! Ich verhüllte meine Geſinnungen gegen ihn zu wenig, um ſeine volle Achtung zu behalten: er verläßt, er vergißt mich! er wird nie wiederkehren! — Und iſt's nicht verdiente Strafe, was mir begegnet? Hatte ich auch ein Recht, mein Herz an Erichen zu verſchenken? — O ihr wißt nicht alles, Olympie, was mir auf dem Herzen liegt! meine Wahl war frühzeitig gebunden: ich verſprach einſt für Wernern zu leben wenn er es wünſchen ſollte, verſprach es ſeiner trauernden Baſe, die durch mich das Glück ihres Lieblings zu gründen dachte, die geſtorben wäre, hätte ich ihren Wünſchen nicht entſprochen, und die den Bruch meines Angelöbniſſes nicht überleben wird.“ — Olympie erſtaunte, und bath um umſtändliche Mittheilung der ganzen Sache. Sie erfuhr jene nonnenhaften Tändeleyen, welche zwiſchen Waldburg und Luitgard vorgefallen waren, da die letztere faſt noch ein Kind war. Nur Schwermuth und anſcheinendes Mißgeſchick konnten über ſolche Dinge Gewiſſenszweifel in der Seele des jungen Mädchens rege machen. Olympie belachte ſie, und wußte ſie zu zer-

nichten; aber ihre Tröſtungen wirkten nicht mit Dauer, und Luitgards Grillen kamen mit doppelter Stärke zurück, wenn ſie ſich die wenige Neigung für Wernern und ihre Leidenſchaft für den undankbaren Erich, mit jenen läſtigen abgedrungenen Zuſagen zuſammen dachte. Den beſten Nachdruck hatten noch die Gründe, welche Olympie aus den Bedingungen jenes Gelübdes hernahm. „Ihr habt verſprochen," ſagte ſie, „Wernern eure Hand nicht zu verſagen, wenn er ſie fordern würde; ſo viel ich weiß, iſt dieß noch nicht geſchehen, und wird auch nie geſchehen, wenn ich anders die Natur des blöden Jünglings recht kenne, der ja ſchon oft eure Geſellſchaft genoſſen, ſchon große Reiſen mit euch gethan hat ohne euch nur den geringſten Wink von einer Parteylichkeit für euch zu geben; der ſogar durch jene ſeltſame Fürbitte für Erich meines Erachtens eher das Gegentheil zu verſtehen gab."

Luitgards Herz bejahte das, was Olympie ſagte, und ſie ward ein wenig ruhiger. Ein Unglück wars für ſie, daß ſie auf ihrem einſamen Schloſſe ſo viel Muße zum Nachdenken hatte; — daß es einſam ſey, hatte ſie im erſten Jahre ihres daſigen Aufenthalts bey der Neuheit der Gegenſtände, bey Erichs Umgange, und den öftern Nachrichten von der Kaiſerinn Adelheid, die er brachte, nicht gefühlt; jetzt ward ſie es auf ein Mahl gewahr,

edoch den Wunſch zu haben, die daſige
mit dem muntern, geräuſchvollen Hofe
erona zu vertauſchen. Alles war ihr wie-
eworden, ſelbſt das Gerücht von den
eranſtalteten Luſtbarkeiten, welche der
königlichen Braut, welche Adelberts
tſamkeit endlich erfragt hatte, zu Ehren
ellt wurden. Man ſah ihrer Ankunft
nächſten Tagen entgegen, und alles
te ſich zu ihrem Empfange. Die Kaiſe-
delheid war außer ſich, daß ihre Wün-
dlich erfüllt waren. Ein Gedanke, et-
thun, das ſie ſo unverantwortlich lan-
nachläſſiget hatte, kam ihr in der Freu-
s Herzens in den Sinn; ſie wollte Luit-
beſuchen, ſie von ihrer dauernden Lie-
ſichern, und ihr Nachricht von den feſt-
Tagen geben, welchen ſie und das ganze
entgegen ſahen. Eine Einladung für
räulein, an den Hochzeitfeyerlichkeiten
zu nehmen, wäre hier wohl ſehr na-
), wäre für die Achtung gegen Markgraf
ds Tochter beynahe nöthig geweſen; aber
taugte nicht in Adelheids Plan: wo
e glänzen ſollte, durfte Luitgard nicht
inen.

it Entzücken ward die Kaiſerinn von dem
lein empfangen, und auch ſie hägte noch
genug für Luitgarden, um ihre zärtli-
Liebkoſungen mit Wärme zu erwiedern.

Sie fand ſie ſehr verändert; Luitgard war in einer Zeit von anderthalb Jahren gewachſen; ihre Reize hatten ſich beſſer entwickelt, und ſelbſt die ernſte ſchwermüthige Miene, die ſich auf ihrem Geſichte zeigte, und die den Zug jugendlichen Frohſinns ſehr vertrieben hatte, verhinderte nicht, daß man geſtehen mußte, ſie ſey ſchöner geworden. — Adelheid fragte nach dem, was das Herz ihrer jungen Freundinn bekümmerte; und dieſes Herz war zu offen, um hier Verſtellung zu kennen. Die Kaiſerinn erfuhr nicht ohne Vergnügen, daß ihre ehemahligen Plane, Luitgarden und Erich für einander einzunehmen, geglückt ſeyen, und ſie verſprach dem Fräulein von neuem, wenn er zurück kehren, und ihrer Liebe noch würdig ſeyn würde, an ihrem beyderſeittgen Glücke zu arbeiten. — O welche ſchwere Bedingungen, an deren Erfüllung die zagende Luitgard ſo ſehr zu zweifeln Urſache hatte! — Die Kaiſerinn ſchied von dem Fräulein, ohne ſie allzu ſehr mit dem unterhalten zu haben, woran ſie jetzt am meiſten dachte, mit der Verheirathung ihres Enkels. Der Gedanke, daß die Prinzeſſinn von Arragonien jetzt eine Rolle ſpiele, welche Luitgarden ehemahls zugedacht war, das Unrecht, das dem jungen Mädchen hierin widerfuhr, war im Stande, jedes Wort von dieſen Dingen, das auf Adelheids Lippen ſchwebte, ſtark zurück zu ſchen-

ben. Luitgard ihrerſeits war zu ſehr mit an-
ern Gedanken beſchäftigt, um hier an Fra-
en zu denken, welche andere ihres Geſchlechts
ey einer ſolchen Gelegenheit vorgebracht ha-
en würden; ihr war es gleichgültig, ob die
Braut ſchön, ob der Bräutigam zärtlich, wie
er Hochzeitſchmuck, und wie der Plan zu den
uſtbarkeiten beſchaffen war; nicht einmahl
ahm es ſie Wunder, daß man ihrer ſo gar
icht dabey bedurfte, gar nicht auf den Ein-
all kam, daß ein Fräulein ihres Alters Luſt
ur Theilnahme an ſolchen Dingen haben kön-
e. — Die niedergeſchlagene Luitgard fühlte
irklich keinen Wunſch nach den arrogoniſchen
errlichkeiten; ſie kehrte, als die Kaiſerinn
e mit dem Verſprechen, bald wieder zu kom-
en, verlaſſen hatte, zu ihren gewöhnlichen
eſchäftigungen zurück, mit welchen ſie Zeit
nd Kummer zu tödten pflegte; allein man
nnte nicht immer ſpinnen und weben, nicht
mmer bald an Fräulein Waldburg, bald an
ie Gräfinn von Nordheim ſchreiben, welche
ber dieß gar nicht, oder ſehr ſparſam antwor-
ten; auch ergetzten und tröſteten Olympiens
eſpräche nicht immer, und es war nöthig,
ch zuweilen andere Beſchäftigung zu ſuchen,
der wenigſtens dem Unmuthe freyen Lauf zu
ſſen, daß ſich keine fand.

An einem Sommerabende, da Luitgard
lechterdings *zu keinem der eben gemeldeten*

Zeitvertreibe Luſt hatte, trieb ſie Unmuth und lange Weile hinab in den großen Garten, welcher ihr Schloß umzog, und an deſſen Ufer die Wellen des Gardaſees ſpielten. Luitgard pflegte hier oft zu angeln, wahrſcheinlich weniger, um ihre Tafel mit leckerhaften Fiſchen zu verſorgen; weniger, um die herrliche Ausſicht der daſigen Gegend zu genießen, als, unter der Hülle der langweiligſten, undankbarſten Beſchäftigung auf Erden, ihren Gedanken deſto ungeſtörter nachzuhängen: es iſt bekannt, daß ied Angel von je her eins von den Attributen war, durch welche ſich die Gemählde der Muße und des verliebten Tiefſinnes kenntlich machten. — Luitgard ſaß am Ufer ihres Sees, nicht weit von dem alten Gemäuer, deſſen wir in der anfänglichen Schilderung dieſer Gegend gedacht haben; ihre Augen ſenkten ſich dem Hamen nach in die Fluth, die der Abendſtrahl röthete; ſie ſchien auf nichts bedacht, als auf den armſeligen kleinen Fiſch, welcher jetzt anbeißen wollte, indeß ihre Fantaſie einen kühnen Flug über halbe Welttheile nahm, um die Gegend auszuſpähen, in welcher Erich gegenwärtig leben möchte, da alle eingezogenen Nachrichten ſagten, er ſey nicht zu Nimwegen, nicht zu Regenſpurg, nicht zu Quedlinburg, nicht an allen den Orten, wo man nach ihm geforſcht hatte.

In der gänzlichen Abwesenheit der Gedanken, in welcher sie sich befand, nahm sie nichts von dem wahr, was sie umgab; nahm nicht wahr, daß bald Anfangs aus jenem alten Thurme, der ihr zur Seite lag, eine zierliche, weibliche Gestalt heraus trat, welche sie mit Aufmerksamkeit beobachtete, und jetzt näher kam, sie mit einem sanften Schlage auf die Schultern aus ihrem Traume zu wecken.

Luitgard fuhr auf, ließ ihre Angel sinken, und sah sich erschrocken um. Die Gestalt, welche sie erblickte, war gleichwohl kein Gegenstand des Entsetzens, ein reizendes Geschöpf, an Jahren und Schönheit wenig von Luitgarden unterschieden.

„Wer seyd ihr? und was verlangt ihr von mir?" fragte das Fräulein mit einer Stimme, welche noch immer die Erschütterung verrieth, die wir erfahren, wenn wir schnell aus der Welt der Ideen in die wirkliche zurück gerufen werden.

„Wer ich bin?" lächelte die Fremde; „eine alte Bekannte, welcher es wohl erlaubt ist, Markgraf Eckards Tochter auf die kühne Art zu begrüßen, die ich mir erlaubt habe."

„Eine alte Bekannte? Mein Gedächtniß versagt mir euren Nahmen; und gleichwohl sehe ich in diesen Zügen, besonders in diesen schönen feuervollen Augen, etwas, das mir bekannt ist!"

„O ich bitte euch! die Bekanntſchaft mit ſchönen, feuervollen Augen habt ihr eurem Spiegel zu danken; die meinigen ſind durch das, was ich in den letzten Tagen gelitten habe, merklich geſunken.“

„Aber Fräulein! unſere Augen beyſeit geſetzt, wer ſeyd ihr, und was bringt euch in dieſe Gegend, da ich nie ein fremdes Geſchöpf ſah, als die Fiſcher?“

„Eben dieſen Fiſchern hab' ich meine Rettung zu danken. Meine Geſchichte iſt ſo kurz, als traurig: ihr ſollt ſie in wenig Worten hören; vielleicht, daß euch dieſelbe auf meinen Nahmen bringt, der euch ſo unverantwortlich entfallen iſt, da wir doch durch das Schickſal ſo nahe verbunden ſind.“

„Verbunden? — O redet, redet, Liebe! ich werde meinen Fehler erkennen; und ihn zu verbeſſern, wird mir nicht ſchwer ſeyn.“

„Ich bin die Tochter einer deutſchen Fürſtinn, kam in meinem zwölften Jahre an den Hof der Kaiſerinn Theophanie, genoß eine Zeit lang ihre Gunſt in vollem Maße, fiel in Ungnade, und mußte fliehen. Meine Flucht ſtürzte mich in neue Gefahr. Ich gerieth in die Hände eines Ritters, den ich ſo ſehr haßte, als ich von ihm mit Liebe verfolgt wurde: ein Sprung ins Waſſer mußte mich retten; mein Leben war nichts in meinen Augen, und es wäre verloren geweſen, wenn mich nicht

eure Fiſcher gefunden, und hierher gebracht hätten. Urtheilt von meinem freudigen Erſtaunen, als ich erfuhr, Luitgard von Meißen lebe in jenem Schloſſe; Luitgard, welche in ſechs Jahren ihre Schweſter Römhild ſo ganz vergeſſen hat, daß" —

„Römhild?" unterbrach Luitgard die Sprecherinn mit dem Tone der lebhafteſten Verwunderung; „Römhild hier? auf dieſe Art hierher geſchläudert? ſie, die ich im Schooße des Glücks glaubte? O verzeiht! verzeiht, daß ich euer Unglück dadurch vermehrte, daß ich euch verkennen konnte! Jetzt kommt mir euer Bild, obwohl es die Jahre ſehr verändert haben, mit der deutlichſten Erinnerung zurück, und ihr ſeyd mir herzlich willkommen!"

„Ihr ſeyd ſehr gütig, Luitgard! So viel ich mich erinnere, war unſer Einverſtändniß auf Markgraf Eckards Schloſſe nie ſo innig, um jetzt eine herzliche Bewillkommung möglich zu machen."

„Schweſter! Römhild!" rief Luitgard, indem ſie ihre Arme um ihren Hals ſchlang; „iſts möglich, daß ihr noch an jene Kinderſtreitigkeiten denkt? — Noch ein Mahl: ihr ſeyd mir herzlich, herzlich willkommen; ich freue mich, daß ich euch Ruhe in jenem Schloſſe anbiethen, und euch, dafern ihr das Hofleben nicht verredet habt, an der Kaiſerinn Adelheid eine beſſere Gebietherinn verſprechen *kann, als ihr in Ehevphanien* verloren habt."

Römhild sah ihre Schwester mit einem sonderbaren lächelnden Blicke an, als wenn sie in ihren Reden irgend etwas Unstatthaftes fände. „Zweifelt ihr an dem, was ich sagte?“ fragte Luitgard.

„Nicht an eurem Willen, nur an der Möglichkeit, ihn auszuführen? — Glaubt ihr, daß es euch erlaubt seyn wird, in euer Gefängniß eine Gefährtinn einzuführen? und noch mehr, glaubt ihr, daß ich dasselbe mit meiner kaum erlangten Freyheit vertauschen, oder mich nach Adelheids Diensten sehnen würde?“

„Gefängniß? Römhild! was meint ihr?“

„Sonderbar ists freylich, gute Luitgard, daß Markgraf Eckards Töchter nach einer Trennung von einigen Jahren sich so wieder finden müssen! — Ich als eine Verstoßene, Heimlose, ihr als eine Gefangene. — Armes Kind! das Hofglück ist euch nicht günstiger gewesen, als mir; ich verlange sehr, eure Geschichte zu hören.“

Luitgard, welche in Römhilds Art zu sprechen etwas fand, das ihr mißfiel, antwortete ihr im Tone des Unwillens, und erwies ihr sehr gründlich, daß sie nicht die Gefangene, sondern die freye Gebietherinn des Gardaschlosses, unumschränkte Meisterinn ihres Willens sey.

„Wohl euch,“ erwiederte Römhild, „wenn

ihr das glauben könnt! bleibt bey eurem Wahne, welchen gleichwohl wenige Proben zernichten könnten."

„Was für Proben?" schrie Luitgard; „nennt sie mir, und ihr sollt von eurem Irrthume überführt werden."

„Was gebe ich euch doch auf, das unter allen leichten Dingen das leichteste ist?" sagte Römhild, die lächelnd nachsann, „und wovon ich gleichwohl behaupte, daß ihr es nicht ins Werk richten werdet! Verzeiht! mir kommt ein Gedanke! — Ihr erbothet euch vor einem Augenblicke, mir Aufenthalt in eurem goldenen Käfiche zu verschaffen; ich nehme es an, weil ich weiß, daß es euch unmöglich seyn wird, euer Versprechen zu erfüllen. Saget, daß es eure Schwester, daß es Römhild ist, für welche ihr bittet; machet mich so elend und hülfsbedürftig, als ihr sehet, daß ich nicht bin, und wir wollen dann sehen" —

„Bitten, Schwester? dieß würde unnöthig seyn: ihr braucht mir nur zu folgen, um zu sehen, wie man diejenige aufnehmen wird, welche ich einführe. Über dieß wird es auch nöthig seyn, daß wir uns von dieser Stelle entfernen; es wird dunkel, und ihr könnt wohl denken, daß ich euch nicht verstatten werde, in euer altes Gemäuer zurück zu kehren." —

„Glaubt denn Luitgard, daß ich in jenen

ſcheußlichen Ruinen hauſe? Nein, mein Kind! ich verſteckte mich nur hier, um euch zu überraſchen. Eine armſelige, aber reinliche Fiſcherhütte in der Nachbarſchaft iſt meine Wohnung, aus welcher ich in den nächſten Tagen abgeholt werde, um in dem Hauſe meiner Mutter, der ich von meinem Unglücke geſchrieben habe, zu leben. Euch jetzt gleich zu folgen, und auf Geradewohl zu erwarten, was man mit mir beginnen würde, dieß verbiethet mir Stolz und Vorſichtigkeit. Gehet nur hin, und macht eure Verſuche: morgen um dieſe Zeit ſehen wir uns wieder auf dieſer Stelle."

„Und verſpricht Römhild mir dann ihren Umgang auf einige Tage in meinem Schloſſe, wenn alles ſo geht, wie ich weiß, daß es gehen wird?"

„Ich bin ſo überzeugt, daß man euch meine Aufnahme nicht geſtatten wird, daß ich kühnlich ja ſagen kann."

Römhild entfernte ſich, und Luitgard kehrte tief denkend auf das Schloß zurück. Sie glaubte bey weitem nicht alles, was ihr Hatteburgens Tochter geſagt hatte; gleichwohl hatten ihre Reden ein gewiſſes Mißtrauen über ihre Seele verbreitet, daß ſie ſich nicht überwinden konnte, Olympien den ganzen Vorgang am Gardaſee umſtändlich mitzutheilen: ſie erklärte, als dieſe Dame etwas Außerordentliches auf ihrer Stirn las, bloß

so viel, daß sie auf ihrem heutigen Spaziergange Nachricht von einer Unglücklichen erhalten habe, welche sich in einer benachbarten Fischerhütte aufhalte, und welcher sie Aufenthalt auf dem Schlosse zu geben gesonnen sey.

Die bloße Vorstellung, man könne uns widersprechen, oder Einwendungen gegen unsern Willen haben, gibt unsern Worten einen gewissen gebietherischen Ton, den wir im entgegen gesetzten Falle nie anzunehmen pflegen. Olympie erstaunte über das Betragen des Fräuleins, das ihr ganz neu an ihr war.

„Ist es nicht zu viel," fragte sie nach einem kurzen Stillschweigen, „eine Hülfsbedürftige, welche vielleicht bey einiger Unterstützung in ihrer Fischerhütte ganz wohl versorgt ist, ohne weitere Überlegung auf das Schloß zu bringen, welches die Kaiserinn nur euch zum Aufenthalte verstattete, und wo sie ungern Fremde allerley Gattung bewirthen würde?"

„Und wenn ich euch sage, daß die, von welcher ich spreche, keine gemeine Person, daß sie meine Bekannte, daß sie meine Stiefschwester Römhild ist?"

„Römhild? die Favoritinn der Kaiserinn Theophanie? Sie hier, und in der Gestalt einer Hülfsbedürftigen? Ich erstaune, Fräulein! hierunter liegt mehr verborgen, als

ihr meinet! — ich bitte euch um genaue Erzählung deſſen, was euch begegnet iſt; damit ich in Stand geſetzt werde, das Ganze zu beurtheilen."

„Braucht ein ſo unſchuldiger Wunſch vorher Beurtheilung, ehe er erfüllt wird? — Ich wünſche meine Schweſter bey mir zu haben; und hierzu iſt nichts weiter nöthig, als daß man Befehl gebe, ihre einige Zimmer zu bereiten."

„Römhild? Theophaniens Vertraute? — Was wird unſere Kaiſerinn ſagen?"

Römhild iſt bey Theophanien in Ungnade; dieß gibt ihr ein Recht auf Adelheids Schutz, und auf den meinigen. Hört ihre kurze Geſchichte, und dann urtheilt!"

Olympie erwies Luitgarden, daß Römhilds ſo ſchnelle Verſtoßung eine Unmöglichkeit ſey, erwies ihr, daß zwiſchen der Zeit, da ſich all die erzählten Umſtände zugetragen haben ſollten, Römhild noch zu Nimwegen im höchſten Glanze der kaiſerlichen Gnaden geſehen worden ſey. Sie that noch mehr; ſie erzählte ihr Römhilds ganze Geſchichte, aber weit anders, als Luitgard ſie von ihr ſelbſt erfahren hatte, enthüllte ihr die ganze haſſenswürdige Rolle, welche ſie bisher an Theophaniens Hofe geſpielt hatte; wie ſie die Tochter der Herzoginn von Sachſen, in deren Geſellſchaft ſie zuerſt dieſer Kaiſerinn vorgeſtellt ward, zu

verdrängen, und unglücklich zu machen gewußt habe; wie sie Theophaniens Gunst durch tausend zweydeutige Handlungen errungen, durch ihre verrätherische Schönheit Liebesbündnisse und Freundschaften gestört, Herzen mit Füßen getreten, die sich ihr weihten, und nach Eroberungen gerungen habe, die ihr nur Stolz und Sucht nach Größe als erreichbar vorstellen konnten, und wie sie nun durch tausend Ränke, durch tausend strafbare Gefälligkeiten gegen ihre Gebietherinn wirklich auf einem Posten stehe, von dem nichts so leicht sie würde herab stürzen können.

„Aber mein Gott!" rief Luitgard am Ende; „was könnte Römhild für Ursache haben, hier eine Rolle zu spielen, die dem allen, was ihr mir von ihr sagtet, so unähnlich ist?"

„Das weiß Gott," versetzte Olympie. „Daß sie nur eine Rolle spielt; daß sie das nicht wirklich ist, was sie vorstellt, nur davon bin ich gewiß, und ich argwöhne hierunter Ränke, vor welchen ihr auf eurer Huth seyn mögt."

„Ich weiß nicht, was ich von ihr und von euch denken soll; indessen bleibt es bey meinem Wunsche, und ich bitte euch, macht Anstalt zu ihrer Aufnahme, wäre es auch nur darum, damit wir, wenn wir sie in der Nähe haben, im Stande sind, sie besser zu beurtheilen."

„Verzeihet, Fräulein!“ versetzte Olympie mit einem etwas ernstern Tone; „ich kann hierin nichts ohne Vorwissen der Kaiserinn thun.“

„Und wenn ich mich nun erbiethe, alles bey ihr zu verantworten?“

„Die, welche über alles, was hier vorgeht, zur Verantwortung gezogen wird, bin ich, da ihr und das ganze Schloß meiner Aufsicht anvertrauet seyd.“

„Eurer Aufsicht, Olympie? Ich hielt euch für meine Freundinn, für meine Vertraute, nicht für meine Hofmeisterinn!“

„Ich bin das Erste, und wünsche es ewig zu bleiben; von dem Andern habt ihr, denke ich, in länger als anderthalb Jahren nichts geahndet; und es würde euch, ohne die wunderliche Laune, in welcher ich euch heute zum ersten Mahle in meinem Leben sehe, ewig verborgen geblieben seyn! —

Luitgard ging weinend auf ihr Zimmer; das, was sie noch am wenigsten bekümmerte, war die Versagung ihrer Bitte; aber die Entdeckung, daß Römhild Recht habe, und daß sie hier bey weitem nicht so frey sey, als sie wähnte, drang ihr näher zu Herzen, und sie verweinte darüber eine ganze Nacht, brachte den ganzen folgenden Tag in Unmuth und Mißverständniß mit Olympien zu, und erhohlte sich nicht eher, bis die Stunde erschien,

a sie Römhilden am Gardasee wieder sehen ollte.

XXI.

Die Versucherinn flieht.

Es würde schwer fallen, Luitgardens Gemüthszustand genau zu schildern; sie kannte ihn selbst nicht recht. Sie war unzufrieden mit Olympien und der Kaiserinn, und doch auch weit entfernt, Römhilden in allem zu trauen. Unter einer gewissen Aufsicht zu stehen, würde ihrer sanften biegsamen Gemüthsart nicht lästig gewesen seyn, wenn sie nicht all diese Zeit über sich ganz frey gewähnt hätte; ein Wahn, der bey ihren eingeschränkten Wünschen, und der gelinden Art, mit welcher ein solches Gemüth behandelt zu werden brauchte, leicht möglich war, und aus welchem sie ohne Römhilds giftiges Einhauchen nie gekommen wäre. Sie schämte sich, es ihr gestehen zu müssen, daß die Wahrheit auf ihrer Seite sey; sie fürchtete sich beynahe, diejenige zu sehen, welche sie auf dieser Stelle wieder zu finden versprochen hatte, und welche ihr schon in der Ferne sichtbar war.

„Nun, Schwester?" rief ihr Römhild entgegen; „sind die Zimmer bereit, welche ihr mir versprochen habt? wird man uns erlauben, die Vertraulichkeit zu stiften, auf welche uns

Luitgard gestand, daß sie nicht e
wäre, war aber gewiß, daß sie n
Wunsch äußern dürfte, um hier
erhalten.

„Ihr habt Recht," sagte Römhild
werden eure Kerkermeister ja nicht g
seyn, euch auch dieses zu versagen!"

Luitgard wiederhohlte das Wor
meister mit Unwillen, und fragte, w
hild mit demselben meinte. „Olym
Adelheid meine ich," versetzte sie, „
leicht noch andere, von denen ihr, o
wissen, beherrscht werdet."

„Adelheid?" schrie Luitgard; „sie,
wie eine Freundinn behandelt, die
kürzlich mit einem Besuche beehrt h

„Wie oft ist euch diese Ehre wo
fahren, seit ihr hier seyd?" fragte

Luitgard schwieg; denn sie schäm
sagen, daß sie die Kaiserinn in a
Jahren nicht öfter, als ein Mahl, gese

„Ich will nicht in euch dringen,"
Andere fort; „so viel ist gewiß, ihr
trogen; wie und warum ihr betrog
wie ihr euch retten und rächen könn
ein anderes Mahl! jetzt eilet, nach
kommen, damit man euch nicht
chen Freyheit, das ihr noch genießt
langen Außenbleibens willen noch n
kürze. Daß man bereits aufmerksam

nterhaltungen iſt, beweiſe euch dieſes, an heute alle Fiſcherhütten der Gegend ucht hat, zum Glücke ohne mich zu fin- weil ich zu gut verborgen war.

tgard mußte, zu ihrem größten Ver- , als ſie des andern Tages wieder nach See ſpazieren wollte, ſich Olympiens imung gefallen laſſen, und am dritten iebreiche Einrede hören, warum ſie ſich kühn in jene ſchlecht verwahrten Gegen- ɔde? ob ſie ſchon die Nachſtellungen rafen von Nordheim vergeſſen habe, chen Erich und Adelheid ſie nie genug wahren geglaubt hätten?

h weiß nicht," ſagte das Fräulein, „ob ir irgend jemand nachſtellt; aber ſo gewiß, daß ich wie eine Gefangene elt werde, und daß ich mir auf dieſe s Leben nicht wünſchen wollte!"

Bemühungen Luitgards, in den fol- Tagen allein an den Gardaſee zu n, waren vergeblich; gleichwohl wußte ſtändige Olympie dieſem Zwange ein es Anſehen zu geben; und das ſanfte h des Fräuleins wieder zu gewinnen, jetzt die Stimme jener Unholdinn nicht örte, war keine ſo gar ſchwere Sache. — nhild war und blieb indeſſen Luit- Hauptgedanke; die Hinderungen, die m Umgange mit ihr in den Weg legte,

te, machten ihr denſelben noch wünſchenswerther: denn ſo gut und edel ſie ſeyn mochte, ſo war ſie doch bey weitem nicht von den gewöhnlichen Schwachheiten ihres Geſchlechts ganz frey. Ihre ganze Hoffnung ſetzte ſie noch auf das Wiederſehen bey den veroneſiſchen Feſtbarkeiten, und ſie äußerte ihren Wunſch, bey denſelben zu erſcheinen, ohne Furcht vor abſchlägiger Antwort. — Olympie, müde ſich durch immerwährendes Widerſtreben dem Fräulein verhaßt zu machen, verwies ſie auf die Kaiſerinn. Adelheid hatte Luitgarden baldige Wiederhohlung ihres Beſuchs verſprochen, und ſie ſah demſelben mit Verlangen entgegen. Ein Tag nach dem andern verging, und er erfolgte nicht. Luitgard wagte, ihr Verlangen ſchriftlich zu melden, und es erfolgte keine Antwort. — „Fräulein" ſagte Olympie; „ich bedaure euch! ich kann euch nicht ſo durch vergebliche Wünſche leiden ſehen, ohne euch zu Hülfe zu kommen. Ihr werdet dieſes Mahl nicht bey Hofe erſcheinen; ich ſehe es voraus. Es iſt wieder den Plan der Kaiſerinn, euch vor einer beſtimmten Zeit öffentlich erſcheinen zu laſſen, und ich bin durch langen Umgang von eurer geſetzten, beſcheidenen Denkungsart ſo überzeugt worden, daß ich weiß, ihr werdet euch gern in den Willen einer Dame fügen, die es gut mit euch meint, und in nichts ohne Plan und Abſicht handelt."

„Und verdiene ich nicht wenigſtens ſo viel,“ ſagte Luitgard, welche mit Mühe die Thränen unterdrückte, „daß man mir einige Winke von ihren Abſichten gebe?“

„Sie ſind mir ſelbſt unbekannt,“ erwiederte Olympie, „aber ich bin gewiß, daß ſie zu eurem Vortheile gereichen.“

Luitgard verſchloß ſich in ihr Zimmer, und kam nicht eher wieder zu einiger Ruhe, bis eine ihrer Zofen, die den ganzen Kummer ihrer jungen Herrſchaft wußte, und, wie man denken kann, ganz an ihrer Seite war, Rath zu ſchaffen verſprach. Luitgard ſehnte ſich aus keiner Urſache ſo gewaltig nach Verona, als weil ſie dort Römhilden, ihrem Verſprechen nach, zu ſehen hoffte, und es kam alſo hier nur darauf an, ihr Römhilds Umgang ohne dieſe Weitläuftigkeiten zu verſchaffen.

Die Ausgänge nach dem See, welche des Tages ſo ſorgfältig verſchloſſen wurden, blieben des Nachts durch Unvorſichtigkeit der Fiſcher zuweilen offen: Römhild, welche die Zofe zu finden wußte, war durch dieſen Weg leicht herein, und in Luitgards Zimmer gebracht, da dieſe aus Furcht vor den Grafen von Nordheim, mit welchen ſie Olympie von Zeit zu Zeit zu ſchrecken wußte, ſich nicht hinaus getraute.

„Iſt Luitgard nun überzeugt, daß ſie eine

Gefangene ist?" fragte Römhild, als sie an der Seite ihrer Schwester saß.

„O Gott!" schrie diese; „ich bins, und werde es immer mehr!"

„Ich höre, man gehet noch weiter, als ich gedacht hatte: nicht allein eure Spaziergänge schränkt man ein, sondern man versagt euch auch die Stelle, welche euch bey Hofe zukommt. In wenig Tagen wird die königliche Heirath die ganze Gegend mit Lust und Lachen erfüllen, und ihr" —

„Ich kümmre mich wenig um die veronesischen Feste, welche ich nur um euretwillen zu besuchen gedachte."

„Gütiger Gott! welche unschuldige Einfalt! Sie bekümmert sich nicht um Dinge, die sie so nahe angehen; um Dinge, durch welche sie so sehr beleidigt wird!"

„Ich? ich durch Otto's Vermählungsfeyer?"

„Himmel! Soll ich dem armen Geschöpfe die Augen öffnen? Soll ich ihr sagen, wie heimtückisch man mit ihr umgegangen ist? O Luitgard! wie wird euch zu Sinne, wenn ihr hört, daß die Stelle, welche Marie von Arragonien nächstens einnehmen wird, die eurige ist; daß ihr zur königlichen Braut bestimmt waret, und daß das Gefängniß, in welchem man euch nun so lange verschlossen hält, ein Gefängniß, das wahrscheinlich ewig

auern wird, die einzige Entſchädigung iſt, ie man euch zu geben gedenkt?"

Luitgard begriff nichts von dem, was ſie örte, und Römhild mußte es ihr mehr als n Mahl wiederhohlen, daß man einſt die bſicht gehabt habe, ſie neben Otto auf den hron zu heben, ehe ſie es glauben konnte. rſt als ſie anfing, die Vorgänge ihres eige- en Lebens zu muſtern; als ſie ſich Adelheids nweilen ſo widerſprechendes Betragen dachte, ard ihr Römhilds Vortrag wahrſcheinlich, nd die volle Gewißheit erhielt ſie, als jene it ein Paar Briefen hervor trat, welche ehe- ahls zwiſchen Adelheid und Gerbergen über ieſen Gegenſtand gewechſelt worden waren; ocumente, welche nach Gerbergens Tode, s Theophaniens Tochter, Sophie, Abtiſ- n zu Gandersheim ward, leicht hatten händig gemacht worden ſeyn können.

Luitgard ſchwieg; ſie vernahm zu viel eues; ihre Empfindungen ſtürmten zu heftig ider einander, als daß ſie hätte Worte nden können, und Römhild, die ihr Schwei- en für den Ausdruck des höchſten Gefühls er Beleidigung hielt, eilte, auf den gelegten rund fortzubauen, und das vollends aus- führen, warum ſie wahrſcheinlich von einer acht, die hier im Verborgenen wirkte, aus- eſchickt worden war.

„O Luitgard!" rief ſie mit ſtrömenden

Augen; „arme, bedauernswürdige Schweſter du, die ich ſo gern Kaiſerinn gewußt hätte; was wird nun dein Loos ſeyn? Kennſt du die alte Geſchichte des Gardaſchloſſes? In ſeinen Kerkern, in jenem ſcheußlichen Thurm am See ſchmachtete einſt*) Adelheid unter der Hand ihrer Tyrannen; ſie kennt die Feſtigkeit ſeiner unterirdiſchen Gewölbe ſehr wohl, und wird nicht ermangeln, einſt dort die Stimme auch deiner Klagen zu verſchließen."

„Gott! Gott!" ſchrie Luitgard mit gerungenen Händen; „erſt der Thron, dann ewiges Gefängniß! Nein, ſo wird Adelheid nicht an mir handeln! ich klage ja nicht; ich mache ihr ja keine Verweiſe über den Verluſt eines Glücks, welches" — —

„Sie wird, ſie wird ſo handeln!" fiel ihr Römhild ins Wort; „nur ein einziger Weg zur Rettung iſt dir übrig: Flucht und Rache, ehe dich ſelbſt der Arm unverſchuldeter Rache ergreift! Folge deiner treuen Rathgeberinn; folge deiner Schweſter; der Plan iſt gemacht, und du brauchſt nur zu ſeiner Ausführung die Hand zu biethen. Fliehe zu deinem Va-

*) Eine der ſchönſten Geſchichten des Alterthums, welche ich nicht ſo leicht berühren würde, wenn ſie nicht von der Meiſterhand des Herrn von Helm ſchon romaniſch beſchrieben worden wäre. S. Deutſches Muſäum VI. St. 1784.

ter, welcher kürzlich zu Madruzzo angekommen ist; klage ihm deine Schmach, und flehe um seine Rache! Ich indessen öffne der unglücklichen Prinzessinn Marie, bey welcher ich, wie ich dir nunmehr, da alle Verstellung unter uns ein Ende hat, gestehen muß, als Hofdame lebe, die Augen, zeige ihr Adelheids und Gerbergens Briefe vor, behaupte deine ältern Rechte auf Otto's Hand, und störe eine Heirath, welche nie rechtmäßig seyn kann, so lange du lebst. Otto ist dann frey; Eckards Waffen behaupten deine Rechte; Adelheid muß nachgeben; deine Schönheit, welche die der Arragonierinn so weit übertrifft, wird das Herz des jungen Königs leicht fesseln, und du ersteigst den Thron, der dir vor allen andern zukommt!" —

Luitgard, welche bisher mit verhülltem Gesichte an ihren Stuhl zurück gelehnt gesessen und geweint hatte, richtete sich jetzt hastig auf, und sah Römhilden mit einem durchdrungenen Blicke in die Augen. — „Abscheulich! Abscheulich!" rief sie nach einem kurzen Stillschweigen. „Ich, die nie einen Gedanken an den Thron hatte; ich, die durch ihn und den, der mich auf denselben setzen sollte, unglücklich geworden wäre, ich soll statt des Danks gegen die Vorsehung, daß sie mich vor diesem glänzenden Elende bewahrte, es durch Verbrechen an mich zu reißen suchen?

ſoll Otto und Marien, edle unſchuldige Seelen, welche mich nie beleidigten, trennen? ſoll Adelheid, meine Wohlthäterinn, kränken, die ja wohl auch das Recht aller Menſchen hat, einmahl gefaßte Gedanken bey beſſerer Überlegung zu ändern? nein! viel lieber die Gefängniſſe des Gardathurms, vor welchen mich doch Gerechtigkeit und Menſchlichkeit wohl ſchützen ſollen! Ich will mich zu Adelheids Füßen werfen, will ihr ſagen, wie ſehr ich ihr danke, daß ſie Marien, und nicht mich zur Gemahlinn Otto's machte; dieß wird alle meine Bande löſen, ſelbſt die, welche Römhild mich erſt fühlen lehrte; ich werde frey ſeyn, und zu meinem Vater eilen, nicht ihn zur Rache, ſondern zur Treue gegen ſeinen Herrn zu ermahnen."

Römhild ſtand bey dem ſo unerwarteten Ausgange ihrer böſen Anſchläge ganz ſtarr vor Erſtaunen; ihr war es Anfangs unmöglich, ein Wort zwiſchen Luitgardens dahin ſtrömender Rede einzuſchieben; am Ende verzog ſich ihr Mund zum höhniſchen Lächeln, und eine Antwort ſchwebte auf ihren Lippen, welche Luitgard mit wachſendem Eifer unterdrückte. „Schweig!" ſchrie ſie; „ſchweig, Verrätherinn! du ſchmiedeſt boßhafte Anſchläge wider Marien, die du ſelbſt deine Gebiethe-rinn nennſt: wie ſoll ich dir trauen, ich, von welcher du" — —

Ein Geräusch im Nebenzimmer unterbrach die Rednerinn, und machte, daß Römhild ohne Antwort entfloh. Es war Olympie, welche in dem Zimmer des Fräuleins etwas Arges vernommen, und bey der Besorgniß, in welcher sie seit den letzten Auftritten seyn mußte, schnell ihr Lager verlassen hatte, um sich zu unterrichten. — Luitgard, von heftigen Gemüthsbewegungen, und der eben so heftigen Äußerung derselben übermocht, breitete ihr die Arme Hülfe suchend entgegen, und ward ohnmächtig.

XXII.

Fragmente aus der Geschichte der Kaiserinn Adelheid.

Olympie blieb diese ganze Nacht bey dem kranken Fräulein. Ihre Beunruhigung, ihre Thränen sagten ihr, daß etwas Außerordentliches vorgegangen sey; aber sie hüthete sich zu fragen, und Luitgard, so voll auch ihr Herz war, fühlte keine Lust, sich Olympien zu vertrauen. Die Dinge, von welchen sie Römhild benachrichtigt hatte, waren ihres Erachtens zu wichtig, um anders, als mit der höchsten Vorsichtigkeit, über ihre Lippen zu gehen; noch war sie zweifelhaft, ob sie je derselben auch gegen die Kaiserinn gedenken würde. Eine Sache machte ihrem guten Herzen Sorge, der Zutritt, welchen die verrätherische

Römhild bey der Prinzessinn von Arragonien hatte; ihr Kopf schwärmte von Planen, wie sie zu warnen wäre, ohne daß diejenige, welcher sie ihrer Falschheit ungeachtet nichts Böses gönnte, dabey ins Gedränge kam; eine Schwachheit, welche gutherzigen Seelen eigen ist: sie wollen gern Gutes thun und Böses verhindern, nur niemand, selbst der Verbrecher soll nicht darunter leiden; und auf diese Art unterbleibt manches, dessen Ausführung gut und löblich gewesen wäre. Hier war indessen nichts versäumt; das, was Mariens unbekannter Freundinn Sorge machte, das hatte bereits auch die Aufmerksamkeit anderer erreget. Es war der Kaiserinn Adelheid nicht gleichgültig gewesen, unter dem Hofstaate der jungen Braut eine Person zu sehen, deren Geschichte sie noch vollkommener wußte, als Luitgard sie von Olympien vernommen hatte. Man erkundigte sich, wie Römhild hierher gekommen sey; und der Vorwand, sie sey bey Theophanien in Ungnade gefallen, und habe hier Schutz suchen müssen, that niemand genug. Die Prinzessinn von Arragonien ward gebethen, lieber eine Person zu entlassen, welche hier in schlechtem Ansehen sey; aber man hatte der jungen Dame, deren Sanftmuth und Nachgiebigkeit man kannte, beym Abschiede vom Hofe ihres Vaters zu sehr eingeprägt, sich nicht unterjochen zu

laſſen, und der Kaiſerinn Adelheid, welche überall als herrſchſüchtig verſchrien war, nicht zu viel Gewalt über ſich einzuräumen, als daß ſie nicht hier hätte den Anfang machen ſollen, ihren eigenen Willen zu behaupten. Ach ſie behauptete ihn, und legte dadurch den Grund zu künftigem Unglücke! ſie weigerte ſich, eine ſchöne Schlange von ſich zu jagen, deren Gift Andern beſſer bekannt war, als ihr, und deren Stich ihr den Tod drohte. — Luitgard lebte indeſſen auf dem Gardaſchloſſe ſtille, aber traurig; die einzige Epoche in ihrem Leben, in welcher ſie ihrer Aufſeherinn durch kleine Anwandlungen von Widerſpänſtigkeit Noth gemacht hatte, war vorüber, dagegen machte ſie ihr jetzt durch ihr in ſich gekehrtes niedergeſchlagenes Weſen Kummer. Die Geſinnungen, welche Luitgard gegen Römhilden über die zerſtörten großen Abſichten, die man ehedem für ſie hägte, geäußert hatte, waren wahr und unverſtellt, wie ihr ganzer Charakter; ſie dankte der Vorſicht das, was geſchehen war, da ihr Herz für keinen Otto, nur für Erichen ſchlug: aber darum war ſie nicht ohne Gefühl, daß man ein wenig falſch, wenigſtens verdeckt gegen ſie gehandelt hatte; auch gab es noch Stunden genug, wo die Furcht vor dem Gardathurme in ihrem Herzen erwachte. — In dieſer Zeit war es, da Luitgard, theils

um Kummer zu zerſtreuen, theils um den Charakter der Kaiſerinn genauer kennen zu lernen, Olympien Adelheids Jugendgeſchichte abfragte. Olympie konnte ſich der genaueſten Kenntniß dieſer zum Theil verborgenen Dinge rühmen, da ſie von den erſten Jahren ihres Lebens an dieſer großen unglücklichen Dame, von welcher hier die Rede iſt, unzertrennliche Gefärthinn geweſen war. Die Kümmerniſſe ihres jungfräulichen Standes, die Leiden einer unglücklichen, aezwungenen Heirath, ſelbſt die Schreckniſſe des Gardathurms hatte Olympie mit Adelheid getheilt, oder ſie ihr durch die Tröſtungen der Freundſchaft erleichtert. Luitgard erfuhr hier, wie Adelheid durch die kläzliche Ermordung ihres Vaters, durch die Beraubung des burgundiſchen Throns, ſo frühzeitig das Unglück kennen lernte; Gehorſam gegen eine geliebte Mutter, welche kein Bedenken trug, dem Eroberer Hugo die Haud zu geben, nöthigte ſie, die Gemahlinn ſeines Sohns, jenes Lothars zu werden, welcher ſich weder durch geiſtige noch körperliche Vorzüge die Liebe einer ſo vollkommenen Prinzeſſinn, wie Adelheid, verſchaffen konnte. Olympie hatte die heldenmüthige Überwindung ihrer ſelbſt, hatte ihr ſtandhaftes Dulden, und ihre unnennbaren Gefälligkeiten gegen einen Gemahl geſehen, den ſie weder lieben noch ſchäzen konnte. Lothar war

nicht undankbar, und es kam endlich dahin, daß Adelheid eine Art von Zuneigung zu ihm gewann, welche ihr die Erfüllung ihrer Pflichten minder schwer machte. — Diesen Zeitpunct schien das Schicksal erwartet zu haben, um die unglückliche Königinn durch Lothars Ermordung zum zweyten Mahle zu verwunden; er und Hugo mußten dem Eroberer Berengar weichen, so wie ihnen ehedem Adelheids Vater, der König von Burgund, weichen mußte. Auch ihre Mutter, auch die Königinn Bertha, mußte sterben, und Adelheids Leben schonte man nur darum, weil man es zur Befestigung des Throns für nöthig hielt. Adelheid sollte zum zweyten Mahle genöthiget werden, sich mit dem Urheber ihres Unglücks zu verbinden. Lothars Gemahlinn zu werden, nöthigte sie ehemahls blinder Gehorsam gegen eine Mutter; aber nichts konnte sie bewegen, Adalberten die Hand zu geben. Adalberts Vater, der Eroberer Berengar, drohte; Willa, seine Mutter, brauchte List und Schmeicheleyen; Adelheid wählte den Tod für ein solches Bündniß. Tod wäre Glück für sie gewesen, da sie in ihrem achtzehnten Jahre bereits alles überlebt hatte, was ihr nur einiger Maßen lieb war; aber diese Gunst ward ihr nicht gewährt; man stieß sie in die unterirdischen Gewölber des Gardathurms hinab, wo sie zwey Jahre lang auf tausend

fältige Art den Tod litt, ohne dadurch der Befreyung von Leiden theilhaftig zu werden, oder eine andere Linderung zu kennen, als den traurigen Troſt, an Olympien eine Gefährtinn ihres Elends zu haben, welcher es bey gleichen Leiden nie an aufmunternden Worten, nicht an Anſchlägen zur Rettung fehlte. Einer derſelben glückte; Olympie ſtellte ſich ſchwächer, als ſie war, und flehte ihren Kerkermeiſter, der nur wöchentlich ein Mahl in die feuchte, ſcheußliche Gruft hinab ſteigen mochte, ihr in ihren letzten Stunden die Tröſtungen der Religion nicht zu verſagen; ſie bath, zur ewigen Ruhe, bath, wo möglich, von keinem andern, als dem Kapellan der Königinn, eingeſegnet zu werden. — Dieſer Mann war einer von den in Klöſtern ſo gewöhnlichen Charakteren, welche Schwachheiten und Einfalt auf der Stirne, und Muth und Scharfſinn im Herzen tragen. Wenige Winke waren genug, ihm zu ſagen, was er zu thun habe. Die Hüther der Gefangenen verließen ſie keinen Augenblick drängten ſich ſogar in die Geheimniſſe von Olympiens Beichte; aber der kluge Mönch brauchte ja nur zu ſehen, wo die Kranke war, um auf ihre Rettung zu denken, brauchte nur den Nahmen Adelheid in ſein Ohr flüſtern zu hören, um zu wiſſen, auch ſie, die lange Vermißte, für todt Gehaltene ſey hier. Zu ſehen bekam

:r sie nicht, da man viel zu vorsichtig war, im sie die Zeit über, da Olympie sich mit hrem Beichtiger unterhielt, nicht in einen an-dern Winkel ihrer Hölle gebracht zu ha-ben. — Olympie hatte ein Körnchen auf Hoff-nung ausgesäet, an dessen Fortkommen sie ast zweifelte; aber sie und Adelheid sollten chnell die Früchte desselben sehen. Der Bi-chof von Ravenna, in dessen Stadt Adel-heid vor ein und zwanzig Jahren das Licht rblickt, und von ihm die Taufe erhalten hat-e, von dem hülfreichen Mönch aufgemahnt, kam des Nachts mit seinen Leuten, und zer-brach vom See her die Mauern des Garda-thurms; man brachte Adelheid und Olym-pien, welche der mildern obern Luft ganz ent-wöhnt waren, halb ohnmächtig in das war-tende Fahrzeug, und führte die bedrängte Königinn heiterern Tagen entgegen. Der Arm Otto's des Großen war zwar noch nöthig, sie gänzlich zu retten, ihre Feinde völlig zu de-müthigen; aber auch dann Jahre lang nichts mehr von Gefahr und Leiden, dann nichts als Ruhe, Ehre und Glück in den Armen des Helden, welchem Adelheid von ihren frühe-sten Jahren an bestimmt gewesen war, und dem sie, aller Widerwärtigkeiten ungeachtet, doch endlich zu Theile werden mußte!

„Und glaubt ihr wohl," fragte Luitgard, daß sie, die so viel *gelitten* hat, Andern kön-

ze Leiden verurſachen? daß die, welche einſt ſelbſt gefangen war, die Unſchuld könne im Kerker ſchmachten laſſen?"

„Was für eine Frage, Fräulein! Unſere Kaiſerinn haßt nichts ſo innig, als Bedrückung der Menſchheit, nichts ſo ſehr, als die Grauſamkeit, Elende im Kerker langſam verſchmachten zu laſſen. Auch den Verbrecher, wenn die Gerechtigkeit Lebensrettung möglich machte, wollte ſie lieber beſſern, als ſtrafen. — Sie, die von Otto alles erhalten konnte, ließ ihre erſte Bitte als Kaiſerinn Befreyung aller derjenigen ſeyn, welche nur einiger Maßen Befreyung von Ketten verdienten. Dieſe Gegend, wo wir gegenwärtig leben, und wo ſie ehemahls dem Tode entgegen ſchmachtete, war ihr bereits eigen; ſie brauchte die arbeitſamen Hände von hundert Begnadigten, hier alles umzuſchaffen. Die ſcheußlichſten Gewölbe jenes Thurms wurden unter Waſſer geſetzt, und dadurch auf ewig unbrauchbar gemacht: von ihm ſelbſt blieb nur ſo viel übrig, als zur Erinnerung deſſen, was er ehemahls war, dienen, und dem herrlichen Gebäude, das ſie aufführen ließ, zum Gegenſtücke dienen konnte. Dankbarkeit regierte die Hände ihrer Arbeiter; wie durch Zauberwerk ſtiegen dieſe Mauern binnen einem Jahre empor; der ſchlammige, Tod athmende See ward zum hellen Spiegel, und das mit

wildem Gebüsche verwachsene Thal zum Lustgarten. Adelheid lohnte diesen Leuten, welche ganz ihr Leben für ihre Befreyerinn hingegeben hätten, mit königlicher Huld; sie schenkte ihnen endlich auf geprüfteres Wohlverhalten eine ansehnliche Strecke Landes, und erlaubte ihnen, sich dort anzubauen. Ein unfruchtbares, von der Natur ganz vergessenes Thal zwischen den apenninischen Gebirgen ward durch den Fleiß der adelheidischen Colonie, wie diese Geretteten auf ihre Bitte sich nennen durften, ein kleines Eden. Rebenhügel, Getreidefelder und zierliche Hütten, von guten und glücklichen Menschen bewohnt, sind jetzt nach mehr als dreyßig Jahren noch ein Beweis von der Huld und Weisheit unserer Kaiserinn, und eine Aufforderung für Fürsten, ihr nachzuahmen. Welch Entzücken für sie, wenn sie ihre kleine Schöpfung, die sich mit jedem Jahre mehr ausdehnt und verschönert, ein Mahl besucht! Doch thut sie dieses selten, weil der Jubel und die Anbethung, mit welcher man ihr dort entgegen kommt, für ihre Bescheidenheit beschämend und lästig ist. — Sonst versuchte sie zuweilen in geringer Tracht und ohne alles Gefolge dorthin zu gehen, um Mängel zu beobachten, und ihnen abzuhelfen, oder unerkannt neue Wohlthaten auszuspenden; aber auch die Kinder lernten sie zu bald kennen, und seit sie sich vor einigen

Jahren, als sie im Gewande einer gemeinen Frau sich unter einem Haufen von den Abkömmlingen ihrer Geretteten ganz sicher glaubte, auf einmahl von ihnen Mutter und Kaiserinn gegrüßt wurde, seit dem begnügt sie sich, ihre Wohlthaten durch treue Leute austheilen zu lassen, unter welchen ich mich rühme, oft eine Stelle behauptet zu haben."

XXIII.

Fortsetzung.

Olympie hatte durch ihre Erzählung mehr Gutes gestiftet, als sie glaubte; doch sie wünschte noch mehr zu thun. „Fräulein!" sagte sie; „ich sehe euch seit einiger Zeit so schwermüthig: glaubt ihr nicht, daß mich dieses bekümmert?"

„Olympie! ich verdiene diese Güte nicht: es war eine Zeit, da ich euch auf andere Art Kummer machte."

„Vergangene Dinge! Wirkungen eines bösen Geists, welcher nun vertrieben ist! — Aber wenn ihr mir wirklich wieder die alte Zuneigung geschenkt habt, wollt ihr mir nicht einen kleinen Beweis von der Rückkehr dieser guten Gesinnungen geben? wollt ihr mir nicht gestehen, was an diesem Herzen nagt? was diese Wangen bleicht, und diese Augen trübt?"

„Es gibt Geständnisse, welche uns be-

schämen; wollt ihr mir nicht dasjenige schenken, das ihr von mir fordert?"

„Wie, wenn ich rathen könnte? wenn ich schon gerathen, und auf Trostmittel gedacht hätte? — Es gibt einen gewissen Erich, von welchem wir mächtig lange nichts gehört haben!" —

„Ach Olympie!"

„Man muß Nachricht von ihm zu bekommen suchen, dachte ich, und nun sind es bereits vier Wochen, daß ich meinen Sohn auf Kundschaft ausschickte. Zu Nimwegen ist er bereits angelangt; aber seine Nachforschungen treiben ihn weiter. Ich zweifle nicht an seiner Genauigkeit, seiner Thätigkeit, und seiner Eile in Ausrichtung meiner Geschäfte, und ich glaube, wir können seiner Wiederkunft bald entgegen sehen."

Luitgard drückte erröthend Olympiens Hand, und wagte keine andere Antwort, als die Versicherung, daß sie viel Mittel in den Händen habe, ihren Trübsinn zu verjagen, wenn sie dieselben nur nutzen wollte. „Zum Beyspiele," sagte sie, „wenn ihr mir das Glück verschaffen wolltet, meinen Vater zu sehen; man sagt, er liege mit seinen Völkern wenige Meilen von hier, zu Madruzzo!"

„Ein Glück, womit ich hoffe, euch unvermuthet überraschen zu können; den Tag vor der königlichen Vermählung sandte er hier-

her, nach euch zu fragen, und zu melden, daß, wenn er euch zu Verona beym Hochzeitsfeste nicht sähe, er euch nächstens hier aufsuchen würde; er ward verhindert. Dringende Geschäfte riefen ihn nach Rom; er hat nicht einmahl den wichtigen Tag zu Verona abwarten können, und ihr seht, daß die Erfüllung eurer Bitte vor der Hand unmöglich ist; aber er wird wieder kommen, und ihr sollt ihn sehen."

„Aber die Kaiserinn? wird nicht wenigstens diese mich in meiner Einsamkeit besuchen?"

„Bald, Fräulein! Doch ehe dieses geschieht, müßt ihr sie noch besser kennen lernen; ihr wißt, wir haben noch einen kleinen Rückstand von ihrer Geschichte, in deren Erzählung ihr mich neulich durch eine seltsame Frage, deren Grund ich noch jetzt nicht begreifen kann, unterbrachet. — Ihr schweiget? — Gut! wir haben jetzt Muße; auch erwarte ich heute keine dergleichen Unterbrechung in dem, was ihr nun hören werdet. — Ihr habt die Erzählung von den Leiden Adelheids in ihren ersten Frühlingsjahren gehört, und ohne Zweifel glaubt ihr, daß sie in den Armen Otto's, des ersten, größten und besten Fürsten seiner Zeit, nun vor weitern Stürmen sicher war: ihr würdet Recht haben; ich würde euch wenigstens einen vier-

zehn- bis funfzehnjährigen Stillestand ihres Mißgeschicks einräumen, wenn diese verhältnißmäßig kurze Zeit wirklich leer an großen Leiden gewesen wäre. Ach! das Glück, mit Otto verbunden zu seyn, ward zu oft durch die peinlichsten Besorgnisse für sein Leben, zu oft durch andern Kummer getrübt! Die zahlreichen Feinde seiner wachsenden Größe gestatteten ihm nicht, ein Jahr lang das Schwert in der Scheide zu halten. Otto wußte zu gut, daß seine persönliche Gegenwart immer der Hauptgrund seiner Siege war; und der Muth, mit welchem er überall den größten Gefahren entgegen ging, machte, daß Adelheid unaufhörlich für ihn zitterte. Adelheid war in den ersten Jahren ihrer Ehe Mutter eines Prinzen geworden; er war die vornehmste Stütze ihrer Hoheit, auch auf den ärgsten Fall, der ihr begegnen konnte. Als Mutter des jungen Otto mußte sie immer noch bleiben, was sie war, wenn sie auch als Gemahlinn des ältern ihre Rolle ausgespielt hatte; Ursache genug für sie, den künftigen Thronerben mit der äußersten Zärtlichkeit und Sorgfalt zu erziehen, wenn er nicht auch ohne dieß schon, als Otto's Sohn, ihr Liebling gewesen wäre. Ich, die ich Adelheids Charakter kenne, getraue mich zu behaupten, daß das Erste wenig, nur das Letzte bey ihr in Betrachtung kam. — Nie hat eine Mut-

ter ihr Kind so innig geliebt, als sie den Prinzen, und nie ist die heißeste mütterliche Zärtlichkeit besser erwiedert worden. Otto wuchs heran, das Ebenbild seines großen Vaters, der würdige Zögling seines Oheims, des weisen Bruno. Adelheid hoffte, unter der Erziehung eines Geistlichen würde das kriegerische Heldenfeuer, welches ihr Sohn mit seinem Vater gemein hatte, ein wenig gemildert werden; aber nur gar zu bald mußte sie merken, daß sein Charakter in diesem Stücke für ihre Ruhe noch gefährlicher war. Der junge Otto hatte die Neigung des ältern zu großen Thaten ohne den ganzen Umfang seiner Klugheit, seine Tapferkeit, ohne seine Vorsichtigkeit; ein ziemlicher Hang zum frohen Genusse des Lebens, viel Nachgiebigkeit gegen die, welche er liebte, und viel Hartnäckigkeit gegen die, welche sich ihm einmahl zuwider gemacht hatten, gaben Grund zu traurigen Ahndungen für die Zukunft. — — Adelheid sah voraus, daß ihr Sohn ein unglücklicher Fürst seyn würde, wenn er seinen Vater frühzeitig verlieren, und zum Erbtheile ein ganzes Heer von ungeendigten Kriegen von ihm erhalten würde. Das Reich war ihm sicher, da er bereits zum Nachfolger öffentlich ernannt war; aber wie viel neue Feinde machte ihm nicht selbst dieser Vorzug vor so manchen Andern, wel-

che Rechte auf die Krone zu haben glaubten? — Nur wenigstens einige, nur diejenigen Kriege wünschte Adelheid geendigt zu sehen, die sie dem Hause ihres Gemahls als eine traurige Mitgabe zugebracht hatte. Noch regten sich Berengar, Willa und Adalbert, furchtbar durch die Unterstützung des griechischen Kaisers, den sie auf ihre Seite zu bringen gewußt hatten. Adelheid glaubte alles gethan zu haben, wenn sie ihnen diese mächtige Stütze entriß, und schon hatte ihr scharfsinniger Geist ein Mittel ausgesonnen, wie dieses zu bewirken wäre. — Der junge Otto war in dem Alter, da man darauf denken konnte, ihn zu verheirathen; Nicephorus, derjenige, welcher damahls die Krone des orientalischen Kaiserthums trug, hatte eine Prinzessinn, welche in der halben Welt als ein Wunder von Verstand und Schönheit berühmt war: was für Vortheile konnte man sich aus der Verbindung Otto's mit ihr versprechen! nicht genug, daß ein solches Bündniß Otto's Feinde um einen mächtigen Helfer betrog, da sich Nicephorus freylich lieber auf die Seite des ihm verwandten Kaisers, als seiner Gegner schlagen würde; nicht genug, daß sie dem occidentalischen Kaiserthume die gerechtesten Ansprüche auf einige italienische Provinzen erwarb, welche bis jetzt noch unter griechische Bothmäßigkeit gehört

hatten, so machte sie auch den jungen Prinzen zum Gemahle einer Dame, die dem Rufe nach ganz für ihn geschaffen seyn mußte; schön, um seine Augen und sein Herz zu fesseln, und klug, um ihn da, wo er Leitung bedurfte, und wo der Rath einer Mutter nicht alle Mahl hinlänglich gewesen seyn würde, ihm zur Leiterinn zu dienen. — — Ach so dachte Adelheid, und sie würde richtig gedacht haben, wenn in der gerühmten Theophanie, so wie in ihr selbst, Schönheit und Klugheit mit Tugend verbunden gewesen wäre. Leider fand sich das Gegentheil, und diejenige, welche sie sich so innig zur Schwiegertochter wünschte, ward durch böse Gemüthsart für sie die Urheberinn tausendfachen Kummers. Das Schicksal schien die verblendete Kaiserinn vor Ausführung ihres Einfalls warnen zu wollen, indem es derselben tausend Hindernisse in den Weg legte. Ihr Gemahl hatte vorerst nicht die geringste Lust zu der griechischen Verbindung; nur die wiederhohlten Vorstellungen Adelheids und ihrer Räthe bewogen ihn endlich, eine Gesandtschaft nach Constantinopel gehen, und um die Prinzessinn für seinen Sohn werben zu lassen. Beschimpft und geschmäht kamen sie zurück. Nicephorus, welcher sich ein Recht auf das abendländische Kaiserthum einbildete, das er nicht behaupten konnte, sah den großen Otto als einen

Usurpateur an, welcher sich eines Nahmens anmaßte, der ihm nicht zukam. Er zürnte über die Kühnheit, mit welcher derjenige, den er kaum des Nahmens eines Königs würdigte, eine solche Werbung an ihn könne ergehen lassen. Er wunderte sich, wie es möglich gewesen sey, daß das Meer eine so frevelhafte Gesandtschaft auf seinem Rücken herüber getragen habe, ohne sie zu verschlingen, und zeigte viel Lust, sie dem furchtbaren Elemente, das sie unverdienter Weise verschont hatte, aus kaiserlicher Milde dennoch zum Opfer zu geben. — Theophanie rettete sie; aber ihre Fürbitte war fast noch schlimmer und schimpflicher, als die Drohung des Todes. Die stolze Griechinn bath, man möchte diese Unwürdigen ziehen lassen, und sich nicht mit so unedlem Blute besudeln. Mehr der Unverstand ihres Herrn, als ihr eigener, sey zu tadeln; ihnen sey nicht zuzumuthen, daß sie in ihrem ungeschlachten Vaterlande einen Begriff von der Hoheit des Kaisers haben könnten, unter dessen Zepter sich das abend- und morgenländische Reich beugen müsse. — So zogen also die Gesandten von dannen, hoch erfreuet, daß sie nicht nach damahliger Sitte ihre Nasen und Ohren zum Lösegelde zurück lassen mußten. Theophanie indessen freute sich nicht minder, daß sie einem Bündnisse entgangen war, das ihr nicht *so wohl aus* Stolz, sondern auch aus

andern Gründen äußerſt widerlich war. — An Nicephorus Hofe lebte ein junger Prinz, der ſo wohl aus den von den Griechen verachteten nordiſchen Ländern abſtammte, als Otto, und der ſich doch über dieß mit dieſem jungen Prinzen in anderer Betrachtung gar nicht meſſen durfte. Otto war ein ſchon gekrönter römiſcher und deutſcher König, Erich, oder Theoderich wie man ihn des Wohllauts wegen zu Conſtantinopel nannte, nur der zweyte Sohn des däniſchen Königs Harald, ſo lange ſein Vater und ſein Bruder lebten, ein Fürſt ohne alle Hoffnung, ohne alle Anſprüche. — Nichts deſto weniger liebte ihn die ſtolze Theophanie, und hatte ſich, wie die läſternde Sage meldet, bereits feſter mit ihm verbunden, als ohne Brechung der heiligſten Schwüre an andere Verbindungen denken zu dürfen. Ihm zu Liebe hatte ſie ſich ein Glück verſchlagen, deſſen Glanz ihren durch Stolz geblendeten Augen doch nicht ganz entging. Sie freute ſich, daß der Wille des conſtantinopolitaniſchen Kaiſers auf ihrer Seite war, und ſie nicht genöthiget wurde, um Theoderichs willen ihre eigene Abneigung gegen die abendländiſche Heirath ans Licht treten zu laſſen. Sie brauchte nur den geziemenden Stolz einer griechiſchen Prinzeſſinn ſeine Rolle ſpielen laſſen, ſo war Nicephorus vollkommen mit ihr zufrieden, und argwohnte nicht

auf tiefer verborgene Dinge. — Daß nach der zu Conſtantinopel erlittenen Beſchimpfung der Krieg zwiſchen den beyden Kaiſern wieder los brach, brauche ich euch nicht zu ſagen. Die Geſandten, und in ihnen der, welcher ſie ſandte, waren zu ſehr beleidigt. Der vornehmſte von ihnen, der Biſchof von Cremona, welcher in den Händen der unbarmherzigen Griechen ſeinen ſchönen Bart zum Andenken hatte zurück laſſen müſſen, war der erbitterſte; er ſchnaubte Rache, und durch ſein Anrathen wurden Plane reif, deren Ausführung das Land von neuem mit Blut überſchwemmte, und noch manchem Biedermann nicht allein den Bart, ſondern auch Naſen und Ohren koſtete. — Adelheid, die unſchuldige Adelheid nannte ſich die Urheberinn der erneuten Scenen des Schreckens, ungeachtet ſie ihr Herz von den guten Abſichten des Anſchlags auf die griechiſche Prinzeſſinn überzeugen mußte. Jeder Gedanke an dieſe Dinge ward jetzt von ihr aufgegeben, und ſie wäre glücklich in der Fehlſchlagung ihres ehemahligen ſo heißen Wunſches geweſen, wenn nicht das Schickſal ſich eine Freude gemacht hätte, ihn noch hintennach zu ihrem Schaden zu erfüllen. — Das Glück keines Monarchen iſt ſchwankender, als das der griechiſchen Kaiſer; das Elend, in welches ſo mancher vom Throne geſtürzt wurde, iſt mit nichts zu ver-

gleichen, als mit ihrem Stolze, ſo lange ſie denſelben behaupten. Nicephorus ſollte die zahlreichen Beyſpiele dieſer Art mit dem ſeinigen vermehren. Heimliche Unzufriedenheit über die Strenge, vielleicht auch bloß über die Länge ſeiner Regierung glimmte ſchon lange in den Herzen des Volks und der Großen; endlich kam die Flamme zum Ausbruche. Ein Mann, deſſen Nahmen man bisher nur wenig gehört hatte, ein gewiſſer Johann Zemiſces, beſtieg den Thron. Nicephorus ſtarb unter den Mordklauen des wüthenden Pöbels des ſchrecklichſten Todes, und ſeine Gemahlinn und Kinder wurden zum Kerker verdammt. Theophanien gereichte es zum Vortheile, daß ſie nur die Stieftochter des unglücklichen Nicephorus geweſen war, und der neue byzantiniſche Beherrſcher ſchenkte ihr Leben und Freyheit; doch nur mit der Bedingung, daß ſie ſich zum Mittel brauchen laſſen ſollte, mit dem abendländiſchen Kaiſer ein Bündniß zu ſchließen, den er bey ſeinen noch unbefeſtigten Anſprüchen ungern zum Feinde haben wollte. — Welch ein Vorſchlag für Theophanien! So lieb ihr Leben und Freyheit war, ſo ſchrecklich dünkte ihr Trennung von ihrem Theoderich. Schon waren Anſtalten gemacht, mit ihm nach Dänemark zu fliehen; aber man kam der Ausführung zuvor: man verbannte den jungen Dänen, ſetzte

Theophanien gefangen, und begann nun ohne weitere Rückſprache mit ihr die Heirathstractate zwiſchen ihr und Otto. — Anſtatt daß man vorher auf abendländiſcher Seite reich an Erbiethungen geweſen war, um nur die berühmte griechiſche Schönheit zu erlangen, ſo kamen die Erbiethungen nun von der andern Partie; und in der That, ſie waren ſo vortheilhaft, daß man ſie nicht ausſchlagen konnte. Gänzliche Entſagung des Bündniſſes mit Adalbert, Abtretung von Capua und Benevent, was konnte man mehr verlangen? — Gern zwar hätte man auch die griechiſchen Herrſchaften in Apulien und Calabrien gehabt; aber man ſcheute ſich, die Saiten allzu hoch zu ſpannen, willigte in die Sache, die man vorher vergeblich geſucht hatte, und die Braut wurde mit kaiſerlichem Pomp übergebracht und eingehohlt; ein armes unglückliches Schlachtopfer der Staatskunſt, wie weiland Adelheid bey ihrer Vermählung mit Lothar! In der That, faſt möchte ich Theophanien bedauern, wenn ich dieſes bedenke: doch nur der iſt des Mitleids werth, welcher ſein Unglück mit Würde erträgt; und wie weit ſteht hierin Theophanie unter Adelheid, welcher ich ſie hier ſo widerrechtlich an die Seite ſetzte! — Der junge Otto hatte ein Bild der griechiſchen Prinzeſſinn geſehen, und er hätte nicht der ſeyn müſſen, der er war, um von ſo viel triege-

rischen Reizen nicht gefesselt zu werden. Ihre persönliche Erscheinung, so weit über das Werk des Mahlers erhaben, vollendete ihren Sieg, da sie hingegen von den Annehmlichkeiten des jungen Prinzen ganz ungerührt blieb. Auf Befragen, was sie von ihm halte, war ihre ganze Antwort: „Die vollen rothen Wangen, die blonden Haare und die plumpe Figur bezeugen, daß er kein Grieche sey." — Theophanie hielt sich für berechtigt, sich in dem Lande, in welches sie durch Zwang gekommen war, durch gänzliche Zwanglosigkeit schadlos zu halten; sie sagte und that alles, was ihr nur immer einfiel, höhnte ihren Bräutigam, verspottete seine Lieblinge, sah die Kaiserinn über die Achsel an, und beugte sich nur vor dem großen Otto ein wenig tiefer, als vor den Andern, vielleicht weil sie fühlte, daß auf sein Wohlwollen hier alles ankäme, vielleicht auch nur, weil sein Anblick eine Ehrfurcht einflößte, die ihm niemand versagen konnte. — Nie hat sich Kummer und Verdruß auf eine seltsamere und widerwärtigere Art geäußert, als bey Theophanien: hätte sie den Unmuth über eine gezwungene Heirath durch Thränen oder durch stilles Trauern an den Tag gelegt, man würde Mitleid mit ihr gehabt haben; aber ihr ganzer Charakter schien nur aus boßhaftem, hämischem Muthwillen zusammen gesetzt zu seyn; wo andere Verdruß

fühlten, da lachte sie, und sie war nicht arm an Erfindungen, Verdrießlichkeiten von aller Art herbey zu bringen. Alles dünkte ihr lächerlich, und kaum konnte sie sich zwingen, bey den Krönungsfeyerlichkeiten ernsthaft zu seyn. Ihr Gemahl litt am meisten durch ihre hoßhafte Laune, und doch bethete er sie an: es ward ihr leicht, ihm den größten Theil seiner Achtung gegen seine verehrungswürdige Mutter aus dem Herzen zu witzeln; denn ihre hoßhafte Zunge schonte niemand, außer den alten Kaiser, vor welchem sie sich fürchtete. Ihre Vorsichtigkeit in diesem Stücke war es, was sie unverletzlich machte. Otto der Große liebte seine Schwiegertochter wegen ihrer guten Eigenschaften, die sie ihm unabläßig in die Augen spielen ließ, und glaubte nichts von den Klagen über sie, weil er nicht einsehen konnte, wie man über sie klagen könne. Niemand, als Adelheid, hätte hierin etwas ausrichten können; aber diese war zu stolz, über eine Person Beschwerden zu führen, deren Achtung ihr gleichgültig war. Ich habe Ursache zu glauben, daß meine Kaiserinn nicht alle Mahl die Gleichgültigkeit wirklich fühlte, von der sie sich und andere überreden wollte: ihr Herz litt insgeheim, besonders durch die augenscheinlich verminderte Liebe ihres Sohns. — Um diese Zeit war es, da Zoe, eine alte griechische Dame, nach Italien kam;

seine frühere Erziehung ihr zu dan
und der damahls als ein Kind nebst
bey Hofe erschien. — Zoe vermochte
Theophanien, und durch ihr Ein
schah es, daß sie wirklich ein ernstere
Stande etwas gemäßeres Wesen
auch konnten hier vielleicht einige J
die junge Kaiserinn jetzt mehr hatte
ausrichten. Indessen blieb es doch i
de das Alte. Unheil stiften, und si
freuen, war immer noch ihr Haupt
und bey allen Gelegenheiten saß
Spott auf ihren Lippen, ob sie ih
nicht immer laut werden ließ. Der
res ehrwürdigen Schwiegervaters, d
regierenden Kaiserinn machte, konn
ernste Miene von ihr erzwingen; denn
schof von Cremona, der bey der erste

lesten Anscheine zum Siege dennoch geschlagen ward, und statt der Beute mit Wunden bedeckt wiederkehrte, so war es ihr unmöglich, es dieses Mahl bey bloßem Lachen bewenden zu lassen; sie strömte die bittersten, beissendsten Spottreden über die Bestreiter ihrer Landsleute aus, und brachte dadurch die Gemüther so unversöhnlich wider sich auf, daß Adelheid nur eine Deutsche hätte seyn dürfen, um völlig vor ihr den Vorzug behaupten zu können: aber leider war Adelheid immer auch nur eine Ausländerinn, und das Vorurtheil der hartnäckigen Deutschen auch gegen sie ließ sich nicht ganz ausrotten. — Was Theophanions Betragen bey dieser Gelegenheit in ein besonders gehässiges Licht setzte, war, daß ihr Gemahl selbst bey der verlornen calabrischen Schlacht die äußerste Lebensgefahr ausgestanden hatte, und mit Noth dadurch entkommen war, daß er sich unerkannt auf einer feindlichen Galeere nach Rosano gerettet hatte. Die bittere Auslegung, welche Theophanie von diesem Umstande machte, war, daß die Griechen unverständig genug gewesen seyn müßten, die unauslöschlichen Züge von Hoheit, die die Natur auf die Stirn jedes Monarchen gezeichnet hatte, bey Otto nicht lesen zu können, oder daß sie seine Person für unbedeutend gehalten haben müßten, um ihrer mit *Vortheile zu bedienen.*"

„Bald darauf ward Otto vom Dänenkönige Harald, der kürzlich seinen ältesten Prinzen eingebüßt hatte, mit Kriege überzogen. Theoderich, als nunmehriger Thronfolger, führte das Heer. Jeder schrieb diesen unvermutheten feindlichen Überfall verborgenen Ursachen zu, welche Theophanien, Theoderichs alter Bekannten, vielleicht besser bewußt waren, als irgend jemand. Als Otto den Dänen empfing, wie er verdiente; als Glück und Überlegenheit der Waffen auf seiner Seite waren, und als endlich selbst der dänische Prinz zum Kriegsgefangenen gemacht ward, da lachte Theophanie freylich nicht. Vielleicht zum ersten Mahle in ihrem Leben erschien sie jetzt mit bittender Demuth vor ihrem Gemahle, und bath für den Gefangenen um Leben und Freyheit. Sie erhielt das Erste, aber das Letzte nicht. Theophanions alter Freund blieb lange Jahre als Geißel für die Treue seines Vaters, der um Frieden bitten mußte, an Otto's Hofe ein angenehmer Gesellschafter für die junge Kaiserinn, die man selten ohne ihn, so wie ihn selten ohne sie sah. — Die innige Vertraulichkeit dieser beyden, nebst einer dunklen Sage von allen byzantinischen Geschichten hätte leichtlich Verdrießlichkeiten nach sich ziehen können, wenn nicht glücklicher Weise eben zu dieser Zeit der alte Dänenkönig, Harald, gestorben, und Theoderich

)der Erich, wie ihn jetzt sein Volk nennt, um Throne gefordert worden wäre."

„Solltet ihr wohl glauben, daß in der amahligen Epoche das Mißverständniß zwichen unserer Kaiserinn und ihrem Sohne urch Theophaniens Vorschub so weit gekomnen war, daß es einer förmlichen Aussöhnung bedurfte? — Gleichwohl wurde dieselie immer von Zeit zu Zeit verzögert, und am endlich nicht anders, als durch Vermittelung eines Helden, den Adelheid nicht ohne Ursache schätzt, zur Wirklichkeit. — Wir hatten uns damahls längst aus dem gehässigen Italien, wo Theophanie unumschränkt regierte, entfernt, um in Deutschland zu wohnen; unsre Unbekanntschaft mit dem rauhen Himmelsstriche, den wir Italiänerinnen nie ganz gewöhnen konnten, machte, daß wir oft den Ort unsers Aufenthalts veränderten, um zu versuchen, ob es uns nicht irgend wo besser gefiele. Unser Unglück wollte es, daß wir einst in Gegenden kamen, welche damahls von den rebellischen Wenden beunruhiget wurden. Die Kaiserinn hatte den größten Theil ihres Gefolgs in eine Stadt, deren Nahme mir entfallen ist, voraus gehen lassen; wir selbst konnten sie nun wegen Unsicherheit der Wege nicht erreichen. Wir flohen in das nahe Havelberg, welches noch am nähmlichen Tage, da wir es zu unserm Zufluchtsort gewählt hatten, von

den Wenden eingeschlossen wurde, m
zweyten in ihre Hände fiel. — Ich ha
meinem Vaterlande viel von der Wu
wilden nordischen Völker gehört, aber
was damahls mein Entsetzen in der l
Erzählung aufs äußerste erregt hatte,
zehn Mahl von dem übertroffen, was ic
mit Augen sah. Ein Volk, dessen gigan
wilde Gestalt fast nichts Menschliches a
hatte, auf eine Art bekleidet, oder e
det, welche Abscheu erregte, mit Waffen
che Plumpheit und Grausamkeit vereint
den zu haben scheint; mit Augen, die u
Schauspiele des Mordes gewöhnt, Ohre
für jede klagende Stimme verschlossen z
schienen. Havelberg schwamm im Blute,
nur Blut der wehrhaften Männer, di
Schwert wider sich reizten, auch Blut un
diger Weiber und flehender Kinder, die
nichts, als durch ihr Geschrey und ihre Thr
beleidigen konnten. — Wir hatten nebst a
unsere Zuflucht in der Domkirche gesucht;
auch hier waren wir nicht sicher. Nachden
Schwert eines unmenschlichen Feindes
verheert und ermordet hatte, was ihm i
Weg kam, wagte er sich auch in die H
thümer, und jauchzte dem Raube entg
den er auch hier fand, nicht so wohl dem
he für seine Habsucht, als der Weide fü
re Blutgierigkeit. Hier war es, wo sich

heid in ihrer ganzen Größe zeigte. Viele von denen, die um uns waren, und sie kannten, bathen sie, nur für sich zu sorgen, und zeigten ihr Mittel zu entkommen, deren sich nur eine einzige Person mit Sicherheit bedienen konnte. „Nein!" rief Adelheid; „ich will euch heute retten, oder mit euch sterben!" Wir fielen ihr zu Fuße, und wollten sie zurück halten; aber sie riß sich los, und trat dem eindringenden Feinde entgegen. — Schon ihr Anblick, so unerwartet in dem düstern Gewölbe, schien auf die Barbaren einen Eindruck zu machen. Denket euch eine Frau, zwar bereits in den höheren Jahren, aber noch schön genug, um Bewunderung zu erregen, und hold und majestätisch, wie eine Heilige des Himmels. Ihr Gewand war schwarz, wie sie sich nach dem Tode ihres Gemahls immer zu tragen pflegte; ein breiter goldner Gürtel, eine ähnliche Kette, und der Diamantenschmuck im Haar, Zierden, die sie ihrem Stande schuldig zu seyn glaubte, und die sie daher immer trug, blendeten schon von weitem die Augen der Räuber. Ehe sie noch verwegene Hände nach denselben ausstrecken konnten, hatte schon sie selbst sich derselben beraubt; sie bot sie mit einer Miene der lächelnden Sanftmuth dar; sie verband mit den Geschenken nachdrückliche Worte, eher im Tone des Befehls, als der Bitte, ausgesprochen, und sie sagte

Nicht nur ſie, wir alle erhielten Vergunſt abzuziehen, und ſo viel von den Havelbergern mit uns zu nehmen, als wir noch lebend finden würden; ein ſüßes ſchreckliches Geſchäft, das Vergönnte auszuführen! Viele von uns flohen ſchnell aus der zerſtörten Stadt, beſorgt nur für ihre eigene Sicherheit; aber Adelheid und wenig Andere durchflogen noch lange die rauchenden und im Blute ſchwimmenden Straßen, um das Häuflein um uns her ſo groß, als möglich, zu machen. Als wir wieder vor der Domkirche vorüber kamen, ſtand ſchon ein Theil derſelben in vollen Flammen, und das Toben der Barbaren in dieſer Gegend machte, daß wir den Widerruf des gegebenen Worts beſorgten. Wir eilten ins freye Feld; aber unſer feindliches Schickſal führte uns hier einem neuen Schwarm der wüthenden Krieger entgegen. Adelheid hatte keine Koſtbarkeiten mehr zu verſchenken; ihre bloßen Worte wurden nicht geachtet, und wir geriethen in eine Gefangenſchaft, welche hart genug geweſen ſeyn möchte, wenn nicht Markgraf Eckards ſiegreiches Schwert" — —

„Wie?" unterbrach Luitgard die Erzählerinn; „mein Vater war ſo glücklich, ſein Leben für die Kaiſerinn zu wagen?"

„Ja, Fräulein! das war er; und urtheilt, ob er nicht ſchon durch dieſe That ſeiner Tochter die Liebe verdient hat, die Adelheid für ſie hegt!"

„Aber, Olympie! ich bitte euch, glaubt ihr im Ernſte, daß dieſe Liebe für mich ſo groß ſey? glaubt ihr, daß die Kaiſerinn nie gegen meinen Vater und mich doppelherzig gehandelt, daß ſie mich nicht nach Italien gelockt habe, um mir ſtatt Ehre und Glück Gefängniß zu geben? daß" —

„Hört auf, Fräulein! dieß ſind wieder einige von jenen Äußerungen, die mir das Herz durchbohren. Überbleibſel von dem Gifte der verfluchten Römhild!"

„Fahrt fort, liebe Olympie! ich habe gefehlt. Endigt eure Geſchichte; ich will euch nicht wieder unterbrechen!"

„Nein, Luitgard! zur Strafe nicht ein Wort weiter! Nichts von den Heldenthaten eures Vaters; nichts von der Reiſe nach Piſa, und der dort erfolgten Ausſöhnung Adelheids mit ihrem Sohne, von der Geburt des jungen Otto, von ſeiner erſten Erziehung bey unſerer Kaiſerinn, die ihr Theophanie, nur für das Umherjagen nach Vergnügen beſorgt, gern überließ! Nichts von Otto's Ernennung zum Reichsnachfolger von dem frühen Tode ſeines Vaters, von Theophaniens verneuten Tücken, von der Kindheit unſers jetzigen Königs, und — und ſeiner Freundſchaft mit dem jungen Erich — Nichts von alle dem! denn ihr habt mich durch eure Fragen beleidigt."

Luitgard ſah, daß von Olympien heute

nichts zu erhalten war, und verschob ihre Neugier, vornehmlich in Ansehung des letzterwähnten Punctes, bis auf ein anderes Mahl; ob sie befriedigt ward, davon steht nichts in unserer Chronik, und wir brechen also hier ab, und schreiten zu andern Geschichten.

XXIV.

Rückfall.

Mißtrauen und Verdacht sind Gifte, die nach der sorgfältigsten Cur immer noch etwas zurück lassen, welches der Grund zu Krankheit und Tod werden kann. Luitgard hatte von der boßhaften Römhild Meinungen eingesogen, die sich, ungeachtet der entgegen gesetzten bessern Überzeugung nicht, ganz wollten tilgen lassen. Sie kannte diese Römhild als eine falsche gefährliche Kreatur; sie war von Adelheids gutem und großem Charakter überzeugt: und doch gab es Stunden, die sie über bloße Möglichkeiten verweinte. Daß auch böse Geister zuweilen die Wahrheit reden, das hatte Luitgard oft gehört; und daß auch eine Adelheid zuweilen verdächtig handeln konnte, hatte sie erfahren. Sie dachte an den ersten unfreundlichen Empfang auf den Grenzen von Italien, der ihr damahls so unerklärlich war, als ihre seltsamen, verschränkten Fragen, und die sie sich jetzt recht gut zu deuten wußte. „Was hatte sie Ursache, so mit mir

erfahren?" sagte sie zu sich selbst: „ein of-
res Betragen würde ihr anständiger, und
zuträglicher gewesen seyn. Offenheit? —
u! sogar diese hätte ich ihr schenken wol-
! Hätte sie zu mir gesagt: Luitgard! ich
e Absichten mit dir in Italien, die nun
usführbar, und die nicht noth zu wissen
; kehre zurück in das Haus deines Va-
, oder in dein Kloster! dieß wäre doch
l besser für mich gewesen, als nun fast
jähriges Gefängniß auf diesem Schlosse.
ja! Gefängniß! Römhild mag so falsch
, als sie will, so hatte sie wenigstens im
m Ausdrucke Recht! — Ach ich glaube
mpien wohl, daß die Adelheid, die einst
t gefangen lag, keinem Unschuldigen ähn-
s Leiden zuzufügen vermag; ich glaube
nem eigenen Herzen wohl, daß ich die
reckniſſe des Gardathurms von ihr nicht zu
hten habe; aber gehören nur Kerker dazu,
zu Gefangenen zu machen? bin ich frey
chen diesen vergoldeten Wänden? und
bürgt mir dafür, daß ich sie vor meinem
e verlassen darf? — Kann und darf ich
l hingehen, wohin ich will? ward mir
t die kleine Bitte, Verona zu sehen, hart-
ig versagt? und wer weiß denn, was es
dem Besuche meines Vaters für eine Be-
dniß hat? Er soll nach Rom gereist seyn,
eine Luitgard bey seiner Wiederkehr ge-

wiß ſehen? — Eitle Vorſpiegelungen! Vielleicht ſehe ich ihn nie wieder; vielleicht glaubt er mich todt, oder an einem entfernten Orte! Wer kann all die Ränke der Staatsklugheit faſſen!"

Luitgard quälte ſich ſehr durch Vorſtellungen dieſer Art. — Gab es noch irgend etwas, das ſie beruhigen konnte, ſo war es der Gedanke an Erichen, und die Hoffnung, bald von ihm zu hören. Kehrte er wieder, ſo glaubte ſie auf alle Art glücklich zu ſeyn. Sie war ſeiner Liebe, ſeiner Treue, ungeachtet er ſie ihr nie zugeſagt hatte, ſo gewiß, als die Befreyung durch ihn aus ihrem goldnen Käfich, wie Römhild das Gardaſchloß ſinnreich und merklich genug für die arme Luitgard genannt hatte.

Ach bald kam es dahin, daß das bekümmerte Mädchen auch ihre einzige heitere Ausſicht getrübt ſehen ſollte; das lange Warten auf die Rückkunft des nach Erich ausgeſandten Bothen war ihr ſchon peinlich genug; aber was fühlte ſie erſt, als ſie gewiß wußte, er ſey zurück gekehrt, habe bey ſeiner Mutter eine lange heimliche Audienz gehabt, und ſie dennoch vergeblich auf Mittheilung des Inhalts derſelben wartete. — In den erſten Tagen ſchmeichelte ſie ſich, die Zeitungen ſeyen ſo gut, daß man ſie mit denſelben auf eine angenehme Art überraſchen wollte, und Erich

ſey vielleicht ſelbſt vorhanden, ihr ſelbſt Nachricht von ſeinem Leben und von ſeiner Treue zu bringen. Weiter hin, als ſie keine Erfüllung ihrer ſüßen Träume ſah, ward ſie unruhig und argwöhniſch auf Olympien; ihr Verdruß gegen ſie wuchs ſo ſehr, daß ſie ſich nunmehr nicht überwinden konnte, ihr Fragen vorzulegen, welche ſie vor kurzer Zeit mit ſo vieler Mühe zurück hielt. „Was würde es mir helfen," ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „wenn ich redete, ſo lang ſie ſchweigen will? und was würde ich vernehmen? Abläugnungen oder Erdichtungen! Ach ich bin unter falſchen, falſchen Leuten! Was wird aus mir werden! Mein Vater, mein Geliebter ſind für mich verloren! meine Freyheit iſt dahin! keine Rettung iſt möglich! ich bin ganz in ihrer Gewalt, und wer weiß, ob nicht doch noch endlich der Gardathurm mein Grab iſt!"

Luitgard weinte und rang die Hände, wo ſie glaubte allein zu ſeyn; im Beyſeyn Anderer war ſie ſtille und in ſich ſelbſt verſchloſſen. Sie bemühte ſich, ruhig zu ſcheinen, und merkte nicht, daß ſie nichts erkünſtelte, als ein gewiſſes finſteres mürriſches Weſen, das Olympien vollends von aller Vertraulichkeit zurückſchreckte. Das Gemüth des armen Mädchens litt unausſprechlich; ſie fühlte es ſelbſt: aber daß auch ihr Körper angegriffen wurde, das ward ſie nicht eher gewahr, bis Hülfe faſt

zu spät war. Sie sank, ohne zu wissen, daß sie gesunken war. Sie war sich der Tage, die nun folgten, nur wie eines Traums bewußt. — Ihr wars, als ob sie auf ein hartes Lager gefesselt läge; alle Wirkungen ihrer Sinne waren gehemmt; nur die Augen thaten noch einiger Maßen ihre Dienste; doch alles, was sie sahen, waren nur schwebende Schatten in trüber Dämmerung. Ihr dünkte, Olympie und ihre übrigen Frauen ständen weinend und händeringend um sie her; sie wollte nach der Ursache ihres Kummers fragen; aber sie vermochte es nicht; sie fühlte, daß sie viel sprach, aber gerade das nicht, was sie wollte. Am beredtesten war sie, wenn die schrecklichen Ideen, die Römhild ihr mitgetheilt hatte, ihr zu sichtbaren Gegenständen wurden. Doch sie sah nicht immer nur den Gardathurm und seine Qualen; auch angenehme Dinge stellten sich ihr vor: ihr dünkte es zuweilen gar eigentlich, Adelheid und Markgraf Eckard ständen an ihrer Seite; sie streckte die Hände weinend und um Hülfe bittend nach ihnen aus, und erhielt nichts, als Thränen, zur Antwort; Thränen, die ihrem Herzen wohl thaten, weil sie von Mitleid zeugten. Die letzten Vorstellungen wurden bald darauf die hellsten und bleibendsten. Sie verwandelten sich in Wirklichkeiten. Luitgard erwachte wie aus einem *tiefen* Schlafe, sah sich auf ihrem Bette nicht

von Fesseln, sondern von Krankheit fest gehalten, und die bekümmerte Kaiserinn und ihren Vater an ihrer Seite.

Der Unterschied zwischen Wahrheit und Fantasie, wenn sie dicht neben einander stehen, bleibt auch dem geschwächtesten Geiste merklich. Luitgard sah wohl, daß die Adelheid und der Markgraf, die sie jetzt erblickte, keine Schatten waren, sah wohl, daß sie sie jetzt mit andern Augen erblickte, als sie sie im Taumel der Krankheit gesehen, und mit ihren verwirrten Gedankenbildern in eine Reihe gesetzt hatte. Sie hohlte einen tiefen Seufzer, gleich einer Person, die eben einer schweren Last entladen worden, oder nach einem ermüdenden Wege zur Ruhe gekommen ist. Ihre Augen hafteten mit einem besondern Ausdrucke von Wohlgefallen vornehmlich auf ihrem Vater; sie streckte die Arme nach ihm aus; sie wollte sich aufrichten; aber noch war sie zu schwach. Kaum vermochte sie die allgemeinen Freudenbezeugungen über die ersten Kennzeichen der wiederkehrenden Besonnenheit, welche von allen Seiten ertönten, mit einem lächelnden Zuge des Mundes, und einigen dankenden Lauten zu erwiedern. Ohne Rücksicht auf die Gegenwart der Kaiserinn erhielt ihr Vater das erste Opfer ihrer wieder auflebenden Gefühle. Kranke und Kinder haben das Vorrecht, in allen ihren Äußerun-

gen der Natur treu zu bleiben; und je mehr sie das sind, was sie heißen, je kühner bedienen sie sich ihrer Rechte.

Adelheid ward nachher auch nicht vergessen; indessen merkte man doch, daß irgend etwas in Luitgards Gemüthe war, welches dem vortheilhaften Eindrucke entgegen arbeitete, den das theilnehmende Betragen dieser großen Dame auf sie machen mußte. — Man ward gewahr, daß das Wenige, was die Kranke vorbrachte, ihre Kräfte unendlich schwächte, und es ward ihr Stillschweigen auferlegt; dagegen erzählte man ihr, daß sie sehr krank, mehrere Wochen dem Tode nahe gewesen wäre; daß sie bald fürchterlich fantasirt, bald ohne alle Empfindung gelegen habe.

„Fürchterlich?" wiederhohlte Adelheid; „fürchterlich für dich und mich! Wehe dem, der dein Gemüth mit solchen Dingen anstecken könnte! O daß du wieder gesund wärest, damit ich darüber mit dir rechten könnte!"

Diese Worte der Kaiserinn, zu einer kaum ins Leben zurück gekehrten Person gesagt, waren etwas unvorsichtig; aber wenn wägen die Großen ihre Reden alle Mahl genau so ab, wie sie sollten? Zum Glück hatten diese keine nachtheiligen Wirkungen auf Luitgarden. Sie verstand sie vielleicht bey ihrer noch dauernden Schwäche nicht einmahl ganz; aber Adelheids Blicke, die sie in diesem Augenblicke mit der

Milde einer Mutter auf ſie richtete, verſtand ſie, und der Eindruck von denſelben diente, mehr Licht und Heiterkeit in ihre Ideen zu bringen, und den Schlummer, in welchen ſie bald darauf fiel, mit Träumen zu beglücken, welche ihn ſehr weſentlich von dem dumpfen Hinbrüten unterſchieden, das bisher bey ihr die Stelle des Schlafs vertreten hatte. Luitgard beſſerte ſich von dieſem Augenblicke an zuſehends. Adelheid, welche jetzt ihren beſtändigen Aufenthalt auf dem Schloſſe genommen zu haben ſchien, war viel um ſie; aber der Markgraf kam ſeltner, und war genöthigt, die Gegend, wo ſeine wieder geneſende Tochter lebte, eher zu verlaſſen, als ſie ſtark genug war, Geſpräche auszuhalten, welche vielleicht ihm und ihr nöthig dünkten.

Sie ſchied mit der äußerſten Beklemmung von ihm, indeſſen er ihr von baldigem Wiederſehen zuſprach, und ſie verſicherte, daß er genöthigt ſey, mit dem Könige eine nur ganz kurze Reiſe nach Rom zu machen, nach welcher er ſie von der Kaiſerinn abhohlen, und nach Deutſchland zurück führen wollte.

XXV.

Gegenſeitige Erklärungen.

„Und war dir das Drohung oder Verſprechen, was dir dein Vater beym Abſchiede ſagte?“ fragte die Kaiſerinn, als ſie Luit-

garden ſtark genug zu einer ernſten Unterhaltung glaubte?

„Welches, gnädige Frau?“ antwortete ſie.

„Daß er dich bey ſeiner Rückkehr von mir nehmen, und in dein Vaterland zurück führen wollte.“

Luitgard ſchwieg. — „O mein Kind!“ fuhr Adelheid fort; „was iſt mit dir vorgegangen, ſeit ich dich zuerſt auf dieſem Schloſſe beſuchte?“ —

„Das erſte und letzte Mahl, Kaiſerinn! — — Ach warum mußtet ihr mich ſo ſelten ſehen!“ verſetzte das Fräulein, das ſich nicht enthalten konnte, in Thränen auszubrechen. „Ja, ich läugne es nicht, mein Herz iſt mit ſich ſelbſt im Streite euretwegen. Wie ich euch geliebt habe, das weiß Gott; doch liebe und verehre ich euch noch: aber — genug! die lange Trennung von euch, die mir ſo viel Schmerzen machte, war Urſache, daß — daß“ —

„Rede nicht weiter, Luitgard! ich weiß alles; oder vielmehr ich kann es aufs wahrſcheinlichſte aus deinen Fantaſien in der Krankheit muthmaßen. Ein böſer Geiſt hat ſich in dein Paradies geſchlichen, und dein Herz mit Argwohn gegen diejenige angefüllt, welche wahrhaftig dieſes nicht um dich verdiente!“

Luitgard ſchwieg, und weinte.

„Rede, rede, Kind!“ rief die Kaiſerinn, die ſie in die Arme ſchloß. „Enthülle mir den

ifel. In meine Zuneigung kannſt du
ßtrauen ſetzen; ſelbſt die Art, mit wel-
dich zu erforſchen ſuche, iſt dir Bürge
ne Liebe."
is ſoll ich antworten, Kaiſerinn? Mich
ihr ſagtet, ihr wüßtet alles!"
Kind! ich weiß ſo viel, daß ich zwei-
bin, von welchem ich den Anfang ma-
l, mit dir zu ſprechen! Römhild hat
Geheimniß entdeckt, welches zu deiner
ſſer auf ewig vor dir verborgen ge-
wäre. Sie hat mich um deine Liebe
, die mir ſo theuer iſt! Sprich, Luit-
virſt du mir es je verzeihen können,
dem Rechte, dich Tochter zu nennen,
entſagte?"
n, gnädige Frau! — Mein Herz dür-
e nach Größe! Mein Herz ſchlug nie
o! urtheilt, wie leicht mir es werden
ine andere als ſeine Gemahlinn zu ſe-
ir genügt es, wenn meine unſchul-
Wünſche nicht geſtört werden; wenn
ir Freyheit gönnt, Freyheit auf alle
er — freylich — der Verluſt dieſer!" —
weiß alles, was du ſagen willſt! bei-
aſien über dieſen Punct waren ſchreck-
- Jetzt iſt die Reihe an mir, dir zu
n. — Luitgard! der Gardathurm und
reundinn Adelheid! denke dir dieſe bey-
ge zuſammen, und ſage mir, wie viel

Herz, ein Kopf, wie der deinige, hier sich je verirren konnte!"

„Gott! so lebhaft habe ich geschwärmt, daß euch alles, alles bekannt ist, was Römhild mir hierüber in den Sinn gebracht hatte? — Ich zittre! — Mein Vater war viel bey meinem Bette, wenn ich meinen dunklen Erinnerungen trauen darf! — Gott! wenn auch er Muthmaßungen gefaßt hätte! — Kaiserinn! ich bitte, fußfällig bitte ich euch, enthebet mich dieser Besorgnisse, oder verstoßt mich auf ewig aus euren Augen!"

„Und warum sollte der Markgraf nicht eben das wissen dürfen, was ich weiß?"

„Das müßt ihr freylich selbst am besten beurtheilen können; mir ist's, als wenn ihm alles, was eure ehemahligen Absichten mit mir verrathen könnte, ewig verborgen bleiben müßte. Luitgard entsagt dem ersten Throne der Welt sehr gern, läßt sich es sehr gern ausreden, was ihr Herz nie ganz glauben wollte, daß man ihr hätte den Kerker dafür geben können! — Aber mein Vater? — Er ist ehr geizig und argwöhnisch; er liebt seine Tochter — denkt euch das Übrige! Wie unglücklich würde ich seyn, wenn ich den Kaiser und euch durch mein sinnloses Geschwätz um die Anhänglichkeit eines redlichen Mannes, um seine vielleicht nicht unwichtigen Dienste gebracht hätte!"

„Großmüthiges Mädchen!" rief Adelheid, dem sie sie an ihren Busen drückte. „In iesen Worten sehe ich dein ganzes Herz! Bär's möglich, daß ich es je hätte verkennen nnen? — Nein, nur deine große Jugend bhigte mich, ein Betragen anzunehmen, eiches dir verdächtig seyn konnte. — O nnte, könnt' ich dir durch die Zukunft als ersetzen, was du gelitten hast! alles, was r einer andern überlassen mußtest!"

„Soll ich es euch wiederhohlen," versetzte uitgard mit etwas Empfindlichkeit, „daß ich chts verloren habe, wenn nur eure Gnade ir bleibt?"

„Die hast du jetzt in vollerem Maße, als zuvor! — und ist dir's Genugthuung — ich meine Reue, daß ich — daß ich dich rbey gegangen bin, und — eine andere wählt habe, die weder mich, noch meinen hn glücklich macht."

Kuitgard erstaunte über das, was die Kaiinn stammelnd und mit strömenden Augen brachte; sie ließ die Hände sinken, und nd mit weit geöffnetem fragendem Blicke vor r. — Adelheid bedeckte ihr Gesicht mit der uen Hand, und winkte dem Fräulein mit r andern, sich zu entfernen, weil es ihr in m Augenblicke vielleicht leid that, so viel geagt zu haben.

XXVI.

Marie von Arragonien.

Das, was im höchſten Übermaße von Gefühlen über Adelheids Lippen gegangen war, hatte nur gar zu viel Grund. Jene ſo ſehnlich gewünſchte, ſo mühſam heran gearbeitete Verbindung war jetzt vollzogen, ohne daß man, einige Staatsvortheile ausgenommen, das erreicht hätte, was man ſuchte. Adelheid wünſchte eine gefällige Tochter für ſich, eine kluge und zärtliche Gemahlinn für ihren Enkel; und ſo ſehr die junge Königinn die Anlage gehabt hätte, beydes zu werden, ſo ward ſie doch weder das Eine, noch das Andere. Durch die Ermahnungen, die man ihr beym Abſchiede von dem Hofe ihres Vaters mitgegeben hatte, ſich durch eine von Natur ſanfte und nachgebende Gemüthsart nicht zu weit führen zu laſſen, hatte man alles vernichtet, was dieſes ſo herrliche Geſchenk des Himmels hätte Gutes ſtiften können. Marie bemühte ſich, das nicht zu ſeyn, was ſie war; welche peinliche Anſtrengung für ſie! und welche Täuſchung für die, welche ſie handeln ſahen, und ſie ganz das Entgegengeſetzte von dem fanden, was ſie erwartet hatten! — O bleibe ein jedes weibliche Geſchöpf ſeinem Charakter treu, wenn es nicht alle Liebenswürdigkeit verlieren will, die es aus der Hand der Natur erhalten hat! Die

Ernſte muthwillig, die Lebhafte ſpruchreich, die Schwache ſtörrig zu ſehen, macht einen widrigeren Eindruck, als ein jeder dieſer Charaktere durch ſeine eigenthümlichen Fehler hätte vermuthen können. — Noch würde alles gut gegangen ſeyn; noch wäre Marie, durch die Unbehaglichkeit ihrer Lage gewitziget, vielleicht endlich in ihre eigene Sphäre zurück gekehrt, wenn nicht gleich einer der erſten Schritte, die ſie that, um nicht ihrem Charakter gemäß zu handeln, ſie unwiederbringlich geſtürzt hätte. Sie hatte Römhilden, allen Bitten, allen Warnungen zum Trotze, in ihrem Frauenzimmer behalten, und der Unwille der Kaiſerinn Adelheid war noch das geringſte Übel, das ſie ſich dadurch zuzog. Ach! Marie wußte nicht, daß das Mädchen, das ſich ihr unentbehrlich zu machen wußte, eine Abgeſchickte ihrer ärgſten Feindinn war, die den Auftrag hatte, ſie, es koſte, was es wolle, von der Stelle zu drängen, die ihr nicht gegönnt wurde.

Theophaniens Verſuche, die arragoniſche Heirath zu ſtören, und ihren Sohn für die griechiſche Helene aufzubewahren, haben wir geſehen. Sie mißlangen; auch der letzte verunglückte. — Römhild hatte Befehl, ſich bey Luitgarden einzuſchleichen, und ſie zu Schritten zu verleiten, welche allerdings Ottos Verbindung mit Marien große Hinderung

hernehmen ſollen, ſo lange Römhild ihr Herz mit Gift und Galle gegen ſie erfüllte? Marie hatte tauſend Beſchwerden über die Großmutter ihres Gemahls, welche vielleicht zum Theile nicht ganz ungegründet waren; denn Adelheid hatte ſehr gegründete gegen ſie, die die ihr ein Betragen zur Gewohnheit machten, welches freylich der jungen Königinn ſo wenig gefallen konnte, als jener das ihrige. Man entfernte ſich nach und nach immer mehr von einander. Marie war weit entfernt zu glauben, daß Adelheids Rath ihr nöthig ſey, oder daß ſie ihm in der wichtigſten Angelegenheit ihres Lebens trauen könne; ſie behandelte ihren Gemahl nach Römhilds Belehrung auf eine Art, die nach und nach alle Liebe gegen ſie in ſeinem Herzen tödten mußte, indeſſen das ihrige von der heißeſten Zärtlichkeit gegen ihn brannte.

Marie liebte den jungen Otto wirklich; ſie weinte, da ſie ihm auf eine Art begegnen, ihn bald mit Spott, bald mit Vorwürfen, bald durch Eiferſucht und andre Laune quälen mußte, die ihren Gefühlen ſo ganz zuwider waren, indeſſen Römhild behauptete, dieß wäre die einzige Möglichkeit, ſich ihm immer neu zu erhalten; ohne abwechſelnde Launen würde ſeine Liebe für ſie ſchnell entſchlafen, oder zu einer andern übereilen, und weil dann Römhild etliche Jahre vor ihrer Prinzeſſinn

voraus hatte; weil sie an dem Hofe der weltklugen Theophanie erzogen war, so wurde ihr in allem geglaubt.

Der Vortheil, welcher Marien von ihrer Verfahrungsart zuwuchs, bestand in immer zunehmendem Mißverständnisse, in immer neuen Zwistigkeiten und Neckereyen mit ihrem Gemahle. Otto, von dem seltsamen Benehmen einer Person, die er bey allen kleinen Unbesonnenheiten doch anbethete, aufs äußerste gereizt, trieb seine Empfindlichkeit so weit, daß er Marien drohte, sich bey der Kaiserinn zu beklagen. Ein spöttischer Ausruf über den König, welcher bey seiner Großmutter Klage über seine Gemahlinn führen müsse, war die Antwort; und Otto welcher Adelheid wirklich kindlich verehrte, kannte jetzt keine Schonung mehr. Er sprach mit Marien als König; Adelheit, welche alles erfuhr, als Kaiserinn; die Worte, welche die Königinn von beyden zu hören bekam, waren so, daß sie von denselben bey ihrer von Natur furchtsamen Gemüthsart auf den Tod zurück gebracht worden seyn würde, der ihr eigenthümlich war, und der für sie der beste gewesen wäre; aber — Römhild! — Das Einhauchen dieser bösen Kreatur verdarb alles von neuem! Aussöhnung zwischen den uneinigen Parteyen fand zwar äußerlich bald Statt; aber wenigstens *Marie und Adelheid* behielten Verdruß und

Unmuth im Herzen, und die letzte. überzeugt, daß aus diesen Dingen in die Länge nichts Gutes erwachsen könne, kam bald auf einen Anschlag, zu dessen Ausführung sich schnell Gelegenheit zeigte.

„Sie sind beyde noch Kinder," sagte die Kaiserinn zu einem ihrer vertrautesten Räthe; „man muß sie auf einige Jahre trennen. An Geist und Körper besser ausgebildet, werden sie dann einander ganz neue Personen seyn: vielleicht glückt es mir, indessen Mariens Herz zu gewinnen; und entschließt sie sich erst, mir Gehör zu geben, so sehe ich den glücklichsten Tagen für sie, mich und Otto in der Zukunft entgegen."

Gelegenheit zu einer wichtigen Reise für den König war vorhanden. Schon bey seiner Vermählung hatten die wachsenden römischen Unruhen die Gegenwart des Enkels des großen Otto dort nöthig gemacht, wo Päpste wider Päpste kämpften, und der boßhafte Crescentius jede Unruhe vermehrte, um dann im Trüben zu fischen. Markgraf Eckard hatte damahls den Zug nach Rom über sich genommen, und war jetzt auf dem Rückwege, um zu Unterstützung des Guten, was er gestiftet hatte, mit der Kaiserinn und den Großen des deutschen Reichs neue Verabredungen zu treffen. Johann der Funfzehnte behauptete durch die Vermittelung des weisen

Markgrafen von Meißen den römiſchen Stuhl; ein Mann, der Anſehen genug unter ſeinen Landsleuten, den Römern, hatte, um dem Sohne der berüchtigten*) Theodore die Wage zu halten, der aber zu hoch in die Jahre war, um die Stelle, die er mit ſo viel Würde bekleidete, lange zu beſitzen. Er meinte es gut mit dem ottoniſchen Geſchlechte; er liebte beſonders den jungen Otto, der an ſeinen Lehrern, den Biſchöfen Willigis, Bruno, Adelbert, und Gerbert, mächtige Zeugen ſeiner innern Vortrefflichkeit hatte. Papſt Johann ſehnte ſich, dem, der ſich bisher König nannte, die Kaiſerkrone aufzuſetzen, und dagegen die Beſtätigung ſeiner Würde von ihm zu erhalten; eine Höflichkeit, welche damahls unter Päpſten und Kaiſern gegenſeitig war. Markgraf Eckard hatte es über ſich genommen, Otto's Reiſe zu beſchleunigen: Beſchleunigung war nöthig, wenn er noch den Segen von dem ehrwürdigen Nachfolger Petri erhalten wollte.

Der Markgraf traf gerade zu der Zeit zu Verona ein, da Luitgard auf ihrem Schloſſe mit dem Tode rang, und da Olympie die erſte Zeitung von ihrer Gefahr der Kaiſe-

*) Der Conſul Creſcentius war Theodorens Sohn; von ihm und von ihr wäre mehr zu ſagen, als in eine Note paßt, und von Nebenperſonen nöthig iſt.

rinn gemeldet hatte. Da wenig Berichtigungen bey der geforderten römischen Reise nöthig waren, zu welcher Papst Johanns Abgeschickte ohne dieß jedermann geneigt fanden, so hatte die Kaiserinn und der Markgraf Muße genug, während den Anstalten zum Aubruche an dem Bette des Fräuleins zu erscheinen. Und als bald darauf der König wirklich seine Reise antrat, so nahm Adelheid, welcher es zu Verona nicht besonders gefiel, ihren beständigen Aufenthalt daselbst, bis zu Luitgardens völliger Genesung.

XXVI.

Aussöhnung.

Die letzte Unterhaltung der Kaiserinn mit Markgraf Eckards Tochter haben wir unsern Lesern vorgelegt, und sie werden sich den letzten Theil derselben jetzt besser erklären können, als Luitgard, welche nur so viel wußte, daß Adelheid mit der Königinn nicht zufrieden war, ohne das Warum zu errathen, oder das Herz zu haben, es ihr abzufragen.

Die Kaiserinn selbst vermied absichtlich die Erneuerung jenes Gespräches: etwas Peinliches ists alle Mahl, dem, dem wir Unrecht gethan zu haben glauben, gestehen zu müssen, daß der Schade davon auf uns zurück gefallen sey; aber sie trat bald mit andern Dingen aus Licht.

„Luitgard!“ sagte sie, „ich habe unter anderen Vorwürfen in deinen Fantasien auch diesen von dir hören müssen, wie ich dich hier vor jedem Vergnügen, daß deinem Stande und deinem Alter zukommt, verschlossen halte, wie ich dir nicht einmahl erlaubt habe, Verona zu sehen. Ich habe vielleicht meine Ursachen, so zu handeln: jetzt sind sie gehoben, und ich lade dich ein, mich dorthin zu begleiten. Es wird mir Freude seyn, dich dort als die Tochter eines der besten Fürsten, die ich kenne, aufzuführen, und der Königinn in deiner Person zu zeigen, wie sie seyn müßte, wenn sie meinen ganzen Beyfall verdienen wollte.“

Luitgard versicherte, daß ihr jeder Ort angenehm seyn würde, den sie in Adelheids Gesellschaft besuchte, und bath, statt aller Antwort auf das Übrige, vergangener Dinge nicht mehr zu gedenken, und ihrem zerrütteten Gehirne Äußerungen zu verzeihen, an welchen ihr Herz nur den wenigsten Antheil gehabt habe.

„Ich weiß, wem ich die Verirrungen dieses guten Herzens und dieses guten Verstandes zuzuschreiben habe,“ erwiederte die Kaiserinn: „jener Römhild, deren Tücke mir auch zu Verona die Zuneigung einer guten Seele, entrissen. Du wirst sie sehen, diese Römhild, in allem Glanz einer bewunderten Schönheit,

und ich verbiethe dir, so sehr ich sie hasse, nicht den Umgang mit ihr. Nach den Erklärungen, die unter uns vorgefallen sind, kann sie dir nicht mehr gefährlich seyn; Luitgard ist keine schwachsinnige Marie."

Die mißvergnügten Äußerungen gegen die junge Königinn, welche Luitgard täglich hören mußte, waren unzählig; da sie von diesen Dingen nicht so viel wußte, als meine Leser, so konnte sie nicht anders als die lebhafteste Begierde nach genauerer Kenntniß führen; aber es fehlte ihr an Muth, dieselbe zu äußern. Bey aller jetzt erneuten und also verdoppelten Neigung für die Kaiserinn, hägte sie doch gegen sie eine gewisse scheue Ehrfurcht, die volles Zutrauen unmöglich machte; ach hätte sie sich überwinden können, mit ihr aus vollem Herzen zu sprechen, sie hätte wohl noch andere Fragen zu thun gehabt, die ihr wichtiger waren, als die nach Mariens Angelegenheiten!

Erich, der Hauptgrund des Kummers, der sie dem Tode nahe brachte, lebte noch immer in ihrem Herzen, und die Begierde, von ihm zu hören, wuchs oft bis zur lebhaftesten Ungeduld. Fragen nach ihm schwebten oft bis zum Lautwerden bald gegen Olympien, bald gegen die Kaiserinn auf ihren Lippen; aber Furchtsamkeit und Überzeugung, daß sie doch nicht richtig beantwortet werden

würden, hielten sie zurück. Man vermied ja recht absichtlich, ihn zu erwähnen, ihn, von dem man sonst so gern gegen sie sprach. Er, der Hauptgegenstand ihrer Gedanken, war ohne Zweifel (sie selbst war es sich bewußt) unzählige Mahl von ihr in ihrer Krankheit genannt, und in ihre Fantasien verwebt worden; man hatte nach und nach all diese Fantasien mit ihr durchgemustert, und sie darüber zur Rechenschaft gezogen, nur von ihm nie ein Wort; wenn hierin nicht vorbedachtes Schweigen, und wenn in diesem nicht Grund zu den finstersten Vorstellungen lag, so waren alle Zeichen trieglich, nach welchen man unerklärliche Handlungen zu beurtheilen pflegte. — In dieser Gemüthsfassung erschien Luitgard zu Verona, und das Gewühl von neuen Gegenständen, das sich ihr dort zeigte, trug vielleicht etwas bey, ihre Unruhe zu mildern, und ihre Gedanken von einem Puncte auf mehrere zu zerstreuen. — Neu und überraschend war Luitgarden in der That alles, was sie zu Verona fand, selbst in Rücksicht dessen, was sie nach Adelheids Bericht erwarten konnte. Das Fräulein hatte sich vor Römhilds Anblicke gescheut, der ihr dort bevor stand, und eine der ersten Nachrichten, die ihr entgegen kamen, war die Abwesenheit dieser Dame. Sie hatte sich gescheut, der jungen Königinn vor-

geſtellt zu werden; und wie verſchieden w
dieſe unvermeidliche Ceremonie von dem B
de, das ſie ſich von derſelben gemacht h
te! — Nie iſt es deutlicher in die Augen
fallen, daß Marie im Grunde nicht dieje
ge war, wozu Römhilds ſchlaue Verführung
künſte ſie zu machen wußten, als in der Ep
che, da dieſe Unholdinn von ihr gewich
war. Hätte ſie doch ewig von ihr verban
bleiben mögen! aber die Abweſenheit v
Mariens Vertrauten war kurz; ſie hatte
unter irgend einem Vorwand nur darum
einige Wochen von ihr getrennt, damit ſie v
der Macht, die durch ſie thätig war, ne
Verhaltungsregeln zur Ausführung böſer A
ſchläge erhalten möchte. — In dieſe Z
dieſer Abweſenheit war die Reiſe des Köni
nach Rom, und eine Abſchiedsſcene zwiſch
den jungen Vermählten gefallen, die, w
niemand vorhanden war, der die Königi
lehrte, ihren Empfindungen entgegen zu ha
deln, Otto's Herz ganz ſeiner Marie zu
gen machte, die ihn ſehen ließ, daß er ni
minder geliebt wurde, als er liebte, und d
alles, was bisher Uneinigkeit eingeſtre
hatte, auf Fehlern beruhte, von denen a
er nicht ganz frey war, und die durch m
rere Jahre getilgt werden mußten. — R
ganz erweicht von den Thränen eines l
benswürdigen Gemahls, die ſo heiß in

ihrigen geflossen waren, noch ganz voll von seinen Bitten, die Kaiserinn Adelheid nicht ferner zu betrüben, sondern sie als die Mutter ihres Otto zu verehren, warf sich Marie in die Arme dieser ehrwürdigen Dame. Noch am nähmlichen Abende ihrer Ankunft zu Verona geschah dieses. Das zwangvollste Ceremoniell führte sonst bey allen Zusammenkünften dieser beyden Fürstinnen den Vorsitz; tausend Berichtigungen mußten erst gemacht, tausenderley Vorsicht gebraucht werden, damit weder der Hoheit der Einen noch der Andern etwas vergeben würde; alle Mahl saß man sich nur in voller Versammlung, nur im Staatsgewande, nie in zwangloser Einsamkeit, die jeden Prunk vergebens machte. — Jetzt war es ganz anders.

Adelheid saß des Abends mit Luitgarden in ihrem Cabinette; ihr Gespräch handelte von den lastenden Ceremonien der künftigen Tage, und auf ein Mahl trat ungemeldet und unvorbereitet diejenige herein, auf deren empfindlichen Stolz bey diesen Dingen vornehmlich Rücksicht genommen werden mußte. Marie im kunstlosem Gewande, mit leicht aufgelöstem Haare, ohne allen Schmuck, als den, welchen ihr die funkelnde Thräne im Auge, und die Gluth der schönen Wangen gab, trat herein, und schlang sich mit dem Nahmen Mutter um Adelheids Nacken. — Der Auf-

tritt war zu neu, um die Kaiserinn nicht zu erschüttern. Mariens Liebkosungen waren zu zärtlich, um nicht erwiedert zu werden; aber natürlich war alle Mahl die Frage, welche sehr bald erfolgte, was immer die Veranlassung dieses unerwarteten Besuchs sey: ob irgend ein Nothfall, oder sonst etwas Außerordentliches, denselben veranlaßte?

„Nichts, Kaiserinn," rief Marie, treibt mich zu euch, als mein Herz! Verzeiht, wenn ich durch meine Zudringlichkeit die schuldige Ehrfurcht beleidige; aber seit Otto's Abschiede ist mir alles so leer; ich fühle es so lebhaft, daß ich, da er fort ist, niemand habe, als euch; sein Schreiben, das ich eben heute erhielt, verwies mich so nachdrücklich an euch und eure Huld; genug, ich glaube, ich handle, wie mir zukommt, wie es mein Bedürfniß und der Wille meines Gemahls heischt, wenn ich euch aufsuche, und euch bitte, mir fernerhin nicht die Liebe einer Mutter zu versagen, nicht mehr" —

„Königinn!" unterbrach hier Adelheid Marien; „wenn that ich das?" und Luitgard, welche sich schon im Anfange dieses Auftritts bescheiden zurück gezogen hatte, glaubte, daß es nun die höchste Zeit sey, das Zimmer zu verlassen, um eine Unterhaltung nicht zu stören, die zu wichtig zu werden schien, um das Beyseyn einer Zeuginn zu gestatten.

XXVIII.

Bedenklichkeiten.

Luitgard fand die Kaiserinn einige Stunden nachher beym Schlafengehen tief denkend und mit nassen Augen. — „Nun? was ist dein Urtheil von der Königinn?" fragte Adelheid das Fräulein nach einer langen Pause. —

„Sie ist ein Engel!" rief Luitgard — „Gott! wie verschieden von dem Bilde, das ich mir von ihr machte! — Wie ist Unzufriedenheit mit einer Person von solchem Charakter möglich?"

„Du kennst Marien nur auf einer Seite, mein Kind! Gott gebe, das dir die andere ewig unbekannt bleibe! Aber sie ist schwach, sehr schwach; selbst der heutige Auftritt bezeugt es: solche Gemüthsarten sind schnellen Änderungen zum Guten und zum Bösen unterworfen."

„War Adelheid hart gegen die Reuende?"

„Wie konnte ich! Aussöhnung im vollsten Verstande ist geschlossen. Adelheid und Marie leben ins künftige wie Mutter und Tochter. O diese Marie! wie sehr könnte ich sie lieben, wenn sie selbst wollte! Ein Charakter fast dem deinigen noch an Sanftheit überlegen, so lange er sich selbst überlassen bleibt; aber auch im Gegentheile wild und stürmisch, wie Meereswellen! — Ich zittre vor Rön-

hild, wenn sie zurück kehrt! zittre mit desto mehrerm Rechte, da ihr Nahme das Einzige war, woran heute unsere Vertraulichkeit scheiterte. Ich konnte so wenig die Ursache ihrer Entfernung erfahren, als das Versprechen erlangen dieser bösen Kreatur ins künftige die große Gnade zu entziehen, mit welcher sie bisher beehrt ward. O Luitgard! glaube mir, das Übel ist noch lange nicht aus dem Grunde gehoben! Schreckliche Rückfälle stehen uns bevor, wenn deine Hülfe nicht der Sache den Nachdruck gibt."

„Meine Hülfe, gnädige Frau?"

„Ja, Luitgard! Du sollst morgen der Königinn vorgestellt werden. Du wirst ihr gefallen, wirst ihr Herz gewinnen; wer könnte dich sehen, ohne für dich eingenommen zu werden? Gelingt es dir, Mariens Gunst für dich dauernd zu fesseln; gelingt es dir, jener Römhild die Wage zu halten, sie endlich ganz zu verdrängen, so ist Marie auf ewig für uns gewonnen: du wirst sie so unumschränkt zum Guten regieren, als Römhild zum Bösen. Marie ist eine schwache Ranke; an irgend etwas muß sie sich aufrecht halten: sich in allem selbst genug zu seyn, ist ihr unmöglich!"

Luitgard konnte die ganze Nacht vor Gedanken über die schwere Rolle, welche man ihr auftrug, nicht schlafen; doch sie fühlte sich durch eine unwiderstehliche Neigung zu der Kö-

niginn hingeriſſen, fühlte, wie glorreich es ſey, ein Werkzeug zu Aufrechthaltung der Ruhe im königlichen Hauſe zu werden; und dieſes machte ihr alles Schwere leicht. — Sie ward des andern Tages Marien als eine deutſche Fürſtinn, als des berühmten Markgraf Eckards Tochter vorgeſtellt, und fand vollkommen den Empfang, den ſie ihr Stand, und die gegenwärtige gute Stimmung der Königinn erwarten ließ. Hätte irgend ihr etwas Schaden thun können, ſo war es ihre Schönheit. Marie gehörte nicht zu den großmüthigen Seelen, welche Vorzüge bey Perſonen ihres Geſchlechts gern gewahr werden, ohne Verminderung der Liebe zu fühlen. Zwar auch Römhild war ſchön, war, wenn Kennern weiblicher Reize zu trauen war, ſchöner, als Marie und Luitgard zuſammen genommen, und hatte ſich dennoch in die Gnade ihrer Königinn einzuſchleichen gewußt; aber Marie fand in Luitgarden etwas Außerordentliches, etwas, das noch über die Schönheit erhaben iſt, und es iſt kein Zweifel, dieſes würde ſie von ihr zurück geſchreckt haben, wenn das ſittſame anſpruchloſe Betragen des Fräuleins nicht alles vergütet hätte, oder — wenn irgend jemand gegenwärtig geweſen wäre, der Mariens Eiferſucht hätte rege machen können; aber Otto war ja fern, für den allein Marie Reize zu haben wünſchte, und

um deſſen willen allein ſie einer andern ihre höhern Vollkommenheiten hätte beneiden können. — Marie und Luitgard befanden ſich bey dem Wohlgefallen, das ſie an einander zu finden begannen, ungefähr in einerley Falle. Keine von ihnen hatte noch in erwachſenen Jahren das Glück genoſſen, mit einer Perſon ihres Alters umzugehen, deren Stand eine gewiſſe freundſchaftliche Vertraulichkeit möglich gemacht hätte. Zwar war die ſtolze Arragonierinn weit entfernt, eine deutſche Fürſtinn für ihres gleichen zu halten; aber doch ſah ſie wohl ein, daß die Tochter des Markgrafen von Meißen ihr einige Schritte näher ſtand, als alle ihre Damen, ſelbſt als die geliebte Römhild. — Selbſt Luitgards Betragen mußte ihr dieſes ſagen. Luitgard war nichts weniger als ſtolz; aber ſie war ſich ihrer Würde bewußt, und entſchloſſen, ſich hier nichts zu vergeben. Als von Marien der Antrag erfolgte, ſich unter ihren Hofſtaat zu begeben, ſo antwortete die Röthe ihrer Wangen, und die Verſicherung, wie ſie der Kaiſerinn Adelheid zwar nicht als Hofdame, aber aus Dankbarkeit und durch Empfehlung ihres Vaters bereits ſo feſt verpflichtet wäre, daß ſie ſich auf keine Art von ihr trennen würde.

„Verzeihet!“ ſagte Marie, „wenn mein Antrag für euch zu ſchlecht war! er hatte nichts zum Grunde, als den Wunſch, eures öftern

Umgangs, und vielleicht in der Folge eurer Freundſchaft zu genießen." Luitgard antwortete auf eine Art, welche die Achtung der Königinn ſo wohl als ihre Zuneigung vermehrte, und es geſchah, daß von dieſem Tage an beyde Damen ſich fleißig ſahen, ſich ſchwerlich trennen konnten, und einander bald unentbehrlich wurden. Luitgard, welche wußte, wie gefällig ſie der Kaiſerinn hierdurch ward, bemühte ſich, vielleicht noch ſchnellere Schritte in der Gunſt der Königinn zu thun, als ihr ſonſt Behuthſamkeit und beſcheidene Zurückhaltung erlaubt haben würden.

Unnennbar war das Gute, welches Luitgard in den Tagen ihrer Gunſt bey Marien ſtiftete: ſie würde im Stande geweſen ſeyn, endlich dieſe ſchwache Prinzeſſinn, welche immer nur geleitet ſeyn wollte, völlig nach Adelheids Sinn umzuformen, und jeden Rückfall unmöglich zu machen, hätte ſie mit den unſchuldigen Künſten der Tugend nur ein wenig Hofränke verbinden wollen; eine Sache, wozu ſich ihre zarte Gewiſſenhaftigkeit nie entſchließen konnte. Adelheid, ſo gut und edel ſie dachte, war hierin bey weitem nicht ſo bedenklich; ſie gab Luitgarden tauſend Anſchläge, Römhilden in Mariens Gunſt völlig zu ſtürzen, und ſie bey ihrer Wiederkunft den Verluſt ihrer Stelle erfahren zu laſſen; auch hätte Luitgard hierzu nicht viel mehr nöthig gehabt, als

die Wahrheit von ihrer Stiefschwester zu sagen: aber ihr fehlte es hierzu so wohl an Lust, als Geschicklichkeit; das Wort erstarb auf ihrer Zunge, das zum Nachtheile einer andern Person gesprochen werden sollte, und alles, was sie etwa vorbrachte, bestand in allgemeinen Warnungen vor giftigen Einhauchen der Falschheit, und lebendigen Darstellungen der Wahrheit, daß niemand, als Adelheit und Otto, Mariens volles Zutrauen verdienten.

„Selbst ihr nicht, liebes Fräulein?" fragte dann Marie mit Lächeln. „Gott bewahre mich," erwiederte Luitgard, „daß ich mich je in eine Stelle eindrängen sollte, die mir nicht gebührt!"

Man sieht wohl, daß Markgraf Eckards Tochter nicht die geringste Gabe hatte, die Stelle zu erringen, welche ihr Adelheid gönnte. Sie zu behaupten, sie mit Anstand zu verwalten, dazu würde es ihr nicht an Fähigkeit gefehlt haben. Die schwache Monarchinn würde gut durch sie beherrscht worden seyn; den Einfluß ihrer Gewalt würden Adelheid, Otto und das ganze Reich gesegnet haben: aber wo es darauf ankam, Gutes auf Anderer Untergang zu bauen, da stutzte Luitgards scheue Tugend; und wir, so unerfahren als sie in der Moral der Höfe, wissen nicht, ob wir das fromme Mädchen hierin tadeln sollen.

XXIX.

Unheil.

Ungeachtet Römhild nicht wußte, welch' eine gefährliche Nebenbuhlerinn sie in ihrer Abwesenheit bekommen hatte, so sagte ihr es doch die Natur, ihrer Lage, und die Geschäfte, die sie bey Marien zu betreiben hatte, daß sie ihre Entfernung nicht zu lange ausdehnen müsse, und Verona sah Hatteburgens Tochter wieder, ehe irgend jemand es gewünscht hatte. Selbst die Königinn, von ihrer neuen Gesellschafterinn eingenommen, hatte in der letzten Zeit weniger Sehnsucht nach ihr gefühlt, als zu Anfange der Trennung.

Jetzt, da Römhild wieder da war, mit allen Zauberkünsten der Schmeicheley ausgerüstet, welche Luitgarden ganz fremd waren, jetzt fühlte Marie erst wieder, was sie an ihr vermißt hatte, und warf sich mit neuem Entzücken in ihre Arme.

Doch war ihr Luitgard lieb genug, daß sie sie zum Gegenstande eines der ersten Gespräche mit Römhilden machte. Römhild erstaunte über alles das, was in ihrer Abwesenheit vorgegangen war. Luitgard und Adelheid, Adelheid und Marie, welche sie so künstlich von einander zu entfernen, und mit tausenderley Argwohne anzufüllen gesucht hatte, völlig ausgesöhnt? Luitgard, die Busenfreun-

dinn der Königinn? Marie Adelheids gehorsame Tochter? voll unverhehlter, verdachtloser Liebe gegen ihren Gemahl? — „O Theophanie!" rief sie; „du hast klüglich an mir gewählt; keine geringere, als ich, könnte hier wieder zerrütten, was du zerrüttet haben willst, um deine Absichten zu erreichen!"

„Was haltet ihr von Markgraf Eckards Tochter?" fragte Römhild im Laufe des Gesprächs mit möglichster Gleichgültigkeit.

„Das muß dir bereits jedes meiner Worte gesagt haben," versetzte Marie; „sie ist deine Schwester an Verstand und Schönheit."

„Wenigstens an Glück!"

„Ich hoffe es! Ich halte weder dich noch Luitgarden für unglücklich, obgleich dieser Seufzer mich vom Gegentheile überreden könnte."

„Luitgard war sehr unglücklich, meine Königinn! und ich kann es werden!"

„Wie das, Römhild? Verfolgt dich der Graf von Mutina noch immer mit seiner lästigen Liebe? und bleiben deine Hoffnungen auf den Herzog von Bayern noch immer zweifelhaft?"

„Beydes! und ich beso[illegible], ich werde endlich dem Letzten entsagen, und mich dem Ersten ergeben müssen, um nur mein unruhvolles Schicksal endlich zu entscheiden."

„Das Beste, was du thun kannst, liebe Römhild! der Nahme Gräfinn von Mutina ist für

inen Stand nicht zu hoch; aber — Her-
ginn von Bayern? — mich freylich lehrt
reundschaft für dich anders urtheilen — aber
e Welt?" —

Römhild warf mit der Miene des beleidigten Stolzes den Kopf zurück. „Luitgards Schwester an Verstand und Schönheit," igte sie, „kann sich noch wohl Ansprüche erauben, die den ihrigen ähnlich sind!"

„Wie?" erwiederte Marie, mit der Miene, ie neugieriger Unwissenheit eigen ist; „hatte uitgard je den Wunsch, Herzoginn von Bayern zu werden?"

„O nein! dieß wäre für ihren Stolz zu enig gewesen. Markgraf Eckards Tochter arf höher denken, als ihre demüthige Schweter Römhild. — Luitgarden war der erste Thron der Welt nicht zu hoch, sich ihn zum Sitze zu wählen. Sie liebte euren Gemahl, he ihr ihn sahet, ward von ihm geliebt, ward on der Kaiserinn Adelheid begünstigt, bis" —

„Gott! Römhild! was sagst du mir? liebt? ward geliebt? begünstigt? ist — ist also meine Nebenbuhlerinn? — Nein, Römhild! du scherzest! — Aber ich muß dir sagen, der Scherz ist ein wenig bitter! mir that er wehe im Herzen, und deiner Schwester könnte er nachtheilig werden."

„Nachtheilig, gnädige Frau? Wie das? Luitgard ist unglücklich, wie ich euch vorhin

ſagte, unglücklich durch euch; auf den
mern ihres Glücks iſt euer Thron gebau
könntet ihr anders für ſie haben, als Mit

„Und was möchte ſie für mich haben

„Ihr nanntet ſie ja vor einer Viert
de eure Freundinn, und ſie iſt das ſo
geworden, daß" —

„Aber ich bitte dich um Gottes w
Römhild! was haſt du von dieſen Di
gen? Sie machen mir mehr Unruhe, a
denkſt; es iſt grauſam, ſo mit mir zu
len, und ich will, daß du mir geſtehſt,
an der ganzen Sache iſt." —

Römhild antwortete mit der kurzen E
lung von Luitgards Geſchichte, die ſi
durch einige hinzu geſetzte und hinweg g
ne Umſtände ein anderes Anſehen gew
als ſie wirklich hatte.

Marie ſaß mit in einander geſchla
Armen und tief zur Erde geſenkten A
„Sie liebte Otto," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „
von ihm geliebt, war für ihn beſtimmt,
de um meinetwillen verſtoßen, um U
und Einſpruch zu verhüthen. Jahre lan
fangen gehalten; und nun, nun iſt ſie
lich frey, in voller Gnade der Kaiſe
wird mir vorgeſtellt, drängt ſich in
Gunſt, ſcheint hier am Hofe bleiben zu
len, bleibt vielleicht, bis mein Gemahl
derkehrt? Sprich, Römhild! was

zu dir aus dieſen widerſprechenden Dingen machen?"

„In der That, gnädige Frau! hätte ich euch und die Kaiſerinn nicht ſo einig gefunden, ich würde hierunter neue adelheidiſche Ränke vermuthen, würde glauben, ſie ſey eurer überdrüſſig, und ſuche auf euren Untergang die Erneuerung alter Plane zu bauen: aber wie ich ſehe, ſeyd ihr ja jetzt ihre liebe Tochter! Sie wird euch nicht dieſer Luitgard aufopfern wollen!"

„Römhild! in deinen Reden liegt tödliches Gift: höre auf, und laß uns wieder auf deine eigene Geſchichte kommen. Was macht der Herzog von Bayern, und was der Graf von Mutina?"

Römhild ging ohne Zwang zu dem über, was man von ihr verlangte. Zwar hatte ſie auf ihrer dießmahligen Reiſe wohl ſchwerlich weder den Einen noch den Andern von den Genannten geſehen; aber deſſen ungeachtet wußte ſie genug von ihnen zu ſagen, um die Aufmerkſamkeit der Königinn feſt zu halten, wenn dieſe nicht jetzt mit ganz andern Dingen beſchäftigt geweſen wäre.

„Ich bitte dich," unterbrach ſie ſie mitten in ihrer Rede; „ſage mir nur das Einzige, ob du mir von den Dingen, die du mir vorhin vorbrachteſt, Beweiſe geben kannſt."

„In der That, gnädige Frau!" erwiederte

Römhild; „ich wollte, ich hätte geſchwiegen: ich habe mir und meinen Angelegenheiten die Aufmerkſamkeit geſtohlen, womit ihr ſie ſonſt zu beehren pflegtet, und ſie auf elende Chimären gelenkt, die mir nur ein Anfall von beleidigtem Stolze in den Sinn brachte."

„Alſo doch wirklich nur Chimären? — O ſage dieß noch ein Mahl, gute Römhild! und ich will dir alle die Qual verzeihen, die mir dieſer alberne Scherz machte!"

„Luitgards Hoffnungen auf euren Gemahl, die durch euch zernichtet wurden, waren doch wohl nichts Anders, als Chimäre? Und die Erneuerung derſelben — nun dieſe, hoffe ich, ſoll auch Chimäre ſeyn; wenigſtens wüßte ich nicht" —

„Nur dieſes! nur dieſes, ob nie ſo etwas im Ernſte im Vorſchlage geweſen iſt?"

„Es iſt, gnädige Frau! die ſchriftlichen Beweiſe ſind in meinen Händen, und ihr ſollt ſie heute ſehen, wenn ihr nicht anders wollt; aber leid würde mir es thun, wenn ich eurer neuen Freundinn in eurer Gunſt geſchadet, und mir vielleicht gar den Nahmen einer Feindinn meiner Schweſter erworben hätte. Doch dieß ſey! Was iſt mir Schweſter, Vater und Mutter gegen euch? Ich ſehe zu redlich auf euer Beſtes, um irgend einen Vortheil zu kennen, als den eurigen."

Marie ruhte nicht, bis ſie die Briefe Adelheids und Gerbergens über Luitgards und

Otto's Verbindung, die noch in Römhilds Gewalt waren, gesehen, und ihre Commentarien darüber gehört hatte, welche auf nichts weniger abzielten, als die Ruhe der unglücklichen Königinn wieder herzustellen, und ihre Absicht auch darin vollkommen erreichten, daß sie alles Einverständniß zwischen ihr, der Kaiserinn, und der unschuldigen Luitgard völlig zernichteten, und dafür einem gegenseitigen Mißtrauen Platz machten, welches gar bald in völlige Trennung ausartete.

XXX.

Mariens böser Geist.

Wir haben im Vorhergehenden den Nahmen des Grafen von Mutina und des Herzogs von Bayern in Verbindung mit Römhild genannt, und es liegt uns ob, unsern Lesern hierüber einige nähere Auskunft zu geben.

Römhild, so schön als ein Mädchen ohne Tugend und Grundsätze seyn kann, hatte von Anbeginn ihres Eintritts in die Welt fast so viel Verehrer bekommen, als männliche Augen an ihren Reizen hangen blieben. Selbst der schönste und beste Jüngling an Theophaniens Hofe, selbst Graf Erich der Unbekannte, war in dieser Anzahl gewesen. Zu seinem Glücke war er nach einigen Monathen, in welchen er der übermüthigen Schönheit zum grausamen Spielwerke dienen mußte, zurück

gewiesen worden. Römhild hatte kein Herz für die Liebe, kein Gefühl für wahre Vollkommenheiten. Ihr Sinn stand nach nichts, als nach Reichthum und Größe; sie war damahls noch unbekannt mit Erichs Ansprüchen, und hielt sein kleines Glück ihrer Annahme unwerth. Als sie in der Folge durch Theophaniens und Zoe's Vertraulichkeit mehr von ihm erfuhr, als er selbst wußte, so versuchte sie von neuem, ihn in ihr Netz zu ziehen, aber vergebens; Erich war schon für Luitgarden gefesselt, und hatte nichts als Verachtung für sie. Ähnliche Romane spielte sie mehr. Sie verschmähte und mißhandelte die, welche in ihren Augen für klein galten, und angelte nach der Gunst der Großen, welche bey aller Bewunderung ihrer Reize nicht an ernstliche Liebe oder ewige Verbindung dachten. Zu der Zeit, in welche wir jetzt mit unserer Geschichte gekommen sind, spielten der Graf von Mutina und Herzog Heinrich von Bayern in ihren Planen die Hauptrollen, der erste als ein demüthiger Anbether, den man beybehielt, weil man nicht wußte, ob man seiner nicht in der Zukunft nöthig haben würde, und der andere als das höchste Ziel der römhildischen Wünsche.

In der That wünschte sich Römhild in Henrichs Person kein kleines Glück; der Urenkel Heinrichs des Ersten, des Königs naher Ver-

ter, derjenige, der nach ihm das nächste Recht zur Krone hatte, und der, wenn all dieses nicht gewesen wäre, doch schon jetzt der Besitzer großer Länder war, dieser wäre in der That eine Eroberung gewesen, welche ihr Ehre gemacht hätte. Vielleicht war Römhild dem Herzoge wirklich nicht gleichgültig; welchem Manne wollte es gleichgültig seyn, wenn eins der schönsten, klügsten und unterhaltendsten Mädchen ihm tausend Beweise von Parteylichkeit gibt? oder wer wollte irgend etwas vernachläßigen, den süßen Wahn einer solchen zuvor kommenden Schönheit zu unterhalten? — Herzog Henrich dünkt uns zwar nach der Beschreibung, die die Geschichte von ihm macht, fast zu fromm und bieder, um so mit Willen gegen eine Dame kokettirt zu haben; aber so viel ist gewiß, daß er nicht arm an deutungsvollen Winken war, welchen Römhild großen Sinn gab, und in denen sie nichts Geringeres, als ihre Ansprüche auf den Titel einer Herzoginn von Bayern, las. Ihre Verblendung in diesem Stücke war unglaublich; während sie sich mit den Thorheiten kitzelte, die sie ihre verschmähten Liebhaber begehen machte, beging sie selbst die unverzeihlichsten; sie sah es fast vor Augen, daß der Herzog sich um die lothringische Prinzessinn Kunegunde bewarb, und träumte dennoch, seine Absichten gingen nur auf sie. Kunegun-

de, eine fromme ſtille Dame, die ſchon damahls einen Schimmer von der himmliſchen Glorie trug, mit welcher ſie die Kirche in der Folge umgab, dünkte der ſtolzen lebhaften Römhild, die in blendendem irdiſchem Glanze daher prangte, keine gefährliche Nebenbuhlerinn zu ſeyn; ſie wußte ſich ſogar bey ihr in Gunſt zu ſetzen, und eine Reiſe zu ihr nach Lothringen hatte jetzt bey der Königinn Marie der Vorwand zu einem Beſuche ſeyn müſſen, den Römhild bey ihrer Meiſterinn Theophanie gemacht hatte.

Römhild war ein großes weit umfaſſendes Genie; ſie vergaß über der Gründung ihres eigenen Glücks nicht fremde, ihr anvertraute Angelegenheiten. Theophanie hatte Römhilden verſprochen, ihr zu jedem ihrer Wünſche die Hand zu biethen, wenn ſie die ihrigen befördern würde; und daher kam es, daß ſie ihre eigene Vermählung mit dem Herzoge von Bayern nicht lebendiger vor Augen hatte, als die der griechiſchen Prinzeſſinn mit Mariens Gemahle. — Die unglückliche Marie! Sie mußte erſt aus dem Wege geräumt, mußte erſt auf eine oder die andere Art geſtürzt werden, ehe dieſes möglich war! Sie wußte nicht, daß die Falſche, die ſie Freundinn nannte, ſich wegen keiner anderen Urſache an ſie gehangen hatte, als dieſen teufliſchen Endzweck zu bewirken, und daß alles, was ſie that, zu Erreichung deſ-

elben abzielte. Sie ahndete nicht, daß selbst Römhilds Bemühung, sie wider Adelheid und Luitgard aufzubringen, verborgene böse Absichten zum Grunde hatte. Marie besaß in der Kaiserinn Adelheid eine Stütze, und in Luitgarden eine Freundinn, die ihr freylich erst entrissen werden mußten, ehe sich mit Erfolge etwas wider sie selbst anfangen ließ.

Die Kaiserinn so wohl als Luitgard mußten es bald merken, daß Mariens Gesinnungen gegen sie nicht mehr die nähmlichen waren: Römhild war heimlich zurück gekommen, und man wußte also nicht, auf wen man diese plötzliche Änderung zu schieben hatte; sie hatte Marien gebethen, bis auf eine gewisse Zeit verborgen bleiben zu dürfen, und also konnte weder Adelheid noch Luitgard auf Gegenmittel gegen ein Übel denken, dessen Grund sie nicht kannten.

Luitgard ward von der jungen Königinn bald kaltsinnig, bald mit Spott und höhnischen Anspielungen empfangen, die Mariens Witz zu künstlich verschränkte, als daß sie dem harmlosen Mädchen hätten verständlich seyn können. Luitgard bath endlich die Kaiserinn um Erlaubniß, gar nicht mehr nach Hofe kommen zu dürfen, und sie erhielt sie mit der Bedingung, daß eine Unterredung, die sie mit Marien über ihr seltsames Betragen haben wollte, fruchtos abginge. Luitgard wollte um

gern, daß ihr Nahme unter den beyden königlichen Damen vielleicht Ursache zu bittern Erklärungen werden sollte; aber Adelheids Wille mußte geschehen: auch sie hatte seit einiger Zeit Ursache zu Beschwerden erhalten, von welchen sie nach der letzten Aussöhnung gehofft hatte, sie würden auf ewig abgethan seyn.

Alles, was Luitgard von der Unterhaltung Adelheids und Mariens besorgt hatte, alles das, welchem sie mit ängstlichem Herzklopfen entgegen sah, erfolgte. Völliger Bruch war das Ende der Sache. Marie, von Römhilds Verleumdungen, wie sie meinte, mit gerechtem Unwillen gegen Adelheid erfüllt, kannte keine Zurückhaltung, und brach in die bittersten, beleidigendsten Klagen gegen die Kaiserinn aus, in welchen sie nichts schonte, nichts verschwieg, was man ihr wegen Luitgards und Otto's in den Kopf gesetzt hatte. Die Kaiserinn, als sie einige Mahl vergebens gestrebt hatte, der strömenden Beredtsamkeit der jungen aufgebrachten Dame Einhalt zu thun, hielt sich endlich zu hoch, sich und Luitgard gegen solche elende Beschuldigungen zu vertheidigen, und entfernte sich mit der Versicherung, wie sie allerdings wünschen wollte, bey ihrer ersten Wahl geblieben zu seyn, weil sie an Luitgarden eine bessere Tochter, als an der arragonischen Marie, gehabt ha-

ben würde; eine Erklärung, die vollends alles verdarb, und der jungen Königinn, wie ſie meinte, ſo gerechte Urſache zu Klagen gab, daß die Biſchöfe, Adalbert, Warin, und Gerbert, welche damahls zu Verona waren, es bey der bald darauf erfolgten Abreiſe der Kaiſerinn Adelheid kaum zu einem erträglichen Abſchiede zwiſchen den beyden hohen Damen bringen konnten.

Luitgard folgte der Kaiſerinn; aber ſie folgte ihr nicht weit. Adelheids Abſicht war, nach Rom zu ihrem Sohne zu gehen; wie hätte Luitgard daran denken können, ſie dorthin zu begleiten? oder wie hätte die Kaiſerinn es wünſchen können? Dieß wäre ja ſo viel geweſen, als all die thörichten Klagen Mariens zu rechtfertigen. Luitgard wünſchte ſo wenig Otto zu ſehen, als von ihm geſehen zu werden: die Verdrießlichkeiten, welche ſie um ſeinetwillen erduldet hatte, flößten ihr eine Art von Widerwillen gegen ihn ein, welcher immer unaustilgbar blieb. Und Adelheid, die bey aller Unzufriedenheit mit der jungen Königinn doch nichts ernſtlicher wünſchte, als daß Otto's Liebe ihr bleiben, und vielleicht einſt das Mittel werden möchte, ſie auf beſſere Geſinnungen zu bringen, hätte geglaubt, ihren Wünſchen gerade zu entgegen zu handeln, wenn ſie ihm die ſchöne ſanfte Luitgard vor die Augen gebracht hätte, von

welcher es jetzt ziemlich laut zu werden begann, was man ehemahls für Absichten mit ihr gehabt hatte. Römhild wußte es; Marie wußte es: die eine schwatzte aus Bosheit, die andere aus Einfalt, und so war das Geheimniß gebrochen.

Diese Dinge wurden zwischen beyden reisenden Damen in genaue Überlegung genommen, und der Schluß, oder vielmehr Luitgards Bitte fiel dahin aus, daß ihre alte Wohnung, das Gardaschloß, ihr wieder zum Aufenthalte dienen möchte: sie hatte den Abscheu vor denselben durch genauere Kenntniß von Adelheids Gesinnungen abgelegt; auch wußte sie, daß sie es jetzt als freye Meisterinn ihres Willens bewohnen würde, und daß die Dame Olympie, die sie sich wieder zur Gesellschafterinn erbath, sich keiner mehrern Gewalt über sie anmaßen würde, als sie ihr selbst einräumen wollte.

Hoffnung auf bessere Zeiten, Wiedersehen, und Versprechen fleißiger Nachrichten war das letzte Gespräch der Kaiserinn mit dem Mädchen, das sie liebte. Einen Auftrag hängte sie noch mit an, den aber die bedenkliche Luitgard verbath. Verona war nicht weit von dem Schlosse am Garda-See; die schnellsten und richtigsten Nachrichten konnte man dort von Mariens Hofe haben. Sich nach allem zu erkundigen, was dort vorging, der Kaiserinn

von jedem Schritte, den die junge Königinn that, Nachricht zu geben, mußte Luitgarden leicht seyn: aber würde ihr dieses nicht das Ansehen einer Spioninn gegeben haben; und wie hätte die edle Tochter Markgraf Eckards sich eine solche Rolle verzeihen können? Sie versprach oft zu schreiben, aber nur von sich; ein Vorsatz, dem sie in den ersten Monathen getreu blieb, bis Dinge sich zu Verona ereigneten, die ihre Theilnahme reizen mußten, und die wir unsern Lesern nicht besser, als durch den Brief mittheilen können, den sie damahls in der höchsten Beängstigung nach Rom abgehen ließ.

XXI.

Ein Brief.

O Kaiserinn! schreckliche, schreckliche Dinge gehen zu Verona vor: ich sage euch dieses ohne Schonung, weil ich vermuthe, ich werde nicht die Erste seyn, die es euch meldet. Der Vorwurf, euch mit böser Zeitung unvorsichtig überrascht zu haben, wird mich nicht treffen; denn schon gestern ist der Bothe nach Rom abgereist, der euch und dem Könige das Herz durchbohren wird; ein böser verdächtiger Bothe, auf welchen euch aufmerksam zu machen vornehmlich die Absicht dieses Schreibens ist: laßt ihn nicht, laßt den Ankläger der Königinn nicht ohne scharfes Verhör ab-

ziehen! wer kennt das ganze Gewebe der Bosheit? Marie könnte vielleicht aus seinen eigenen Worten gerechtfertiget werden! — Doch ich bedenke nicht, das es alle Mahl Möglichkeit bleibt, daß mein Brief eher zu Rom anlangt, als der Graf von Mutina, und daß ich mich, im Falle daß euch also noch nichts von den veronesischen Händeln bekannt seyn sollte, zu näherer Erklärung über Dinge bequemen muß, welche ohne dieselbe nur Räthsel seyn würden. — Ich lebte ruhig in meiner Einsamkeit; nichts bekümmerte mich, als der Gedanke an Erich; auch ein Gedanke, den ich euch zu gestehen nie das Herz hatte, und der nun, da höherer Kummer mich drängt, meiner Feder entschlüpft, ohne daß ich es nöthig finde, ihn zurück zu halten. Ach wäre Erich, der tapfere Erich hier; alles sollte anders gehen! ich wollte dann nicht erst nach Rom schreiben, Hülfe für eine Bedrängte zu suchen. — Doch die Zerrüttung meines Kopfs, die Unruhe meines Herzens macht mich undeutlich. Höret alles in besserer Ordnung. — Ich that vielleicht Unrecht, daß ich mich dem Auftrage entzog, den ihr mir bey eurem Abschiede geben wolltet. Hätte ich ihn angenommen, viel Böses möchte in seiner Entstehung verhindert worden seyn. — Ich bekümmerte mich nicht um Verona. Die erste Nachricht von dort, die mir bald nach en-

rer Abreiſe der Zufall entgegen brachte, war die Rückkunft Römhilds, die nach einer kurzen Abweſenheit wieder völlig den alten Platz im Herzen der betrogenen Königinn behauptete, und ſich dort mit einem Glanze zeigte, welcher beynahe die Monarchinn in Schatten zu ſetzen ſchien. Mir war dieſes gleichgültig; aber gleichgültig war mirs nicht, daß man mir faſt mit Gewißheit erweiſen konnte, daß Römhild lange vorher, ehe wir Verona verließen, ſchon heimlich zurück gekommen ſey, und wahrſcheinlich all die verneuten Irrungen angelegt hatte, welche die Urſache eurer unglücklichen Trennung von der Königinn wurden. — Ach ja wohl unglücklich! unglücklich für ſie und euch! Eure Gegenwart würde das Unheil, das nun erfolgt, gewiß in Schranken gehalten haben! Die Biſchöfe, die ihr zu Verona ließet, in Hoffnung, daß ihr Anſehen dort an dem Hofe einer jungen gedankenloſen Fürſtinn eure Stelle hinlänglich vertreten würde, haben hier wenig thun können oder thun wollen. Gerbert iſt zu ſtrenge, Adalbert zu fromm und nachſichtig, und Warin? — Ihr kennt Warin; ich weiß nicht, was ich aus ihm machen ſoll. — Römhild war nicht allein nach Verona zurückgekommen. In ihrem Gefolge befand ſich ein Schwarm junger ſchwindelnder Männer, die ſich in dem Scheine von ihren Reizen ſonn-

ten, alle von dem Schlage des Grafen von Mutina, deſſen Zutritt bey der Königinn euch, wie ihr mir oft geſagt habt, von je her zuwider war. Seine Abſichten gingen eigentlich auf Römhilden; aber es iſt nur gar zu gewiß, daß er, gereizt oder nicht gereizt, ſeine Wünſche höher zu erſtrecken begann, da ihn das Ehrfurcht gebiethende Auge der Kaiſerinn Adelheid nicht mehr in Zaume hielt. — Ich will Marien in nichts entſchuldigen, womit ſie euren Unwillen reizte; aber was ihre Treue gegen ihren Gemahl anbelangt, ſo halte ich ſie für untadelich. Ich habe in der Zeit, da ich ihre Gnade genoß, Grundſätze an ihr kennen lernen, die mich für ihre Tugend wie für meine eigene bürgen machen. Ich weiß, daß man teufliſche Künſte gebraucht hat, ſie zu verführen, ohne bey dieſer ſonſt ſo ſchwachen Seele den geringſten Eingang gefunden zu haben. Sie zu Vergehungen zu verleiten ſchien unmöglich; aber deſto leichter ward es, ihren Handlungen einen böſen Schein zu geben. — Zu Verona tönte alles wieder von glänzenden Feſten; Feſten von Römhild und dem Grafen von Mutina veranſtaltet, von deren Sittlichkeit ihr alſo urtheilen möget. Mariens Unbedachtſamkeit fand indeſſen kein Bedenken, bey denſelben zu erſcheinen: Luſt und Lachen ohne Zwang und Aufſicht war ihr neu, da die Feſte an dem Hofe ihres Va-

ters und ihres Gemahls alle Mahl das Gepräge des weisen Ernstes zu tragen pflegten. Hier hätten die Bischöfe Einhalt thun können, wenn sie gewollt hätten; aber keiner schlug den Weg ein, welcher der beste gewesen wäre. Der staatskluge Warin schwieg, und lächelte. Gerbert predigte, ward nicht gehört, und verließ Verona mit Unwillen; Adalbert bath, entschuldigte, und hatte erst spät den Einfall, mich von diesen Dingen zu benachrichtigen, und mit mir über Mittel zu Rathe zu gehen, wie der verblendeten Königinn zu helfen sey. Von ihm erfuhr ich das Meiste, was ich euch geschrieben habe. Ich ergriff ein Mittel, Marien aus ihrem Traume zu wecken, welches auszuführen ich zu schwach war. O Gott! wie konnte es mir einfallen, nach Verona zu gehen? Ich war ja Mariens Freundinn nicht mehr! Römhild hatte mich ja längst verdrängt! wie konnte ich hoffen, daß die Warnungen der Freundschaft aus meinem Munde bey ihr von Nachdruck seyn würden? — Wie ich empfangen wurde, das sage ich euch nicht; auch nichts Umständliches von der besondern Kränkung, die mir für meine Person von Römhilden widerfuhr. Römhild erschien in tiefer Trauer: sie sagte, sie trage sie um ihren Bräutigam, Graf Erichen, welcher kürzlich in dem Kriege des Dänenkönigs wider die Reußen geblieben sey. Gott! Graf

Erich todt! — Gestorben als Römhilds Bräutigam! — Aber ich glaube keins von ihren Schlangenworten. Ich habe einst in bessern Zeiten gegen Marien unvorsichtig Erichs Nahmen genannt. Durch die geschwätzige Königinn weiß Römhild, daß ich ihn liebe, und sie wußte freylich, daß sie mich durch nichts empfindlicher kränken könne, als wenn sie mir zugleich sein Leben und seine Treue zweifelhaft machte. — Noch ein Mahl: ich glaube ihr nicht, und ich will dessen ungeachtet Mariens Rettung auf die Hoffnung auf Erich bauen, wenn meine Vorbitte bey euch, in Ansehung ihrer bedachtsam zu verfahren, vergeblich seyn sollte. Ich weiß, Kaiserinn! ich werde hier nicht ganz von euch verstanden; aber die Zeit wird alles aufklären."

„Beschämt und gedemüthiget kehrte ich auf mein Schloß zurück. Daß Mariens guter Ruf bey dem Volke durch Römhilds ausgelassene Feste dahin sey, das wußte ich; aber von ihrer Treue gegen ihren Gemahl war ich durch ein mit ihr gehaltenes Privatgespräch überzeugter, als jemahls. Wer so sprechen kann, wird allen Falls unvorsichtig, aber nie strafbar handeln. — Bischof Adalbert besuchte mich fleißig auf meinem Schlosse; Marie und ihre wachsende Unbesonnenheit war der Hauptgegenstand unserer Unterhaltungen. Mich zu einem zweyten warnenden Besuche zu entschlie-

ſen, war mir unmöglich; er würde fruchtlos geweſen ſeyn, wie der erſte: aber an euch zu ſchreiben, und von euch Hülfe und Rath zu fordern, das ward beſchloſſen, und Adalbert ſollte der Überbringer des Briefs ſeyn. — Wir hatten uns zu lange beſonnen, einen Schritt zu thun, den ich ungeneigt, als Mariens Anklägerinn aufzutreten, ſo gern vermieden hätte. Die Anſchläge der Boßheit kamen zu Verona zur Reife; wer in denſelben das Haupt, welches hier die überall waltende Macht, und welches die zu erreichenden Abſichten ſind, das weiß Gott: aber ſo viel iſt mir und Adalbert klar, daß Marie in böſen Händen geweſen iſt, welche ſie abſichtlich zu falſchen Schritten verleiteten, um ſie dann zu ſtürzen; ſo viel iſt uns klar, daß ſie zu beklagen und zu retten, nicht zu ſtrafen iſt. Das Volk, ſchon längſt durch ihren anſcheinenden Leichtſinn mit Verachtung gegen ſie erfüllt, hat einen Aufſtand erregt. Der Graf von Mutina, der Mitgenoß der römhildiſchen Schwelgereyen, hat ſich — vermuthlich auf Anſtiftung — nicht geſcheut, wider die Königinn aufzutreten, und ſie beym Erzbiſchofe Warin der Untreue gegen ihren Gemahl und der ſchimpflichſten Ausſchweifungen anzuklagen. Ihr Leichtſinn machte ſie ſchon verdächtig, und ein ſchrecklicher Umſtand ſtürzte ſie ganz. Eine von ihren Jungfrauen, nach Röm-

hild von ihr am meiſten begünſtigt, und öffentlich faſt mit übertriebener Gnade überhäuft, ward von dem heimtückiſchen Mutina als ein verkleideter Jüngling angegeben; die Wahrheit dieſer Anklage hat ſich beſtätiget; und der Ankläger Mariens, vom Erzbiſchof Warin an den Richterſtuhl ihres Gemahls und des Papſts verwieſen, iſt auf dem Wege, das Todesurtheil für die unglückliche Königinn zu hohlen."

„Laßt euch erbitten, Kaiſerinn! laßt euch von der, welche nie eine Fehlbitte für euch that, erbitten, und hindert das vorſchnelle Verfahren wider die Beklagte. Ich habe euch abſichtlich in meinem Berichte nichts verſchwiegen: ihr müßt es wiſſen, daß der Anſchein ſehr wider die unglückliche Königinn iſt, um nichts in dem Vorbringen ihres Verklägers neu und unerwartet zu finden; aber eben ſo wohl müßt ihr wiſſen, daß ich nach tauſend kleinen Umſtänden, die ſich beſſer ſelbſt bemerken, als niederſchreiben laſſen, ſie für unſchuldig halte; bedenkt über dieſes ihre ränkevolle Geſellſchafterinn, die boßhafte Römhild; bedenkt ſelbſt ihren verdächtigen Ankläger! Ich weiß wohl, daß hierauf, wenn man Marien ſchuldig finden will, nichts Gewiſſes zu bauen iſt; aber ich verlange ja auch vor der Hand nichts für ſie, als Nachſicht, und für mich, wenn alles zum ärgſten ausſchlagen, wenn Mariens

erbrechen als erwieſen angenommen wer-
en ſollte, Erlaubniß, noch etwas Beſonderes
u ihrer Rettung zu wagen, und die Friſt
on zwey Monathen, es in denſelben zu be-
irken. Die Nothwendigkeit erfordert es, hier
einen Brief zu ſchließen. Biſchof Adelbert
t nicht der Überbringer deſſelben; ſeine Ge-
enwart iſt mir hier unentbehrlich. Er und
h ſind die einzigen Freunde der unglücklichen
öniginn, zwar von ihr verkannte Freunde;
enn weder ihm noch mir hat ſie in der Ver-
ahrung, in welcher ſie auf Warins Anord-
ung gehalten wird, Zutritt verſtatten wollen.
deſſen ungeachtet werden wir nicht ablaſſen,
ir ihr Wohl zu wachen. Er iſt taub gegen die
orſtellungen der andern Biſchöfe, welche Ma-
en alle einhällig verdammen, und ich gegen
ie Weiſungen meiner Olympie, welche ſo,
ie jedermann, der Königinn das Todesurtheil
richt."

XXXII.

Der Scheiterhaufen.

Die traurige Begebenheit, welche Luitgard in ihrem Briefe umſtändlich genug erwähnt hat, um weitere Auseinanderſetzung unnöthig zu machen, erregte großes Aufſehen in ganz Europa. So lange nur noch die Rede von Mariens Beſchuldigung war; ſo lange noch die Entſcheidung des römiſchen Stuhls

ungewiß schien, so blieb man noch bey einiger Bescheidenheit; aber wer kann das laute Geschrey wider die Verurtheilte, wer das unaufhaltsame Hinzuströmen des Volks nach Verona aus allen Ländern und Reichen beschreiben, als es kund ward, daß Marie schuldig befunden, und vom strengen Papst Gregor dem Fünften zum Tode des *) Feuers verdammt worden sey! — Jedermann war neugierig, eine junge funfzehnjährige Königinn als eine Verbrecherinn sterben zu sehen. Viele zwar meinten, ihre Schuld sey doch nicht zur Genüge erwiesen; aber keiner dachte darauf, wie sie zu retten sey.

Schon war die ganze Gegend von der harten päpstlichen Sentenz erfüllt; schon war sie Marien selbst bekannt gemacht worden, als Luitgard noch daran zweifelte, theils, weil sie ihr zu schrecklich schien, theils, weil sie noch keine besondere Nachricht von der Kaiserinn Adelheid über diesen Punct erhalten hatte. Endlich kam auch diese Bestätigung, und Luitgard las die trostleeren, von Adelheid mit zitternder Hand geschriebenen Worte.

„Keine Vorbitte gilt; kein Aufschub ist zu

*) S. Gottfried von Viterbo p. 17. Andr. Presb. Chron. Bav. Sigonius de Regno Ital. und andere, die ich zu einiger Bestätigung dieser unglaublichen Geschichte anführe, weil bey weitem nicht alle Geschichtschreiber derselben gedenken.

langen! Marie iſt für ſchuldig erkannt, und
brecklich verurtheilt! Auch muß ich dir ſagen,
iß nach dem, was der Graf von Mutina,
in ſo verdächtiger und verwerflicher Zeuge,
s du denkſt, — ausgeſagt hat, ich ſelbſt ſie
ir ſchuldig halte. Indeſſen ihr Urtheil iſt zu
rchterlich, und wohl dir, wenn du ſie retten
nnſt! noch in deinen letzten Stunden muß
r eine ſolche That Erquickung und Troſt
yn! Wie Mariens Rettung geſchehen ſoll,
nn ich nicht begreifen. Liſtige oder gewalt-
me Entführung der Gefangenen iſt dir bey
Strafe des Todes verbothen, aber zum Ge-
rauche anderer Mittel, wenn es dergleichen
ben ſollte, habe ich dir kaiſerliche und päpſt-
che Vergunſt ausgewirkt. So geneigt der
nge Kaiſer, Mariens bekümmerter und be-
idigter Gemahl, hierzu war, ſo unſägliche
Mühe hat es mich gekoſtet, beym heiligen
ater durchzudringen. Wer hätte glauben ſol-
n, daß *) Bruno ein ſo ſtrenger Richter wer-
en würde? ich glaube, am Ende bewog ihn
chts, meinen Bitten nachzugeben, als die
berzeugung, daß du außer den dir verbo-
jenen Mitteln nichts zur Rettung der Ver-

*) Ein junger, würdiger und gelehrter, aber
hr ſtrenger Mann, Otto's des III. naher Anver-
andter, von ihm nach Johanns XV. Tode auf
n römiſchen Stuhl geſetzt.

urtheilten würdeſt ausfündig machen können. Um dir indeſſen auf keine Art zu viel einzuräumen, ſo biſt du auf die Hälfte der verlangten Zeit eingeſchränkt. Nur ein Monath iſt dir vergönnt, deine Maßregeln zu nehmen. Nimm ſie, wie du willſt, nur ohne Gefahr für dich; mir ſind ſie unbegreiflich! Gott ſegne dich für deinen bloßen guten Willen! — Otto fragte, als ich ihm deine Bitte vortrug, näher nach dir; ich konnte und wollte ihm nicht anders, als mit meinen Thränen, antworten. O Luitgard! Luitgard! ſo würdig des erſten Throns der Welt, den ich Verblendete dir entzogen habe!"

XXXIII.

Leidige Tröſtung und Freundeshülfe.

Unter den zahlloſen Fremden, welche ſich auf das erſte Gerücht von den außerordentlichen Dingen, die zu Verona vorgingen, dieſer Stadt genähert hatten, war auch Herzog Heinrich von Bayern, und die fromme lothringiſche Prinzeſſinn Kunegunde. Der Erſte, deſſen Vortheil davon abhing, daß der junge Kaiſer Otto ohne Gemahlinn und ohne Kinder blieb, mußte viel ungerechte Urtheile über ſich ergehen laſſen, daß er bey der Hinrichtung der jungen Kaiſerinn gegenwärtig ſeyn wollte; aber von der Andern war jedermann überzeugt, daß nichts, als Mitleid

ıd Zuneigung zu einer alten Jugendgeſpie-
ın, ſie hierher zog. Sie und Marie waren
einem Kloſter erzogen worden; wie konn-
ſie ſolche Dinge von ihr hören, und unthä-
ı bleiben!

Die Prinzeſſinn von Lothringen erhielt oh-
: Mühe Zutritt in dem Thurme, in wel-
em die hohe Verurtheilte verwahrt wurde,
ıd ihre Erſcheinung war Marien tröſtlich,
ie die Erſcheinung eines Engels. Die un-
ückliche Dame, welche noch ſelbſt nicht be-
:eifen konnte, wie ſie auf ein Mahl in die-
entſetzliche Lage gekommen war, welche
h keines todeswürdigen Verbrechens ſchul-
ı fühlte, konnte noch immer nicht an die
ewißheit des Todes glauben, der ihr heu-
kund gethan worden war, hoffte noch im-
er auf Rettung von jedem neuen Zufalle, der
h ereignete, hoffte Rettung auch von Kune-
ıudens unvermutheter Erſcheinung. Sie fand
: nicht, fand nur Ermahnungen und Troſt;
rſache genug, ſie gegen ihre Freundinn merk-
h abzukühlen. Die Geſpräche der jungen
eiligen mit Marien waren ernſt und feyer-
h, wie die Worte eines Engels; aber bey
er Verurtheilten machten ſie keinen Eindruck.
unegunde predigte Reue und Buße; Marie
ıgte, ſie ſey unſchuldig. Kunegunde redete
on den Freuden des Himmels nach über-
andenem Tode, und Marie hätte lieber die

Freuden des irdiſchen Lebens noch ein wenig mit genoſſen. Kunegunde, durch die gänzliche Unbereitſchaft ihrer Freundinn zum Tode, durch ihr unabläſſiges Betheuern ihrer Unſchuld endlich irre gemacht, meinte zuletzt, wenn ſie ihrer guten Sache ſo gewiß ſey, ſo dürfte ſie ja nicht zagen, weil dann Rettung gewiß ſey. — „Und welche?" ſchrie die entzückte Marie. Die Prinzeſſinn von Lothringen nannte die Feuerprobe. Die Verurtheilte verlangte zu wiſſen, was dieſes ſey, und erhielt eine Beſchreibung, welche machte, daß ſie ihr Geſicht verhüllte, und betheuerte, daß ein ſolcher Beweis der Unſchuld und der Tod des Feuers in ihren Augen faſt eins ſo ſchrecklich ſey, als das andere. „Geh, falſche Freundinn!" ſetzte ſie hinzu; „du biſt gekommen, meiner zu ſpotten; verlaß mich! ich kann weder Troſt aus deinen Rathſchlägen noch aus deinem harten Mitleide nehmen!"

Kunegunde verließ Marien weinend; ihr geſchah wirklich Unrecht. Sie meinte es nicht böſe mit ihrer Freundinn; aber wer konnte dafür, daß ihr ſchon damahls die glühende Pflugſchar, die ſie in der Folge ihres Lebens *) ſelbſt vom Tode rettete, ſo leicht und

*) Auf den geringen Umſtand, daß man drey Morgen nach einander aus Kunegundens Schlafzimmer einen unbekannten Jüngling, (der aber ein Engel war) gehen ſah, gründete man eine

lieblich in der Hand der Unschuld dünkte, als St. Cäciliens Lilienstängel, oder die Palmen der himmlischen Jungfrauen? — Marie war nun ganz verlassen; denn daß weder Luitgard noch Adelbert, nachdem sie so oft abgewiesen worden waren, ferner um Zutritt bathen, läßt sich denken. Römhild hatte Krankheit zum Vorwand, derjenigen, welche sie unglücklich gemacht hatte, ihren Beystand in ihren schrecklichsten Stunden entziehen zu dürfen. Römhild hatte über dieses viel zarte Empfindung für ihre Ehre. Die ganze schreckliche Geschichte, bey welcher sie so viel gethan hatte, war so künstlich von ihr angelegt worden, daß niemand den entferntesten Verdacht auf ihre Theilnahme an irgend einem Artikel derselben haben konnte. Selbst der Graf von Murina, der hier eine Hauptrolle spielte, war nicht als eine Maschine von ihr, nicht als eine gefällige Kreatur von ihr, die unter der Hoffnung künftigen Minnesolds sich zu allem gebrauchen ließ, öffentlich bekannt; nein, man kannte in ihm vielmehr den hartnäckig verschmähten, verzweifelnden Liebhaber, der zu der stolzen Römhild kein Auge mehr erheben durfte. Da sie ihre zweydeutige Tugend so gut gesichert hatte, so ists na-

---

Beschuldigung, welche nicht anders, als durch die Feuerprobe, konnte getilgt werden.

türlich, daß sie Bedenken trug, ihr dadurch einen Schandflecken anzuhängen, daß sie einer verurtheilten Verbrecherinn in ihrem Gefängnisse Gesellschaft geleistet, oder Trost gebracht hätte. So etwas durfte nur eine fehlerlose Kunegunde, oder eine muthige Luitgard wagen, die jeder Verleumdung Trotz biethen konnte. — Marien war ihr Urtheil publicirt, aber der Tag der Vollziehung noch nicht fest gesetzt worden. Öffentlich sollte dieses geschehen. Niemand dachte darauf, die unglückliche Monarchinn mit der geringsten Schonung zu behandeln; das rauhe zehnte Jahrhundert behauptete auch hier seine Rechte. — Erzbischof Warin saß auf dem Richterstuhle; zu seiner Seite der Sohn seines alten Freundes, des Herzogs von Bayern, welches einigen Lästerern zu der ungegründeten Behauptung Ursache gab, er habe nebst andern wider Marien zum Gerichte gesessen. Einige Stufen niedriger saß der tief denkende Adalbert, das Herz voll Mitleid gegen die unglückliche Königinn, und allein mit dem bekannt, was heute vielleicht zu ihrer Rettung, oder wenigstens zum Aufschube des strengen Urtheils geschehen möchte. Der Platz rund umher und die Fenster der umliegenden Pallaste waren voll neugieriger Augen, die sich an der traurigen Lage einer jungen Fürstinn weiden wollten, die, mit allen Reizen ge-

schmückt, welche unverstellter Kummer der Schönheit geben kann, vor den Bischöfen stand, und auf alle Beschuldigungen mit nichts antwortete, als mit der Bitte, ihrer Jugend und Schuldlosigkeit zu schonen, und zu bedenken, daß alles, was man ihr unwidersprechlich erweisen könne, Unvorsichtigkeit und jugendlicher Leichtsinn sey.

Der Richter schwieg, und sie bekam dadurch Muth, eine Appellation an den arragonischen Hof hinzu zu setzen, welcher, wie sie hoffte, das Unrecht, welches ihr geschähe, nicht ungerochen lassen würde.

„Und denkt denn Marie," erhob sich eine Stimme aus den Beysitzern des Gerichts, „daß sie noch die Tochter Königs Sanctus von Arragonien ist? — Er hat mich gesandt, ihr öffentlich zu entsagen, und ihr Urtheil dem Gerichte ihres Gemahls anheim zu stellen, da sie sich durch Verbrechen aller Rechte ihrer Geburt verlustig gemacht hat."

Marien ward dunkel vor den Augen, als sie hier die Stimme und die Gestalt eines arragonischen Grafen erkannte, der ihr als ihres Vaters erster Minister bekannt war, und der wirklich als sein Gesandter in diesem Gerichte gegenwärtig war. Wie hätte man wider eine Prinzessinn von so hohem Hause ohne Vorwissen ihrer Anverwandten verfahren können? Man traue Mariens Feinden zu, daß

sie nichts versäumt hatten, sich auf alle Art sicher zu stellen. — So war also der armen Verirrtheilten jede Hoffnung auf Rettung abgeschnitten. Es fehlte nun nichts mehr, als daß man den Stab über sie brach, und ihr den Tag des fürchterlichen Flammentodes nannte. Marie fühlte das Schreckliche ihrer Lage ganz, und begann zu sinken, ohne daß irgend jemand sie unterstützt hätte; denn ihr war nicht die Begleitung einer einzigen ihrer Frauen auf den Gerichtsplatz verstattet worden. — Da trat plötzlich aus dem Haufen der Zuschauer eine verschleyerte Jungfrau hervor, welche die schwache Königinn in ihre Arme faßte, und sie aufrecht erhielt: „Will denn niemand hier für die Unschuld reden," rief sie, indem sie den Schleyer zurück schlug, und ihren bekümmerten Blick von Marien auf ihre Richter wandte; „will niemand die Möglichkeit erkennen, daß Menschen irren, und gerechte Richter falsch richten können, so thue ich es! Vor Alters konnte die Vorbitte einer schuldlosen Person meines Geschlechts einen Verbrecher vom Tode retten: diese Rechte der Jungfrauen sind verfallen; ich darf sie nicht aus jenen bessern Zeiten zurück rufen. Auch stehe ich nicht hier zu bitten, sondern ich protestire aus mir vom Papst und Kaiser verliehener Gewalt wider das schnelle Verfahren wider diese unglückliche Königinn, und nehme sie in mei-

nen Schutz, bis ihre Schuld oder Unschuld besser erwiesen sey. Dich aber, Graf von Mutina, Mariens Ankläger, heiße ich aufstehen aus dem Gerichte, und gebiethe dir, binnen Monathsfrist eines Gegners gewärtig zu seyn, den ich dir mit Schwert und Speer, mit Schild und Helm stellen will, um gegen dich das Recht dieser Verklagten zu behaupten, so daß Gott durch den Ausgang der Waffen entscheide!"

Jedermann hatte ersten Blicks Luitgarden, die Tochter des Markgrafen von Meißen, erkannt: das gute Ansehen, in welchem sie bey jedermann war, ihre Schönheit, der Muth, mit welchem sie sprach, vor allem aber das Neue und Überraschende dieser Scene verursachte, daß man nicht daran dachte, sie zu unterbrechen, und daß ihr jedermann Platz machte, als sie jetzt die noch immer halb ohnmächtige Königinn bis an die Stelle führte, wo die Richter saßen, und sich mit ihr, in Ermangelung eines andern Ruheplatzes für Marien, auf die unterste Stufe des Richterstuhls niedersetzte. — Diese begünstigende Bestürzung mußte bald weichen, und der Frage Platz machen, aus was für Macht die kühne Ausländerinn dieses kaiserliche Gericht gestört habe, und wo die Beweise ihrer vorgeblichen Berechtigung seyen. Aber ehe noch diese Worte, welche bereits auf manchen Lippen schwe-

ten, laut werden konnten, war Bischof Adalbert bereits von seinem Sitze aufgestanden, um das, was Luitgard kürzlich gesagt hatte, weitläuftiger zu wiederhohlen und deutlicher zu machen. Er producirte die von Adelheid ausgewirkten päpstlichen und kaiserlichen Schreiben, gründete auf dieselben Luitgards Forderungen zu Mariens Bestem, und forderte den Grafen von Mutina nochmahls im Nahmen eines künftigen Bestreiters auf, zur bestimmten Zeit seine Anklage wider die Königinn in einem Kampfe, wo **Gott richten würde**, zu behaupten.

Nach dem damahligen Gange der Rechte war hier nichts versehen; die Richter bequemten sich; die Ankläger schwiegen; der Beklagten und ihren Anwälden ward der freye Abzug gestattet, und an allen öffentlichen Plätzen der Stadt eine Ladung an alle tapfern Ritter angeschlagen, ob einer auf den angesetzten Tag über vier Wochen wollte zur Stelle seyn, die Sache einer unglücklichen Königinn gegen ihre Feinde zu führen: denn auf Befragen mußte Luitgard freylich gestehen, daß sie noch keines Retters ihrer Clientinn gewiß sey, und sich hierin ganz auf die waltende Hand der Vorsicht verlassen müsse. — Mariens Feinde freueten sich, daß also hier nur die Rede von Aufschube, und weiter hinaus *nichts*, als Ungewißheit, sey. Die Königinn

ſelbſt war zu beſtürzt, um zu wiſſen, ob ſie halb oder ganz gerettet wäre Luitgard hätte ſie gern mit ſich auf das Gardaſchloß genommen: aber weil hiervon in ihren Vollmachten nichts Ausdrückliches ſtand, ſo mußte ſie ſich zufrieden geben, daß Marie nur nicht nach ihrem Thurm zurück geführt, ſondern in Biſchof Adalberts Pallaſt gebracht wurde, welcher ſich eidlich verpflichtete, mit ſeinem Leben für ihre Perſon zu haften. — Luitgard zog alſo allein mit ihren Leuten aus Verona, nach viel läſtigen Complimenten wegen deſſen, was ſie gethan hatte, und wozu es allen an Muth gefehlt hatte, ungeachtet ſie es alle nun ſehr leicht und natürlich fanden. Das, was ihr die Prinzeſſinn von Lothringen hierüber ſagte, nahm ſie am beſten auf, weil es aus gutem Herzen kam; aber dem arragoniſchen Geſandten antwortete ſie mit Bitterkeit. „Euch hätte geziemen wollen," ſagte ſie, „was ich gethan habe; euch konnte das einzige Mittel, Aufſchub und Rettung zu finden, nicht unbekannt ſeyn." Der Arragonier entſchuldigte ſich, daß das Schwert, durch welches Gott richte, in dieſen ſüdlichen Ländern nicht ſo bekannt wäre, als vielleicht in Luitgardens Vaterlande, welches, wofern die Geſchichten, welche Deutſchland als den Geburtsort der Gottesgerichtskämpfe angeben, nicht triegen, auch wohl wahr ſeyn mochte.

XXXIV.

Weitläuftigkeiten.

Luitgarden war zu viel an der Ausführung ihres Anschlags gelegen, als daß sie irgend etwas hätte versäumen sollen, ihn glücklich zu Ende zu bringen. Die Rechte der damahligen Zeit hätten erfordert, daß die Richter der Beklagten, so bald ihre Rechtfertigung durch das Schwert angenommen war, reitende Bothen in alle benachbarten Lande ausgesandt hätten, die Sache bekannt zu machen, und die Ritterschaft weit und breit, welche sich dem Schutze bedrängter Damen vorzüglich geweiht hatte, zu ihrer Vertheidigung aufzufordern; allein man ließ es vor der Hand bey Vorkehrungen bewenden, welche es unmöglich machten, daß die Kunde dieses Handels sich über zehn Meilen weit erstrecken konnte. Mariens junge Schützerinn sah die Saumseligkeit, mit welcher man zu Werke ging, und bey welcher überall eine der unglücklichen Königinn gehässige Macht vorzuwalten schien: aber anstatt hier zu grübeln, oder die Richter zu ihrer Schuldigkeit aufzumahnen, handelte sie selbst. Durch ihre und Adalberts Betriebsamkeit saßen noch diesen Abend zwanzig Eilbothen auf schnellen Rossen, in alle Gegenden, so weit sie in der kurzen, zu Mariens Rettung vergönnten Zeit kommen

konnten, den Ruf von den letzten veroneſiſchen Geſchichten zu tragen.

„In Gottes Nahmen, und im Nahmen der hochgelobten Jungfrau!" — (ſo lautetet die fliegenden Briefe, welche die Bothen überall zurück ließen.) „Luitgard von Meißen, und Adalbert der Biſchof widerſprechen hiermit dem Verleumdern Mariens von Arragonien, und ermahnen dich, redlicher Ritter, der du dieſes lieſeſt, eine unſchuldige Königinn durch dein Schwert vom Flammentode, und das Menſchengeſchlecht von himmelſchreyender Blutſchuld zu retten. Dein Gegner wird ſeyn Julius, Graf von Mutina, und der Tag des Kampfes, in welchem Gott richtet, der Tag Sanct Polycarpi des Märterers! Zu Verona wartet dein der Ruhm des Siegs, und ein beſonderer Dank von der Hand des Fräuleins, das ſich für die Unſchuld der Beklagten verbürgt. Weitere Kunde von dieſen Dingen gibt dir das gemeine Gerücht."

Wer kann die ſüße Empfindung beſchreiben, mit welcher ſich Markgraf Eckards Tochter dieſe Nacht, nach Vollbringung einer ſo guten und großen That, zur Ruhe legte! Himmliſche Träume umſchwebten ihr Lager, und ſüße Ahndungen, daß ihre guten Abſichten gelingen würden, erfüllten ſie dieſen und verſchiedene der folgenden Tage mit Entzücken. Am Ende der erſten Woche ſtellten ſich allgemach

einige Zweifel ein, ob auch alles so gehen würde, als sie wünschte; und als die Hälfte der kurzen Rettungsfrist als vierzehn Tage, verflossen waren, und sich noch nicht die geringste Wirkung von dem zeigte, was sie gethan hatte, da füllte sich ihr Herz nach und nach mit den peinlichsten Besorgnissen.

Bischof Adalbert, welcher Luitgarden zuweilen besuchte, brachte ihr wohl Nachricht, wie sich die Ritterschaft zu Verona täglich mehre, wie auch einige wirklich es gewagt hätten, ihre Schilde neben das *) Schild des Grafen von Mutina zu hängen, wie aber noch keiner sich gefunden habe, dem dieser stolze Fürst, bey der Ritterprobe, das Recht der Ebenbürtigkeit, oder gleicher Waffen habe zugestehen wollen.

Der Eifer, mit dem wir uns der Sache eines nothleidenden annehmen, und sollte seine Person unserm Herzen auch übrigens ganz fremd seyn, macht seine Sache nach und nach ganz zu der unsrigen; wir trauern und freuen uns für ihn, wie für uns selbst, und würden

*) Das Aufhängen des Schilds, die Ritterprobe um das Recht der Ebenbürtigkeit und gleicher Waffen zu prüfen, Turnieraebräuche, die in unsern Zeiten den Lesern der Ritterromane, und wenn sie auch den Colombiere und Rüxmers Turnierbuch nicht gelesen haben, nicht unbekannt seyn können.

endlich unſerm eigenen Glücke und Leben ſo gern, als dem ſeinigen, entſagen. Die großmüthige Luitgard befand ſich in dieſem Falle; Marie hatte wohl wenig gethan, um ſich ihre Freundſchaft zu verdienen; auch war es vielleicht nicht eben Freundſchaft, was ſie für ſie fühlte: es war etwas Anderes, heiße, innige Theilnahme an ihrem Geſchicke, das Gefühl eines Schutzgeiſtes für ſeinen Pflegling, den er ungern ſinken ſehen möchte, ungeachtet er im ganzen bey weitem nicht völlig mit ihm zufrieden iſt; ungeachtet er vielleicht oft Verachtung und Widerſpänſtigkeit von ihm erfahren mußte.

Luitgard weinte, und rang die Hände, daß immer mehr Tage verliefen, daß der Tag St. Polycarpi des Märterers immer näher heran rückte, ohne daß ſich ein Vertheidiger der Königinn gefunden hätte, welchem der Graf von Mutina die Ehre, von ſeinem Speere und Schwerte berührt zu werden, hätte nicht verſagen dürfen. Das Fräulein würde untröſtlich geweſen ſeyn, hätte nicht in der letzten Hälfte der allerletzten Woche, da noch immer ſich keine Ausſicht zeigte, Biſchof Adalbert, der ſelbſt ehemahls die Waffen mit vielem Ruhme trug, ihr verſprochen, im Falle, daß auch der letzte Augenblick kein anderes Mittel darböthe, etwas Außerordentliches zu thun, die Inful abzulegen, ſich noch ein Mahl in

voller Rüſtung zu zeigen, und die Rechtfertigung der Königinn auf ſich zu nehmen. „Ich kann Marien nicht laſſen," ſagte er; „ich war der Lehrer ihrer Jugend; von mir ſog ſie Grundſätze ein, deren Reinigkeit mir zu verfechten obliegt. Auch kennt ihr das Geſchlecht, aus dem ich entſproſſen bin, an deſſen Alterthum die Grafen von Rutina bey weitem nicht reichen; und was meine Waffen betrifft, ſo wußten die Wenden und Preuſſen von ihnen zu ſagen, ehe Julius einen Degen führen konnte: will ich mich alſo mit ihm meſſen, ſo wird er gegen mich wohl keine Bedenklichkeiten machen dürfen."

Wie Biſchof Adalbert verſprochen hatte, ſo that er; ach! ſo mußte er thun; denn auch der letzte Tag brachte Marien keinen Vertheidiger. Der Holzſtoß, auf welchem die unglückliche Königinn geopfert werden ſollte, war aufgerichtet. Sie ſelbſt ward im Trauergepränge auf eine beſondere Bühne gebracht, woſelbſt man ihr die Geſellſchaft keiner einzigen Dame, ſelbſt Luitgardens Geſellſchaft nicht gönnen wollte, ſo ſehr dieſelbige auch darum bath.

Luitgard, die von ihrem Schloſſe zur traurigen Feyer des Polycarpusfeſts herüber gekommen war, mußte nebſt ihren Frauen der einſamen Königinn gegen über unter

den übrigen Hofdamen Platz nehmen, und der Zufall wollte, daß sie gerade neben Römhild zu stehen kam, mit der sie aber, ungeachtet sie eben nicht deutlich wußte, wie viel Antheil sie an diesen schrecklichen Dingen hatte, doch nur wenig Worte wechseln mochte.

Die Richter hatten schon zwey Stunden vergebens geharrt: der Graf von Mutina trabte trotzig in seinen Waffen auf und nieder; er verlachte und schmähte die Königinn und ihre Helferinn Luitgard, und trieb es so weit, daß Erzbischof Warin und der Herzog von Bayern ihn zur Ehrfurcht gegen das hohe Frauenzimmer ermahnen, und ihm eine willkürliche Buße auflegen mußten.

"Wohlan!" sagte der übermüthige Graf; „wenn ich büßen soll, so erbiethe ich mich, um der arragonischen Marie meinen guten Willen zu zeigen, nicht nur einen, sondern auch, den andern ihrer Vertheidiger zu erwarten, so, daß ob der erste von mir gefällt würde, ihre Sache darum noch nicht verloren seyn, sondern erst durch den Ausgang des zweyten Kampfes entschieden werden soll."

Mutina sprach dieß mit so unausstehlichem Stolze, daß die Damen nicht daran dachten, sich für das, was Gefälligkeit gegen sie seyn sollte zu bedanken; doch ward sein Erbiethen bey den Richtern angenommen, und als un-

widerruflich registrirt. Im nähmlichen Augenblicke sprengte in den Schranken der gerüstete Adalbert, welchen sein offner Helm und der Schild, der statt aller anderen Waffenbilder die Infel und den Bischofsstab trug, kenntlich machte. Sein außerordentliches Beginnen machte großes Aufsehen: man führte ihn vor die Kampfrichter, welchen seine Beredtsamkeit zwar alle Einwendung benahm, so wie auch der bestürzte Graf von Mutina nichts wider ihn aufbringen konnte; aber Bischof Marin und einige andere anwesende geistliche Herren ergrimmten sehr, schworen, daß dem Sohne der Kirche kein anderes, als ein stumpfes Rennen, erlaubt werden könne, und er dessen ungeachtet auch durch diese Entheiligung seines Standes der geistlichen Würde verlustig werden, und der Kirche in schwere Buße verfallen könne.

Adalbert blieb standhaft auf seinem Sinne, Mariens Unschuld zu verfechten, ungeachtet er wohl einsah, daß ein stumpfes Speer, das man nach Rittersbrauch in keiner ernstlichen Sache führen darf, hier auf den Fall, daß er siegte, nichts zum Besten der unglücklichen Königinn entscheiden könne.

Er und der Graf von Mutina stellten sich auf gegebenes Zeichen gegen einander: er hielt dem Grafen drey scharfe Stöße aus; aber Julius war zwar ein jüngerer, doch kein min-

der geübter Held, als Adalbert, welcher unter den Büchern schon manchen Waffenvortheil vergessen hatte, der diesem noch in frischem Gedächtnisse war. Die vierte Lanze des Grafen von Matina fällte den streitbaren Bischof: Marie und Luitgard rangen die Hände zum Himmel; Warin für die Ehre des geistlichen Standes besorgt, gab das Zeichen inne zu halten, und der Kampfplatz füllte sich mit Personen, die sonst diese Stelle nie betraten: sie zogen ihren Mitbruder, den ohnmächtigen Adalbert, unter seinem starken Rosse, das sich sterbend auf ihm wälzte, hervor, und trugen ihn davon.

Während des Getümmels der letzten Scene waren zwey Ritter in ganz vergoldeter Rüstung eingeritten, die sich nun bey den Kampfrichtern meldeten, und mit den gewöhnlichen Ceremonien sich zu Vertheidigern der Unschuld erbothen, wenn Marie wirklich unschuldig sey.

„Wie?" fragte Erzbischof Warin; „ihr wollt euer Leben an die Vertheidigung einer Sache wagen, an welcher ihr noch selbst zweifelt?"

„Wir zweifeln," erwiederte der eine von ihnen, „als fremde Ritter an einer Sache, die uns nicht völlig bekannt ist; aber wir verlangen keinen andern Beweis für die Gerechtigkeit der Sache, die wir vertheidigen

wollen, als die eidliche Erklärung des Fräuleins, die uns zu Rettung der Königinn herbey ruft, daß sie selbst hinlängliche Ursache finde, Marien für unschuldig, und ihre Ankläger für Verleumder zu halten."

Man führte sie zu Luitgardens Bühne, welche den Eid mit zitternder Stimme leistete, ihnen Muth und Tapferkeit in einer Sache, wo es auf das Leben einer unglücklichen Dame ankomme, ernstlich anbefahl, und sie mit verneuter Verheißung eines besondern Danks im Falle des Sieges entließ.

Derjenige, welcher unter beyden Rittern der vornehmste zu seyn schien, ungeachtet ihn die Zartheit seiner Statur zu dem jüngsten und unansehnlichsten machte, tummelte hierauf sein Pferd, sich dem Grafen von Mutina entgegen zu stellen; aber man sagte ihm, daß ein Ritter, wie dieser, sich gegen keinen Unbekannten wagen würde, und daß es schlechterdings nothwendig sey, sich wenigstens ihm und den Richtern zu nennen, damit man wisse, ob ihr Stand und ihre Waffen sich mit den seinigen vergleichen dürften. Der erste der beyden Fremden, aus dessen Wesen überhaupt eine sonderbare Hastigkeit und Erbitterung leuchtete, antwortete hierauf mit einem spottenden Gelächter. „Derjenige, mit welchem ich mich messen will," rief er, „wird sich wahrhaftig nicht erniedrigt finden; doch

erbiethe ich mich zum Eide auf des Richters Stab, daß Mutina ohne Gefahr seiner Ehre mit mir stechen kann."

„Dieß wird nach unsern Gesetzen nicht genug seyn," sagte der Erzbischof; „ihr müßt euch nennen, und wenn ihr der König selbst wäret, oder euch entfernen."

Der ältere Ritter zog seinen stolzen Gefährten auf die Seite, und hatte ein langes Gespräch mit ihm, nach welchem dieser sich endlich von ihm los riß, und voller Unmuth aus den Schranken ritt. „Es ist meinem Gefährten unmöglich, sich zu nennen," sagte der Zurückbleibende, indem er sich nochmahls den Kampfrichern nahte; „auf meine Bitte hat er mir die Vertheidigung der Königinn überlassen, und ich übernehme sie so, wie es hier beliebt wird: ich werde mein bekanntes Angesicht sehen lassen, aber nur euch, werde mich nennen, aber nur euch, ihr Richter, und dir, Graf von Mutina, dem ich hiermit, meiner Sache gewiß, auf Tod und Leben absage!"

„Und ists noch zweifelhaft," rief Luitgard, die sich an Olympiens Schulter lehnte, „wer beyde sind? — Der Entwichene, der sich nicht nennen darf, um seiner Würde nichts zu vergeben, der König selbst, und der Zurückbleibende — Graf Erich! O seht seine edle Gestalt! seht das Zeichen seines Helms, den gekrönten Bären! betrachtet selbst die Ge-

legenheit, bey welcher er sich so rühmlich wagt, und dann sagt mir, ob ihr noch zweifelt."

Sachte, sachte, Fräulein!" rief hier Römhild," an welche Luitgard nicht gedacht, und die doch alles so wohl, als Olympie, verstanden hatte. „Ihr seyd sehr verwegen in euren Muthmaßungen. Der König der Vertheidiger einer untreuen Gemahlinn? — Graf Erich aus dem Grabe erstanden, um eine böse Sache zu führen?"

„O Römhild!" versetzte Luitgard; „sprecht, wie könnt ihr Erichs Tod behaupten, da er lebend vor euch steht? Seht! seht wie die Richter, nachdem er sich ihnen genannt hat, ihn des Kampfes fähig erkennen! wie der Graf von Mutina die Würde seines Gegners nicht ferner zu läugnen vermag! Seht! seht! er ist es selbst: seine Gestalt, seine muthigen Geberdey, alles, alles ist Erichs, und keines Fremden!"

„Luitgard," hohnlächelte die andere; „ihr liebt! die Liebe verblendet euch! Eben die Stelle, die euer eingebildeter Erich dem Grafen von Mutina gegen über einnimmt, beweist, daß er es nicht ist. Erich, der Unbekannte, ist noch lange der Mann nicht, der, wenn er auch lebend hier zugegen wäre, sich mit Mariens Ankläger messen dürfte; auf seinem ersten Turniere zu Nimwegen mußten die Kampf-

richter die *) Kolben über ihn schwingen, damit die andern Ritter wegen Dunkelheit seiner Geburt sein Schwert nicht verschmähten!" — Luitgard schwieg gekränkt stille, und Olympie nahm für sie das Wort. „Fräulein!" sagte sie zu Römhilden mit dem ihr eigenen spottenden Tone; „ihr vergeßt, daß der Verstorbene, den ihr schmäht, eben derjenige ist, den ihr vor einiger Zeit für euren Bräutigam auszugeben, und um ihn die Trauer zu tragen würdigtet! Wie kann eine solche Verbindung sich mit dem Spotten eurer Lästerzunge vertragen?" — Römhilds Gesicht glühte vor Zorn oder Beschämung; sie fand keine Antwort, sondern wendete sich zum Herzoge von Bayern, der auf der Bühne der Damen zwischen Römhild und Kunegunden Platz genommen hatte. Das Gespräch mit ihm sollte die Wunde heilen, welche Olympie ihrem Stolze geschlagen hatte, indem sie sie auf einer offenbaren Ungereimtheit ertappte.

„Grämt euch nicht, Fräulein!" sagte Olympie, indem sie sich tröstend zu Luitgarden wendete. „Ich bin mit euch der Meinung, daß dieses Graf Erich ist; und ist er es, so ist die Sache der Königinn in guten Händen. Ich

*) Gebrauch, einen Ritter, der wegen seines Adels nicht eben turnierfähig, aber sonst bieder und untadelig war, des Kampfes mit andern edlern Rittern *fähig* zu machen.

bitte euch, glaubt nichts von dieſen Dingen, die euch bekümmern können: der Mund, welcher ſie ausſagt, muß ſie euch ſchon verdächtig machen."

XXXV.

Halbe Rettung.

Olympiens Tröſtungen fanden mehr Eingang bey Luitgarden, als Römhilds Schlangenworte; und o was fühlte ſie bey immer mehr zunehmender Gewißheit, daß Erich, der lange Vermißte, lange Herbeygeſehnte, ihr jetzt ſo nahe ſey! was bey Vorſtellung der Heldenthat, welcher er ſich jetzt ihr und der Tugend zu Liebe unterzog!

Ihr Kenner des menſchlichen Herzens! ihr, die ihr wißt, wie ſelten die größte Edelthat des beſten Menſchen ganz ohne Seitenblicke auf eigenen Nutzen iſt! läſtert Luitgarden nicht, wenn euch der Gedanke überraſcht, daß bey ihrer großmüthigen Verwendung für die Königinn Sehnſucht nach Erich auch ihren Antheil gehabt habe! Sie wußte vielleicht, daß nichts ihn ſo ſchnell von den entfernteſten Gegenden der Erde zurück bringen könne, als Gelegenheit, ſein Schwert in Sachen der Unſchuld zu führen; ſie glaubte vielleicht, dieß ſey der einzige Ruf, der ihn ungezweifelt herbey zaubern müßte, und alſo auch das einzige Mittel, ſich von ſeinem Leben oder Tode

zu überzeugen; und eben darum handelte sie gerade so, und nicht anders, als sie gehandelt hatte; eben darum wußte sie den Vortheil der Königinn so genau mit dem ihrigen zu verbinden. — Wir gestehen, daß dieses nicht allein sehr mögliche, sondern auch sehr wahrscheinliche Dinge sind, ohne darum sie als gewiß einzugestehen, oder wären sie es, unsre Heldinn tadelnswürdig zu glauben. Luitgard war ein schwaches, sterbliches Fräulein, und kein Engel: als eine solche schildern wir sie, und als eine solche bitten wir euch, liebe Leser, sie euch gefallen zu lassen.

Luitgard mochte sich nun der möglichen Bewegungsgründe ihrer Verfahrungsart halb oder ganz bewußt seyn, so triumphirte sie doch in sich selbst, daß alles so unglaublich nach ihren Wünschen ausgeschlagen sey. Erich ihr so nahe, und Marie durch ihn gerettet! denn daß sie gerettet werden mußte, das war ihr gewiß; wie hätte Erich unterliegen können? — Indessen schien der Sieg doch nicht so ganz ungezweifelt auf seiner Seite zu seyn, als sie wähnte. Das Glück hing geraume Zeit zwischen den beyden Kämpfern in gleicher Wage; ein oder zwey Mahl schien die Schale zu sinken, aber nicht zum Nachtheile des Grafen von Mutina. Luitgard erstaunte. Sie hatte zwar Erichen nur ein einziges Mahl fechten sehen, als er sie an den Grenzen von

Tyrol aus den Händen der Grafen von Nordheim retten half; aber sie dünkte doch, seine Streiche wären damahls kräftiger gewesen. O wie zitterte sie, als der Graf von Mutina jetzt seinen Bestreiter offenbar zum Weichen zwang, und aus Aller Munde der Ausruf ertönte, dieß wären ein Paar Kämpfer, vielleicht von gleicher Erfahrenheit, aber von ungleicher Stärke! Welche heiße Angstgebethe stiegen in diesen fürchterlichen Augenblicken von Luitgarden zum Himmel! Gebethe, gewiß nicht allein für Mariens Bestes, sondern für ein Leben, das ihr noch ungleich mehr am Herzen lag! — Luitgards Seele schien in ihre Augen geflohen: kaum noch athmend, fast übermocht von dem ihr hörbaren Klopfen ihres Herzens, verschlang sie das zweifelhafte Schauspiel mit einem einzigen großen Blicke: aber nicht lange blieb es mehr zweifelhaft. Luitgards Erich hörte das Urtheil, das man unter den Zuschauern über ihn fällte; er las etwas Ähnliches in den Augen seiner Dame, zu welcher er zuweilen schüchtern aufblickte; und schnell nahm er alle seine Kräfte in einem einzigen Schwertstreiche zusammen, um seine Ehre zu retten. Er drang mächtig in seinen Feind; hier quollen unter seinen Hieben Funken, dort Blutströme aus Mutina's Harnische hervor. Sein Pferd strauchelte; Mariens Vertheidiger faßte ihn mit

ſtarkem Arme um den Leib, und riß ihn herab. Schnell ſprang er ihm nach, wand ihm das Schwert aus den Fäuſten, und ſchmetterte ihm den Helm von der Stirne. Sein Fuß ſtand auf ſeiner Bruſt; ſeine Linke faßte ſeine Schulter, und die Rechte mit dem Schwerte berührte ſeine Kehle. Da erhob ſich eine allgemeine gewaltige Stimme unter der verſammelten Menge: "Gott hat gerichtet! Marie von Arragonien iſt unſchuldig, denn ihr Ritter hat geſieget!" — Schon wollte der Überwinder, wie wohl billig geweſen wäre, dem gedemüthigten Frevler die Geheimniſſe ſeiner Boßheit unter Bedrohung des Todes abzwingen; aber man hüthete ſich, es ſo weit kommen zu laſſen. Römhild hatte geſorgt, daß der ſo genannte *) Damenritter nicht weit war; ſein Friedensfähnlein berührte den Gefallen, und machte dadurch weitere Gewaltthat unmöglich. Der Sieger beſchwerte ſich dieſes Eingriffs in ſeine Rechte bey einem Kampfe, der auf Tod und Leben unternommen worden war, und behauptete, wie uns

*) Um den Gewaltthätigkeiten ſchnell Einhalt zu thun, und beſonders die Lieblinge der Damen retten zu können, hielt allezeit unter der Bühne des Frauenzimmers ein Ritter, der Damenritter genannt, der an ſeinen Speer einen köſtlichen Schleyer trug, mit demſelben auf den erſten Wink, den er von ſeiner Gebieterinn erhielt, denjenigen zu ſchützen, den ſie geſchützt haben wollten.

dünkt, mit vieler Wahrheit, daß ihm, im Falle das Loos anders gefallen wäre, schwerlich gleiche Gunst widerfahren seyn würde. Die Richter bezeichneten durch den Schlag des silbernen Hammers, daß sie der friedlichen Meinung der Damen beypflichteten, und der Obsieger hatte kaum noch Zeit, dem niedergetretenen Mutina das nochmahlige Geständniß seiner Überwindung, und der durch ihn geschehenen Rettung der Königinn abzunöthigen, als man schon kam, den, der billig seines Obsiegers Gefangener gewesen wäre, seinen Händen zu entreißen.

„Ihr Richter!" sagte der Sieger, der sich jetzt der Bühne nahte, wo die Kampfkönige saßen; „ich finde mich nicht in die Rechte eures Landes! Mein Überwundener wird mir widerrechtlich entrissen, ehe ich ihm das Bekenntniß von der Unschuld seiner Beklagten abnöthigen konnte; und anstatt des Beyfall gebührenden Zurufs für die Rettung einer fälschlich verklagten Königinn bekomme ich düsteres Stillschweigen zum Lohne? Doch ich stehe hier nicht, mit euch hierüber zu rechten; ich fordre die, welche ich mit dem Schwerte erworben habe, von euch, sie in die Arme ihres Gemahls zu führen, an dessen Stelle ich hier die Gerechtigkeit handhabte."

„Höret zuvor, ehe wir weiter schreiten," sagte mit gelassener Stimme der Erzbischof,

„was auf solchen Fall, als sich jetzt ereignet, des heiligen Vaters Wille ist. — Ein groſses päpstliches Schreiben ward hierauf öffentlich zu Anerkennung der Echtheit vorgezeigt, und dann aus demselben weitläuftig verlesen, was wir unsern Lesern nur in der Kürze liefern: wie Gregor der Fünfte sein Urtheil zwar dem Urtheile Gottes unterwerfe, und dafern dieser zugeben könne, daß Marie von Arragonien durch das Schwert gerechtfertiget würde, die Beklagte des Flammentodes frey spreche, nichts desto weniger aber sie nicht für fähig erkennen könne, ins künftige den Nahmen einer Königinn oder Kaiserinn des deutschen Reichs zu führen, und als Gemahlinn an Otto's Seite zu leben, oder seinem Throne Erben zu geben, weil zu solcher Ehe eine ganze reine, nie in Zweifel gezogene Tugend gehöre, die, sie möge nun aller wirklichen Verbrechen noch so frey seyn, doch bey ihr nicht mehr zu finden wäre. Die höchste Gnade, die ihr zunächst der Lebensfristung widerfahren könne, bestehe in lebenslänglicher, standesmäßiger Versorgung auf einem Schlosse in den apeninischen Gebirgen, wohin sie so viel von ihren Damen mit sich nehmen könne, als ihr freywillig folgen wollten, und wobey sie sich sicheres Geleites und strenger Beobachtung von Treue und Glauben zu versehen habe.

XXXVI.

Züge eines ſchwachen Charakters.

Das war alſo alles, was man für die unglückliche Marie gewonnen hatte; für ſie indeſſen, die noch vor einer Stunde dem fürchterlichſten Tode entgegen geſehen hatte, immer genug. Ihr Herz war des Danks und der Freude ſo voll, daß ſie kaum zu ahnden ſchien, daß ſie noch mehr hätte verlangen können. Man kam, ſie von ihrer Bühne zu hohlen. Sie ward vor den Biſchof geſtellt, der ihr die Hand auflegte, und ihr den Segen und eine lange Ermahnung gab, die er ſich hätte erſparen können, da ſie von der noch halb ihrer Sinne beraubten Königinn wenig beachtet ward. Die Prinzeſſin von Lothringen war die erſte und einzige, die ihr, nachdem ſie von Warins läſtiger Rede befreyt war, die Arme entgegen breitete. Luitgard ward von Unwillen auf ihrer Stelle feſt gehalten, daß ſie ſo wenig für diejenige, welcher ſie das beſte Glück gönnte, ausgerichtet hatte, und von den andern Damen regte ſich auch nicht eine, ihrer ehemahligen Gebiethe-rinn ihre Schuldigkeit zu bezeigen. Kunegunde ließ ihre Freundinn mit vielen wohl gutgemeinten Lehren und Vorſtellungen aus ihren Armen, verſprach, ſie in ihrer Einſamkeit fleißig zu beſuchen, und überließ ſie dann

ten des Erzbiſchofs und der veroneſi-
Beſatzung, welche den Auftrag hatte,
ch mit ihr auf den Weg nach dem Orte
eſtimmung zu begeben.
halb trauernde, halb erfreute Königinn
allein unter Männern, im Begriffe
iſe nach einem Orte anzutreten, wo
) nicht wußte, ob ſie beſſere Geſell-
nden würde. Sie ſtutzte, und ſah ängſt-
ſich her. „Wie bin ich ſo einſam!“ rief
zuſammen geſchlagenen Händen. „Iſt
Art, eine unſchuldig Erkannte zu ent-
Ich bin ja nicht mehr gefangen, nicht
:r Rechte meines Standes beraubt!
nein großes Gefolge von Frauen? Wo
', meine Freundinnen und Geſpielin-
Will keine mir folgen? — Sehet, es
ja erlaubt! ihr dürft euch meiner ja
ehr ſchämen! habt ihr ganz vergeſſen,
r eurer ehemahligen Königinn ſchuldig

ie ward ſehr gedemüthigt; denn auch
ie einzige ihrer vormahligen Schmeich-
ı erhob ſich, oder eröffnete den Mund
wort. „Römhild! Römhild!“ rief Ma-
uch du verläſſeſt mich? Wo ſind deine
re, daß nichts, als der Tod, uns treu-
e?“ — Aber Römhild antwortete nicht;
in einem viel zu tiefen Geſpräche mit
erzoge von Bayern und dem Damen-

ritter begriffen, um auf die klagende Stimme ihrer königlichen Freundinn hören zu können. Die Leser würden erstaunen, wenn sie wüßten, daß dieser Damenritter kein anderer war, als der Jüngling, dessen verklideter Aufenthalt in Mariens Frauenzimmer dieser unglücklichen Königinn das Todesurtheil gebracht hatte. Wo war hier Gerechtigkeit, wo gleiches Maß dessen, was einem jeden gebührte? Er ging frey, unangesprochen, und durch eine vorzügliche Rolle ausgezeichnet umher, indessen sie mit Mühe der Todesstrafe entronnen war; er hätte das Urtheil eines grausameren Todes verdient, als sie, wären die Beschuldigungen ihrer Feinde Wahrheit gewesen; und durch die Gelindigkeit gegen ihn gaben sie ein sehr unverdächtiges Zeugniß, daß die ganze Sache eine Mummerey gewesen sey, bey welcher es nur auf die Beschuldigung und den Untergang einer Person ankam.

Weinend ergriff die unglückliche Königinn, deren Stimme niemand hörte, den Arm des Anführers ihrer Begleiter, sich zu den fertig stehenden Pferden zu begeben; da hörte sie hinter sich den Schall weiblichen Fußtritts. „O ja!" rief sie, noch halb geblendet durch ihre Thränen; „du bist's, meine Römhild! ich wußte, daß du mich nicht verlassen konntest, daß du mir gern in Elend und Tod folg-

test." Sie blieb stehen, die Kommende zu erwarten; aber nicht Römhild, Luitgard war es, die sich in ihre Arme stürzte. Marie wollte danken; ihre Worte wurden Thränen: Luitgard wollte trösten; auch sie war zum Sprechen zu bewegt: so lagen beyde Damen einander in den Armen, und gaben der glänzenden Versammlung ein Schauspiel, das zu beschämend war, um lange ausgehalten zu werden; man stand schnell auf, sich zu entfernen, und der Erzbischof, der bisher unbeweglich auf die Vorstellungen von Mariens Retter, und auf seine Bitten nicht gehört hatte, sie wenigstens mit seinen Leuten nach ihrem Schlosse begleiten zu dürfen, gab schnell seine Einwilligung, um nur bald den Andern folgen zu können.

Marie war nicht mehr beschämt, so von Allen verlassen zu werden, da Markgraf Eckards Tochter ihr folgte; und diese, ohne stolz zu seyn auf das, was sie gethan hatte, oder es für was Groſses zu achten, daß sie unter Hunderten allein edel handelte, fühlte doch im Innersten ihres Herzens jenes unnennbare süße Wohlbehagen, mit welchem die Tugend ihre Freunde in der Stille lohnt. — Marie und Luitgard wechselten wenig Worte; aber herzlich war das, was sie einander sagten: das Unglück hatte die Königinn derjenigen näher gebracht, welche zuvor von ihr

verkannt und verlaſſen worden war, und Luitgard glaubte zu merken, daß eben dieſes ausgeſtandene Unglück den Keim beſſerer Geſinnungen in ihr entwickelt hatte, als ſich zuvor bey ihr kaum vermuthen ließen. — Die Damen zogen mit ihren Begleitern langſam den Weg, den man ſie führte. Der Ritter, welcher die Königinn gerettet hatte, geſellte ſich erſt ſpät zu ihnen, ungeachtet ihm die augenblickliche Nachfolge erlaubt worden war. Seine Begünſtigung der Königinn war kurz: ſchnell flog er zu ihrer ſchönen Begleiterinn, der er ſich zu Füßen warf, und von allem, was er ihr mochte ſagen wollen, nichts, als ihren Nahmen, vorbringen konnte. Luitgard fand in ſeinem Betragen die Gewißheit, Erich liege zu ihren Füßen. „Wo ſeyd ihr ſo lange geblieben, mein Ritter?“ fragte ſie, indem ſie ihm zärtlich die Hand reichte. Er ſagte, er habe Geſchäfte bey ſeinem Gefährten gehabt, welcher zuerſt den Kampf für die Beklagte hatte übernehmen wollen, und, von der Nothwendigkeit, ſich zu nennen, abgeſchreckt, die Schranken verlaſſen hatte. „Es war nöthig,“ fuhr Luitgards und Mariens Begleiter fort, „ihm Nachricht von dem Ausgange einer Sache zu geben, die ihm ſo ſehr am Herzen lag.“

„O Ritter!“ rief Marie; „ſagt nicht, daß mein Wohl und Wehe irgend jemand am

Herzen liege, außer euch, und dieser treuen Freundinn. Gott! was habt ihr beyde für mich gethan! Ihr seyd die einzigen Wesen, die für mich im ganzen Weltall ein Daseyn haben; außer euch ist die ganze Schöpfung todt für mich. Auch wüßte ich nicht, daß ich wünschte, daß sich sonst irgend ein Geschöpf um mich bekümmern möchte. Auch der Einzige, von welchem ich allen Falls Nachfrage hätte erwarten dürfen, ob ich schuldig oder unschuldig sey, hat mich ja verlassen, und meinen Feinden ungehört Preis gegeben."

„Sagt das nicht, Königinn! dieser Eine war euch vielleicht näher, als ihr dachtet, war im Begriffe, das Schwert zu eurer Vertheidigung zu führen, da man von allen Seiten mit Klagen und Beschuldigungen wider euch auf ihn einstürmte."

„Wie? Otto? Otto hätte dieß gethan? Otto wäre der gewesen, der meinen Feinden zuerst die Stirn bot? — Doch er floh zaghaft! Er schämte sich, seinen Nahmen zu nennen, schämte sich, mir die Ehre zu geben, daß mein eigner Gemahl mein Vertheidiger gewesen wäre! O welcher Triumph für mich würde dieß gewesen seyn! Gott! daß er mir entrissen wurde!"

„Könige, gnädige Frau, können nicht immer handeln wie sie wollen; sie müssen oft dem Wohlstande große Opfer bringen, Otto

zu jung, um, ungeachtet er jetzt den Kaisernahmen führt, schon unumschränkter Herr seiner Handlungen zu seyn: auch ist sein Arm zwar tapfer, aber noch schwach; der meinige ist um sechs Jahre älter, und konnte also eure Sache mit mehrerer Sicherheit vertheidigen."

„Aber wo ist, wo ist Otto gegenwärtig?"

„Darf ich euch sagen, daß er nahe ist? daß er von mir den Ort eures künftigen Aufenthalts erfahren hat, und euch bald in eurer Einsamkeit besuchen wird, um ein Band wieder anzuknüpfen, welches ihm durch die Mühe, die man sich gibt, es zu zerreißen, nur desto theurer wird? Glückt sein gemachter Plan, so werdet ihr ihn in den ersten Stunden nach geendigter Reise sehen."

„Mariens Entzücken über die tröstenden Worte ihres Ritters auszusprechen, würde eine vergebene Bemühung seyn. Sie war unerschöpflich in ihren Danksagungen gegen die Urheber ihres Glücks, unerschöpflich in jugendlichen schwärmerischen Planen für die Erneuerung ihres Glücks, und die Demüthigung ihrer Feinde. Marie war noch nicht sechzehn Jahr: zwar hatte sie das Unglück einige Jahre älter gemacht, aber die Zeit froher Fantasien war noch nicht für sie vorbey; auch hatte sie noch nicht Erfahrung genug, um zu argwohnen, wie wenig ihre Luftgebäude im Stande waren, den Stürmen zu trotzen.

Marie ward zu laut in ihrer Freude: Luitgard und der Ritter suchten ihre unvorsichtigen Äußerungen dem Ohre ihrer Begleiter zu entreißen; sie trennten sich nebst ihr von ihrem Gefolge, und machten den größten Theil des Weges einsam, doch so, daß sie jeden Verdacht vermieden; eine höchst angenehme Reise! drey junge Personen, alle noch in der Zeit der blühenden Hoffnung, voll Hochgefühls überstandener Leiden, voll Ahndung der schönsten Scenen in der Zukunft, zwey von ihnen unaussprechlich selig durch den bloßen Gedanken, demjenigen nahe zu seyn, was sie auf der Welt am meisten liebten, die dritte voll naher Erwartung eines ähnlichen Glückes. Kein Wunder, wenn ihnen die Reise so kurz dünkte, daß selbst die Sage vergessen hat, ihre Dauer aufzuzeichnen, und nur so viel meldet, daß sie endlich in dem Thale anlangten, wo die Burg, welche der Königinn ins künftige zum Aufenthalt dienen sollte, sich auf einem kleinen Hügel erhob, so wenig ein lockender Gegenstand für ihre künftige Bewohnerinn, als die Gegend, in welche sie der Eigensinn irgend eines Menschenfeindes gepflanzt hatte. Ein enges unfruchtbares Thal, mit himmelhohen Gebirgen umgeben, voll sausender Bergströme, die sich von steilen Felsenklippen in Abgründe stürzten, und von Menschen so verlassen, als

von den Thieren, die dem Auge schmeicheln, oder Freunde der Geselligkeit sind; denn der Aar in seinem Felsenneste, der in den niedern Regionen fast niemahls sichtbar ward, oder die fliehenden Gemsen auf ihren Klippen waren zu ferne Gegenstände, um der öden Landschaft etwas von ihrer Einsamkeit zu benehmen.

Die Königinn, ganz durch ihre Fantasie beseligt, fühlte das nicht; sie dachte sich diese Gegenden, wie sie sie mit Otto durchwallen würde, und sorgte schon, er würde sie zu früh zum Glanze des Thrones zurück führen, und dadurch den romantischen Bildern, die sie sich schuf, zu viel von ihrer Dauer abkürzen. Eitler Wahn! Bilder, die selbst in der fruchtbaren Fantasie, die sie schuf, schnell mit schwarzen Ideen wechselten! Eifersucht, plötzlich entstandene Eifersucht hieß der Dämon, der die Königinn auf ein Mahl zu beunruhigen begann; Vorstellungen, gleichsam aus der Luft gerissen, trübten ihre Heiterkeit. Die Nahmen Luitgard und Otto, die sie sich von ungefähr zusammen dachte, waren es, die diesen seltsamen Sturm in ihrer schwachen Seele erregten. — Marie war einige Zeit stille, und in Gedanken vertieft, neben ihren Begleitern dahin gezogen; auch der Ritter und das Fräulein schwiegen, so viel sie sich auch zu sagen haben mochten. Das

Schloß, das Ziel ihrer Reise, lag ganz nahe vor ihnen; die Gewaffneten, welche sie die ganze Zeit über nur in der Ferne begleitet hatten, sporuten jetzt ihre Rosse an, um ihnen näher zu kommen, und waren nun dicht hinter ihnen. „Laßt uns absteigen, meine Freunde," sagte die Königinn zu ihren beyden Freunden, „und den kurzen Weg vollends zu Fuße machen: unsere Pferde bleiben bey unserer Bedeckung im Gebüsche, welche das, was ich euch beyden noch zu sagen habe, nicht zu hören braucht. Ich muß mich von euch trennen, ihr Lieben, trennen auch von dir, meine Lebensretterinn! Schwester! Freundinn meines Herzens! liebe, mehr als liebe Luitgard!"

„Trennen von euch, gnädige Frau?" rief das bestürzte Fräulein, welches Marien ihre Umarmung feurig zurück gab. „Erhielt ich darum die Erlaubniß, euch zu folgen, um nun so schnell zurück gewiesen zu werden."

„Nicht zurück gewiesen, Fräulein! eure Gesellschaft würde mir Freude seyn; aber warum wolltet ihr euch mir zu Liebe in dieses öde Schloß einschließen, da ich — da ich" —

„Da ihr mich entbehren könnt? — Glaubt das nicht, meine Königinn! ihr wißt nicht, wie ihr es dort treffen werdet; ihr könntet ohne die Gesellschaft einer treuen Freundinn euch vielleicht dort sehr verlassen fühlen."

„Wo Otto mich zu finden weiß, Luitgard, da werde ich nicht verlassen seyn. Sagtet ihr nicht, Ritter, daß ich meinen Gemahl vielleicht in den ersten Stunden meines hiesigen Aufenthalts sehen würde?"

„Sehr wahrscheinlich! er dachte durch einen kürzern Gebirgweg hier eher als wir, einzutreffen, und mit euch, da er noch aus Furcht vor denen, welche über seine Handlungen wachen, verborgen handeln muß, in der Stille Maßregeln zur Wiedervereinigung zu nehmen. Aber Wahrscheinlichkeit ist noch nicht Gewißheit! Euer Gemahl ist auf seiner Reise vielleicht Verhinderungen ausgesetzt gewesen, die wir nicht erfahren haben, ihr könntet ihn auch vielleicht nicht finden; und bedenkt, wie unglücklich euch dann die erste Fehlschlagung machen würde, wenn sie euch ohne Trösterinn fände!"

„Und bedenket," setzte Luitgard hinzu, „daß euer Gemahl nicht immer um euch seyn wird; daß ihr ihn nach der gegenwärtigen Lage der Sache nur verstohlen werdet sehen können: wer wird dann in euren leeren Stunden eure Gesellschafterinn, wer zwischen euch und Otto bey zweifelhaften Fällen Unterhändlerinn und Vertraute seyn?" —

Mariens Gesicht färbte sich mit hoher Röthe, wenn sie sich die schöne, die dem jungen Kaiser ehemahls bestimmte Luitgard als

Unterhändlerinn zwiſchen ihm und einer verſtoßenen, verleumdeten Gemahlinn dachte. Hätte Luitgard nicht ein ſo ganz himmliſches Herz gehabt, ſie hätte in dieſen Zügen zuſammen genommen mit ihrer ſeltſamen Verabſchiedung Eiferſucht lauſchen ſehen; aber ſie ſah nichts, als übertriebene Bedenklichkeiten, ihre freundſchaftlichen Anerbiethungen nicht mißzubrauchen. Sie hielt an mit Bitten, und die Königinn mit Weigern. Der Ritter trat Luitgarden bey: er ſtellte Marien vor, wie die Gegenwart treuer Freunde an einem Orte, wo ſie noch nicht wußte, wie man es mit ihr meinte, höchſt nöthig ſey; wie er ſelbſt nicht aus dieſer Gegend weichen würde, bis er hoffen könne, daß ihr Glück feſt genug gegründet ſey, um alle Beſorgniſſe unnöthig zu machen, und, wie er hoffe, durch Luitgarden täglich Nachricht zu erhalten, was zunächſt bey ihrer Perſon vorginge, und was man zu ihrem Beſten thun könnte: — aber ſie blieb unbeweglich.

„Nein," ſagte ſie; „ich kann nicht dulden, daß ihr beyde, die ihr ſo viel für mich gethan habt, euch ganz meinem Glücke aufopfert. Ziehet hin, meine Freunde! den Reſt der Unannehmlichkeiten, der mir etwa noch beſchieden iſt, ſollt ihr nicht mir mir theilen; aber im Glanze des Throns ſehen wir uns wieder: bis dahin kann es nicht lange mehr ſeyn, da

Otto seine Marie noch liebt, und da, wie Luitgard mich versichert, auch die Kaiserinn Adelheid es redlich mit mir meint. Euch, Ritter, befehle ich meine Freundinn: bringt sie sicher auf ihr Schloß; und wenn ihr ja nicht anders wollt, so kommt dann wieder, meinem Gemahle, eurem Freunde, seine Anschläge ausführen zu helfen. Ziehet hin, ihr Lieben! und o daß meine Wünsche Statt finden möchten! daß die Vorsicht das, was ihr an einer verlassenen Königinn thatet, auf die Art belohnen möchte, wie ich im Sinne habe!"

„Und wie?" fragte der neugierige Ritter, der wahrscheinlich aus Mariens Blicken schon ganz genau errieth, was sie sagen wollte.

„Möchtet ihr Eins für das Andere leben!" rief Marie, indem sie beyder Hände in die übrigen zusammen fügte; „das größte Glück, das ich Einem so wohl als dem Andern wünschen kann!" — Luitgard war sehr bewegt; sie schlang ihren Arm um Mariens Nacken, und ließ dem Ritter ihre Hand, von welcher er einen leisen Druck bemerkte, und die er kniend küßte.

„Geht, geht, meine Freunde!" rief hier Marie, die sich von Luitgarden los riß, und dieser Scene ein Ende machen wollte, weil sie eben einen einzelnen Reiter (den sie für den König hielt) quer über Feld nach dem

Schloſſe zuſprengen ſah; „geht! und wenn ihr auf eurer einſamen Reiſe das, was ich wünſche, richtig macht, ſo denkt, daß ich euch die erſte Idee dazu in den Sinn brachte.“

„Die erſte Idee?“ ſagten der Ritter und das Fräulein heimlich lachend zu ſich ſelbſt; — doch ſie ließen der guten Königinn ihren Wahn, und — trennten ſich von ihr, weil ſie in ihren Bitten um Entfernung immer dringender ward.

XXXVII.

Betrogen.

So hatte denn Marie aus einem ſeltſamen Einfalle, dergleichen in ihrer ſchwachen Seele nichts Seltnes waren, und die immer nur gar zu bereitwillig gehört wurden, ihre beyden Schutzengel von ſich getrieben, die ſie nur gar zu bald ſchmerzhaft vermiſſen ſollte.

Der Ritter und das Fräulein traten den Rückweg an, beyde beſtürzt über Mariens Entſchluß, und beyde in noch einer andern Verlegenheit, die bey dem Erſten weniger zu entſchuldigen war, als bey der Andern. Daß Luitgard ein wenig beſtürzt war; daß Marie ihr ihre Wünſche in Anſehung des Ritters ſo gleichſam aus dem Herzen geſtohlen hatte, und daß ihre Beypflichtung derſelben von ihr ſo ſchlecht verborgen worden war, das dünkt uns, die wir Mädchenſinn kennen, nicht gar

zu sonderbar: aber daß der Ritter, der durch Mariens Vorschlag, durch Luitgards Stillschweigen, durch den Druck ihrer Hand so hoch begünstigte Ritter keine Worte zu finden wußte, sein Glück weiter fortzusetzen und gewisser zu machen, das würde uns unbegreiflich seyn, wenn wir nicht diesen Mann und seine Weise kennten. — Lange ritten beyde ziemlich weit entfernt und stillschweigend neben einander daher, bis ein enger Weg sie näher zusammen brachte, und einige zufällige unbedeutende Dinge ein Gespräch einleiteten, das für Liebende wohl hätte interessanter seyn können. Es fiel endlich auf die Königinn, und der Ritter erklärte, daß ihm ihr letztes Betragen äußerst seltsam vorgekommen sey.

„Auch mir!" erwiederte Luitgard! sie schien ganz sich selbst vergessen zu haben, ganz außer sich zu seyn.

„Euch so zu verabschieden!" fuhr er fort; „war das nicht ein wenig Undankbarkeit?"

„Redet davon nicht, Ritter! War sie undankbar, so war sie es gegen euch. Der Nahme desjenigen, der ihr einen so wesentlichen Dienst erzeigte, hätte doch wohl ihre Neugier erregen können; aber hat sie auch nur das geringste Verlangen bezeigt, ihn zu wissen? hat sie euch nur ein Mahl gebethen, euer Visier

zu öffnen, um euer Gesicht zu sehen, oder mich gefragt, wer ihr wohl seyn möchtet?"

„Euch gefragt, Fräulein? Sollte es wirklich, wirklich möglich seyn, womit ich mir in einigen Augenblicken geschmeichelt habe, daß euch der Umriß meiner Gestalt im Gedächtnisse geblieben wäre, und daß ihr mich in dieser eisernen Hülle, die ich nicht ungefordert in eurer Gegenwart ablegen wollte, wieder erkannt hättet?"

„Alte Freunde," erwiederte die erröthende Luitgard, „verkennt man nicht so leicht."

„Alte Freunde?" wiederhohlte der Ritter, der jetzt in der Hülle der einbrechenden Dämmerung so kühn ward, ihre Hand an sein Herz zu drücken. „Ja wohl! ein alter Freund der schönen Luitgard bin ich! Der Himmel verleihe mir bald einen süßern Nahmen!"

„Und," fuhr Luitgard fort, die ihm ihre Hand schüchtern entzog, „hätte euch auch eure Gestalt nicht verrathen, die durch die Rüstung immer sehr entstellt wird, so hätte doch euer Helmzeichen nicht triegen können."

„Auch dieses ist täuschend, Fräulein! ich habe es mit andern gemein, mit welchen ich mich zu einem gemeinschaftlichen *) Ritter-

*) In spätern Zeiten gab es viel solche Ritterbündnisse, bey welchen die Einverleibten einander durch übereinstimmende Helmzeichen kenntlich wurden: der Löwen- Aoler- und Falkenbund im

„O nein, Fräulein! so nimmt man seine Worte nicht zurück! Sprecht, wozu die Zurückhaltung gegen einen Menschen, den eigene Zuneigung so wohl, als der Wille eures Vaters zu dem eurigen macht? Gestehet, bitte ich, gestehet, daß ich nicht unbelohnt liebe!"

Luitgard, ganz uneingedenk, wie sehr sie sich verrathen hatte, fand sich ein wenig über die Zudringlichkeit des Ritters beleidigt, und suchte ihn durch Stillschweigen und Zurückhaltung zu strafen.

Er ward abgeschreckt, und wagte erst nach mehrern Minuten die Erneuerung eines Gesprächs, das ihm so wichtig war.

„Luitgard!" sagte er, „handelt nicht grausam gegen mich; und wenn ihr mir jene süßen Worte abläugnen wollt, so läugnet mir wenigstens nicht die Forderung ab, die ich noch an euch zu thun habe."

„Welche?"

„Der Retter der Königinn war zu Empfangung eines besondern Danks an euch verwiesen, den ich noch nicht erhalten habe."

„O verzeihet meine Vergessenheit!" rief Luitgard, indem sie eine dreyfache Perlenschnur von ihrem Nacken los machte. „Hier dieses Kleinod war dem Helden bestimmt, der das leistete, was ihr geleistet habt, und was euren Werth so unendlich in meinen Augen erhöht."

„Nichts mehr, als dieses, Fräulein? Ich hoffte auf Gewährung einer freyen Bitte!"

„Verschmäht mein Geschenk nicht, das euch nicht die Hoffnung auf die Erfüllung mehrerer Bitten verschließt! es ist köstlich: niemand kann seinen Werth besser kennen, als ihr, aus dessen Hand ich es erhielt."

„Aus meiner Hand, schöne Luitgard? Ich erinnere mich nie, daß ich so glücklich war, euch etwas" — —

„Im Nahmen der Kaiserinn brachtet ihr es: sie ließ mir durch euch sagen, es sey die nähmliche Perlenschnur, welche" —

„Fräulein! ihr seyd irrig; nie war Werner von Bernburg so glücklich" — —

„Werner von Bernburg?" wiederhohlte Luitgard, mit halb erloschner Stimme, indeß dieser seinen Helm abnahm, und ihr beym Schimmer des aufgehenden Mondes ein Gesicht zeigte, welches sie wahrhaftig hier nicht zu sehen vermuthet hatte.

XXXVIII.

Brudertreue.

Was mußte Luitgard fühlen, die sich all die Zeit über an der Seite des geliebten Erichs geglaubt hatte, sich nun auf ein Mahl neben Wernern zu sehen, gegen den sie nichts fühlte, als kalte Schwesterliebe? Nach allen Umständen, die bey beyden so seltsam überein stimm-

ten, zusammen genommen mit den Täuschungen ihrer eigenen verblendeten Fantasie, hatte sie Einen mit dem andern verwechseln müssen. — Ihr Herz hatte ihr hier den arglistigsten Streich gespielt, der sich denken läßt; ach! niemand glaube mehr an Sympathie und geheime Ahndungen, da Luitgard durch dieselben so schmerzlich hintergangen wurde!

Voll sprachloses Entsetzens stand sie dem Ritter gegen über, dem der helle Vollmond, der ihr ins Gesicht schien, ihre ganze Verwirrung sichtbar machte.

„Also ihr kanntet mich nicht," rief er mit bekümmertem Tone, „ob ihr mich gleich zu kennen glaubtet, und mich, Gott weiß, für welchen Glücklicheren hieltet? und da ihr mich nun kennt, so habt ihr kein Wort, keine Sylbe für den, der sich vor einer Minute noch für den Beneidenswertheſten von der Welt halten mußte?"

„Werner! mein Bruder! Werner!" stammelte die beschämte Luitgard, indem sie seine Hand ergriff; „wie sollte ich mich nicht eurer freuen."

„Bruder Werner? — und das so kalt?"

„Nicht kalt! wie könnte ich kalt gegen Roriens heldenmüthigen Befreyer, gegen meinen Schützer wider die Grafen von Nordheim seyn?"

„Aber lieber wäre es euch doch, wenn

dieſes nicht Werner, ſondern ein Anderer gethan hätte?"

„Luitgard ſchwieg. Römhild an ihrer Stelle würde nicht geſchwiegen, würde bald einen Ausweg gefunden haben, der ihr alle Beſchämung, die ſie jetzt fühlte, erſpart hätte."

„O kennte ich ihn nur, dieſen Glücklichen!" fuhr Werner fort; „die ſchwerſte Probe der Liebe, das Geliebte einem Andern zu überlaſſen, ſollte mir nicht zu ſchwer ſeyn. Ihn aufſuchen wollte ich, euch ſeinen Armen überliefern, und dann ſterben!"

Luitgard fühlte Thränen aus ihren Augen quellen.

„Trauert nicht, theures Fräulein!" rief der bekümmerte Werner, deſſen Herz von ihrer Unruhe durchbohrt wurde; „trauert nicht! Vergeſſet alles, was ich euch geſagt habe; vergeſſet meine heute zum erſten Mahle geſtandene Liebe, die Hoffnungen, die ihr mir machtet, und die Einwilligung eures Vaters! — Gebiethet nur, was ich thun ſoll, euch zu beruhigen, und ich opfre mein Leben auf, es auszuführen! — Ihr ſchweiget? — Könnte ich nur rathen, für wen ihr mich halten mochtet! Ich würde auf Erichen rathen, aber Gott verhüthe, daß ich Recht habe! dann wäret ihr in der That unglücklich!

„Liebt Erich eine andere?" fragte die unſchuldige Luitgard.

Er liebte Römhild; aber ich hoffe, er hat dieſe unedle Liebe aufgegeben.

„O Gott!" ſchrie das Fräulein mit gerungenen Händen; „alſo iſts doch wahr, weſſen ſie ſich rühmte? nichts fehlt, um mich vollkommen elend zu machen, als zu hören, daß auch der andere Theil ihrer Worte nicht falſch ſey, daß Erich todt iſt! — Ihr ſchweigt? o redet, mein Bruder! Ohne Zweifel iſt euch alles bekannt: euren Worten werde ich trauen, und wenn ich alle Welt falſch und lügneriſch erfunden hätte!"

„Fräulein!" ſtammelte Werner; „traut meinen Worten nicht; ſie gründen ſich auf bloße Gerüchte: denn es iſt lange, daß ſie die einzige Quelle meiner Nachrichten von Erich waren."

„Und was ſagen ſie? Glaubt, daß ich gefaßt bin, alles zu hören."

„Erich ward von der Kaiſerinn Theophanie nach Dänemark geſchickt; ihr Befehl band ihn an den Willen des daſigen Königs. Durch Ruhmbegierde und Kriegsthaten hielt man den jungen Helden ſo lange feſt, als er abweſend iſt, bis ſein letzter Zug wider die Renßen, und ein Sieg, wie er wohl noch nie wider dieſes wilde Volk erfochten worden ſeyn mag, ihm das Leben koſtete."

„Wahr! Wort für Wort wahr, wie Römhild ſagte!" ſprach Luitgard mit kaum hör-

barer Stimme; „mir ist es lieb, daß ich nun Gewißheit habe, und ihr seht wohl, daß die Sache bey weitem den Eindruck nicht auf mich macht, als" — —

„Ihr dachtet," wollte Luitgard vermuthlich sagen; aber Werner sah ihre schönen Augen sich schließen, ihre Wangen bleicher werden als der Mond, der sie umglänzte, und sie würde gesunken seyn, wenn sie Werner nicht in seine Arme aufgefaßt hätte. —

Vom ersten Anfange dieses Gesprächs hatten die beyden Reisegefährten ihre Pferde verlassen, um den schönen Abend, von welchem beyde sich so viel versprachen, im leisen Spazierschritte desto besser zu genießen: ihre Leute waren mit den Pferden weit voraus, um die Nachtherberge zu bestellen; und Werner sah sich mit dem ohnmächtigen Fräulein in einer wüsten Gegend ganz allein. Er trug sie unter einen Baum, und versuchte alles Mögliche, sie zu sich selbst zu bringen. Ihre Ohnmacht, und noch mehr die Ursache derselben waren Erschütterungen für sein Herz, die es ihm fast unmöglich machten, der Hülfsbedürftigen alle Hülfe zu leisten, die ihr nöthig war. Doch erhohlte sie sich endlich; aber der Augenblick, der ihr das Leben wieder gab, war der Anfang zu neuen Unruhen.

„Fräulein!" flüsterte ihr Werner zu; „ich wollte, ihr strengtet alle eure Kräfte an, euch

zu erheben, und mir zu folgen, wenn es euch nicht beliebt, euch meinen Armen anzuvertrauen, und mir zu vergönnen, daß ich euch in Sicherheit bringe."

„In Sicherheit, mein Bruder? sind wir hier nicht sicher? — Ich bin sehr schwach: gönnt mir hier noch eine kurze Ruhe, oder laßt uns die Rückkunft unserer Leute erwarten."

Werner sprach viel von der Feuchtigkeit des Erdbodens und der Kälte der Nachtluft, um das Fräulein zu Veränderung der Stelle zu bewegen. Seinen Armen wollte sie sich nicht überlassen, und er leitete sie also langsam tiefer ins Gebüsch.

„Warum diesen beschwerlichen Weg?" fragte sie nach einer Weile; „mich dünkt, er führt uns von der Heerstraße ab."

„Werner beantwortete diese und verschiedene andere Fragen, so gut er konnte, weil er Bedenken trug, seine schöne Gefährtinn mit den wahren Ursachen eines Verfahrens bekannt zu machen, welches ihr Sorge hätte machen können, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sie an Werners Arm ging, dessen unverfälschte Redlichkeit ihr von Kindheit auf bekannt war. Es ist wahr, sie liebte Erichen, den sie bisher in seiner Person zu sehen geglaubt hatte, mehr und zärtlicher, als ihn; aber ob sie ihm so viel würde getraut haben,

als dem frommen Grafen von Bernburg, das ist eine Frage, die wir nicht beantworten dürfen."

Der Weg unter ihren Füßen ward immer länger und beschwerlicher; der Mond ging unter, und es ward Nacht um sie. Ihre letzte befremdende Frage, was das zu bedeuten habe, war durch Werners Bitte, ruhig zu seyn, und sich ihm ganz zu überlassen, ziemlich befriediget worden, und es erfolgten nur noch einige leise Seufzer über Mangel der Kräfte, welche Werner dadurch beantwortete, daß er sie ungefragt auf seine Arme nahm, und sie den letzten Theil des Weges schnell wie ein Sturmwind über Steine, Gräben und Hecken davon trug, bis an die steinerne Bank vor dem Hause, das man des vorigen Abends zu erreichen gehofft hatte, und das nun erst nach so viel überstandenen Mühseligkeiten ihnen seine friedliche Thür öffnete.

„Nun sind wir sicher!" rief Werner, indem er tief Athem hohlte, den Schweiß von der Stirne trocknete, und das schwache Fräulein mit seiner Rechten auf ihrem Sitze aufrecht erhielt.

„Sicher?" wiederhohlte Luitgard; „hat uns Gefahr bevor gestanden?"

Ehe Werner antworten konnte, stürzten seine Leute, die seine Ankunft vernahmen,

aus der Unterſtube hervor, ihn zu bewillkommnen.

„Gott Lob, Herr Ritter!“ ſchrien ſie alle aus einem Munde, „daß ihr und das Fräulein geborgen ſeyd! Die Leute der Grafen von Nordheim haben dieſe ganze Nacht in dieſer Gegend herum geſchwebt; wir waren in tödtlicher Angſt euretwegen: es wäre um euch gethan geweſen, wenn ſie euch mit der ſchönen Beute, nach welcher ſie lüſtern ſind, einſam getroffen hätten. Euer Zug muß ihnen verkundſchaftet worden ſeyn: ſie haben uns hier im Hauſe angegriffen, und einige von uns ſind nicht ohne Wunden geblieben. Sie trauten unſerer Läugnung von eurer Anweſenheit nicht, und dieſes Haus wäre ſicher in Feuer aufgegangen, wenn nicht einer von den ausgeſchickten Spionen Poſt eingebracht hätte, daß man euch und Markgraf Eckards Tochter im engen Gebirgwege habe einſam wandeln geſehen; der Überbringer der Bothſchaft, der ſich vor eurem Schwerte gefürchtet hatte, und ſich nicht Mann gegen Mann an euch hatte wagen wollen, bekam einen blutigen Schwertſtreich von Graf Benno zum Lohne, der ſich mit zwanzig Reiſigen auf den Weg machte, euch im Gebirge aufzuſuchen, indeß Graf Siegfried auszog, mit den Übrigen die Brücke über den Strom zu bewachen, wenn ihr dieſes Wegs kommen ſolltet. —

„O mein Retter!“ rief Luitgard; „dieß war die feuchte kalte Nachtluft, die mich zur Eile bewegen sollte; ihr wolltet mir selbst die Angst ersparen, meine Verfolger so nahe zu wissen.“

„Und nahe genug sind sie uns gewesen!“ erwiederte Werner: „euer guter Engel muß sie mit Hülfe der Schatten, die der Mondschein vertiefte, geblendet haben; denn ich versichre euch, daß in jenen schrecklichen Augenblicken, da ihr ohnmächtig in meinen Armen laget, Benno mit seinen Leuten nicht zehn Schritte von uns, über den Weg, den er zu nehmen habe, um uns zu finden, rathschlagte, und dadurch meinen Bestrebungen, euch zu erwecken, auf einige Minuten Einhalt that. — So bald er weiter gezogen war, erwachtet ihr, und ich war durch das, was ich gehört hatte, leicht im Stande, euch vor der Gefahr vorüber zu leiten, mit welcher euch zu erschrecken, so lange ihr noch nicht geborgen waret, mir grausam dünkte. Ruhet nun, theures Fräulein! Laßt eure Beschützer den Rest der Nacht für euch wachen, und empfehlet der Vorsicht das Übrige.“

Luitgard dankte mit einem gerührten Blicke, und ließ sich von der Eignerinn des Hauses, einer gutherzigen Bäuerinn, auf ein reinliches Lager leiten, auf welchem sie aber bey weitem die Ruhe nicht fand, die ihr nöthig gewesen wäre; die Vorgänge dieses Tages wa-

ren zu mannigfaltig gewesen, als daß nicht tausenderley Gedanken und Sorgen festen Schlaf hätten verscheuchen, und den leichten Schlummer, der gegen den Morgen erschien, mit unruhigen Träumen durchweben sollen.

XXXIX.

Verrätherey.

Unruhe wegen der Gefahr, welche ihr drohte, Beschämung wegen der gestrigen Scenen, Kummer über Erichs Verlust, und über die Unmöglichkeit, Wernern seine Liebe und alles, was er für sie that, so wie er wünschte, zu lohnen, dieß waren die Empfindungen, die Luitgarden den nächsten und einige folgende Tage trübten, bis sie von noch härtern Streichen des Unglücks vertrieben wurden. — Es war unmöglich, den Weg nach dem Gardaschlosse fortzusetzen. Die Grafen von Nordheim hielten ihn auf allen Seiten so gut verwahrt, daß man ihnen nicht entgehen konnte. Jedermann wußte, daß sie auf eine Dame lauerten, nach deren Besitz ihre Wünsche längst gegangen waren; aber es war damahls nicht die Zeit, wider solche Gewaltthätigkeiten Hülfe von der Obrigkeit zu erwarten. Das Recht des Stärkeren war das Einzige, das überall galt; und dieses war jetzt ganz auf Seiten der Grafen von Nordheim deren Völker sich, niemand wußte durch den Beytritt welcher

Macht, täglich mehrten. — Der Aufenthalt in einem offenen am Wege liegenden Hause ward auch in die Länge bedenklich, obgleich Werner es mit einem dreyfachen Graben hatte umziehen, und zur kleinen Festung machen lassen, und ob sich gleich auch seine Mannschaft eher mehrte, als minderte. Graf Siegfried, der ältere der Grafen von Nordheim, hatte seinen Stand an der Brücke über den Strom genommen; kein Ritter, der dieses Wegs zog, kam von seinem Speere ungerechtfertigt hinüber: eine Sitte, die Freyheit der Reisenden an engen Pässen zu beeinträchtigen, die damahls zwar sehr üblich war, dessen ungeachtet aber den wenigsten unter der Ritterschaft anstand. Die Grafen von Nordheim waren weit und breit als wilde sieghafte Ritter bekannt; niemand mochte sich gern mit ihnen messen; und so geschah es, daß theils von ihren Besiegten, theils von denen, die der Ausforderung zu entgehen wußten, sich Werners Mannschaft mehrte. Auch Werner von Bernburg war tapfer und berühmt; die, welche Ursache hatten, sich über seine Feinde zu beschweren, gesellten sich gern zu ihm, um ihre Sache zugleich mit der seinigen abzuthun. Sie wurden freundlich aufgenommen, und verbanden sich alle endlich zu seinem und Luitgardens Dienst. Ihre Schönheit erwarb ihr so viel Bewunderer, als junge Ritter sie sahen, oder von ihren

Reizen hörten. Die Rolle, die ſie zu Verona in Anſehung einer unglücklichen verlaſſenen Königinn geſpielt hatte, verband mit der Bewunderung die ehrfurchtsvolle Zuneigung, welche man für ein hülfreiches himmliſches Weſen fühlt, und der Umſtand, daß jedermann ſie für Graf Werners Dame hielt, weil er ihr Beſchützer war, machte keinen ihrer Anbether von ihr abtrünnig. In jenen Zeiten der echten Chevallerie liebte mancher Ritter ohne Hoffnung, ohne Anſprüche, und ohne Neid gegen Andere, eine allgemein bewunderte Schönheit; für den Ritter war es Ehre, ſich den Sclaven ausgezeichneter Reize zu nennen, und für das Fräulein zum wenigſten keine Schande, ein Gefolge von Anbethern zu haben, die nichts verlangten, als zuweilen einen dankenden Blick für die Bereitwilligkeit, alles, auch Blut und Leben, zum Dienſte ihrer Göttinn aufzuopfern. — Unter den Rittern, die ſich ſolcher Geſtalt in Graf Werners und Fräulein Luitgardens Gefolge begaben, war auf die Letzt einer, welcher gute Bothſchaft brachte: „Markgraf Eckard,“ ſagte er, „liegt, wie ich mit Gewißheit weiß, an der tyroliſchen Grenze; Graf Siegfried hält, in dem Wahne, daß das Fräulein keinen andern Weg, als den nach ihrem Schloſſe am See, wählen könne, dieſe Gegend ſehr ſchwach beſetzt. Es würde leicht ſeyn, ſich dort durch-

zuschlagen, sich mit dem Heere des Markgrafen von Meißen zu vereinigen, auf diese Art unsere Dame in die Gewalt ihres Vaters zu bringen, und dann mit ihm vereint zur Rache gegen unsere Feinde zurück zu kehren.

Die Erzählung des Ritters war mit scheinbaren Umständen begleitet. Ausgeschickte Kundschafter brachten Bestätigung ein: Werner zweifelte noch; aber er gab Luitgards Überzeugung und ihrem Verlangen, ihren Vater zu sehen, endlich nach, und stürzte sich und sie in langwieriges Elend.

Werner war den Grafen von Nordheim in seinem festen Hause, das noch in der späten Folgezeit diesen Nahmen behielt, unüberwindlich; sie mochten gar keinen Versuch machen, ihn dort anzugreifen. Ihn heraus aus seiner Sicherheit zu locken, wollte ihr Vortheil; Verrätherey war hierzu nöthig; und wie leicht konnte ein Lasterhafter einen andern zu Ausführung seiner Anschläge finden!

Des Ritters böser Rath, Luitgards Leichtgläubigkeit, und Werners Nachgeben bewirkte alles, was Siegfried wünschte. An den Grenzen von Tyrol lauerten, statt Eckards, Nordheims Leute, und Luitgard sank nicht in die Arme eines geliebten Vaters, sondern in die Gefangenschaft eines mit Recht gehaßten Liebhabers. Die Übermacht des Feindes war zu groß; viele der Ritter opferten ihr Leben

auf; viele wurden gefangen, aber aus Staatsklugheit ihres Überwinders, welcher sich scheute, sich die ganze Ritterschaft, die ihm ohne dieß nicht hold war, aufsässig zu machen, frey gelassen; nur Werner, schwer verwundet, blieb nebst Luitgarden in der Gewalt eines Feindes, der ihn wirklich haßte, weil er ihn für glücklicher hielt, als er wirklich war.

XL.

Sonnenstrahlen in der Finsterniß.

Man sagt, die Vorsicht schenke ihren Lieblingen keinen Wermuthstrank ohne einige labende Tropfen ein, und Luitgard wenigstens war ein Beweis von der Wahrheit dieser Sage. Was konnte sie in der peinlichen Lage, in welcher sie sich befand, was konnte sie bey der Aussicht auf gezwungene schreckliche Ehe, auf lange Gefangenschaft in einem öden Schlosse, oder auf den einzigen Retter, den Tod, für Freude hoffen? und dennoch wartete eine der süßesten herzerhebendsten Freuden der Menschheit in der alten Feste auf sie. Pölda hieß das Schloß, wohin Siegfried sie brachte; ein Ort, den der Leser sich merken muß, weil er ihn noch ein Mahl als den Schauplatz einer Trauerscene wieder sehen wird.

Siegfried, der mit seiner erbeuteten Dame, ungeachtet sie ihm schon bey der ersten Zusammenkunft alle Hoffnung abgesagt hat-

te, nicht gleich aufs ſtrengſte verfahren wollte, gab ihr eine Reihe nicht unzierlicher Gemächer, gab ihr Bedienung und Zeitvertreib, wie er ſich für ihren Stand ſchickte, und vergönnte ihr ſogar das traurige Vergnügen, Graf Wernern noch ein Mahl zu ſehen, ehe er in einen weit andern Aufenthalt, als den ihrigen, ehe er ins dunkle Burgverließ gebracht wurde.

Man hatte auf der langen Reiſe von Italien bis Deutſchland ſo ſchlecht für den Verwundeten geſorgt, daß ſeine Wunden noch nicht heil waren, als man ihn zu Luitgarden brachte. Seine bleiche, kränkliche Geſtalt, das ganz vernachläſſigte Äußere, das ihn umgab, und ſeine Miene, die Zeuginn ſeiner noch dauernden Schmerzen, empörten Luitgardens Inneres. Mitleid, Dankbarkeit und Schweſterliebe hatten hier die Wirkung der heißeſten Leidenſchaft, und auf den neidiſchen Siegfried auch den nähmlichen Eindruck. Er konnte Luitgarden ihre Bitte, oder vielmehr ihren Befehl nicht abſchlagen, dem unglücklichen Grafen von Bernburg wenigſtens die Wohlthat der Reinlichkeit zu gönnen, konnte ihr nicht wehren, Werners Verbände ſelbſt zu löſen, und ſie wohlthuender aufzulegen, konnte den armen Verwundeten nicht um das Labſal bringen, das ihre Thränen ihm brachten; aber der Gefangene mußte ſchwer für dieſe kleinen Linderungen büßen, und Luit-

gardens Bitten, Vorſtellungen und Schmeicheleyen fruchteten nur ſo viel, daß man ihr verſprach, großmüthig gegen ihren Freund zu verfahren; anders zu handeln, als er zuſagte, hatte Siegfried längſt gelernt, und Werners Schickſal war durch Luitgardens Mitleiden nur noch härter gemacht worden.

Luitgarden konnte der Bruch des Verſprechens nicht verborgen bleiben, und Siegfried verließ, um ihren Vorwürfen zu entgehen, endlich das Schloß: er hatte Werners Freyheit und Leben zur Belohnung ihrer Einwilligung in ein Bündniß gemacht, welches, ſo lange Luitgard die blieb, die ſie war, unmöglich ſeyn mußte. Wie hätte die Tugend ſich mit dem Laſter verbinden können! Gleichwohl war ihr eine nicht allzu lange Bedenklichkeit angeſetzt, in welcher ſie ſich entſchließen, oder Werners Tod erwarten mußte; welch eine Alternative! Zwar liebte ſie Wernern nicht ſo, wie Siegfried meinte; aber Freundſchaft und Dankbarkeit mußten ſie antreiben, alles für ihn aufzuopfern: gleichwohl war das Opfer, das man von ihr verlangte, zu groß, zu ſchmerzhaft, um ohne Beben nur daran zu denken.

Man denke ſich ihre Leiden! Sie würden unausſprechlich, unüberſtehbar geweſen ſeyn, wenn ihr der Himmel, wie wir oben ſag-

ten, nicht hier Tröſtung und Freude aufgehoben hätte, die ſie nicht erwarten konnte.

Als ſie einſt nach einer langen durchweinten Nacht von dem kurzen Schlummer erwachte, in welchen ſie der Morgen endlich gewiegt hatte, war das Erſte, was ihr in die Augen fiel, eine Dame, die zu den Füßen ihres Bettes ſaß, ihre Hand feſt in der ihrigen hielt, und ihre Augen mit dem Blicke der innigſten Liebe auf ihr Geſicht geheftet hatte.

Luitgard richtete ſich haſtig auf; den der Umriß der reizenden Geſtalt, die ſie in der trüben Morgendämmerung nur dunkel erblickte, ſtreute Ahndungen in ihre Seele, von deren Erfüllung ſie die ſchleunigſte Gewißheit wünſchte. Sie ſchlug den Vorhang, der das Geſicht ihrer Beſucherinn zum Theil beſchattete, zurück, und der röthliche Morgenſtrahl, der durch die Fenſter fiel, ließ ſie ganz deutlich die edle Eliſabeth, Gräfinn von Nordheim, erkennen.

„O meine Mutter!“ ſchrie das Fräulein mit der Geberde des freudigſten Erſtaunens; „o himmliſcher Schutzgeiſt, der mir in dieſer Dunkelheit erſcheint! Nun, nun bin ich nicht ſo unglücklich, als ich wähnte; Freyheit und Leben iſt mein, wo Eliſabeth zu gebiethen hat.“

„Ich hier zu gebiethen, Luitgard?“ fragte die Gräfinn.“

„Auf dem Schloſſe eures Gemahls, der seinen unbändigen Söhnen doch wohl Einhalt zu thun wiſſen wird?"

„Ach! wißt ihr denn gar nichts von dem, was während eures langen Aufenthalts in Italien hier vorging?"

„Wie konnte ich, meine Mutter? Auf meine häufigen Schreiben erhielt ich nur ein Mahl und sehr unzulängliche Antwort von euch, Antwort, welche mich zweifeln ließ, ob ihr auch irgend einen meiner Briefe ganz erhalten hättet."

„Ich habe wenig von deiner Hand zu lesen bekommen, meine Tochter! nur so viel weiß ich von dir, daß du eine Gefangene wareſt, oder dich dafür hielteſt: ach! auch ich war es, und vielleicht ernſtlicher, als du! ſieh hier die Urſache meines mangelhaften Schreibens, und meiner Saumſeligkeit, dir zu helfen, wo dir vielleicht Hülfe nöthig war."

„Wo ich Hülfe brauchte, hat mir Gott geholfen. Aber ihr, theure Gräfinn, eine Gefangene? und ich unfähig, etwas für euch zu thun?"

„Armes Kind! du biſt in der That so hülflos, daß du vielleicht eher Rettung von mir Hülfloſen, als ich von dir erwarten kann!"

„Aber Gott! meine Mutter! die Urſache und Beſchaffenheit eurer Lage?"

„Ein unſinniger Eifer nach großen Tu-

ten, zu welchen er wohl in seinem kriegerischen Vaterlande Gelegenheit gefunden hätte, trieb meinen Gemahl nach dem heiligen Lande. Henrich von Bayern, der*) Pfaffenfreund, trug viel zu seinem frommen Entschlusse bey, den ich nicht thöricht und grausam schelten darf, weil er die Sache der Christenheit zum Endzwecke hat. Welches des Herzogs von Bayern Endzwecke gewesen seyn mögen, weiß ich nicht; aber so viel ist gewiß, daß er nichts Wirksameres hätte thun können, die Macht meiner Stiefsöhne, der Grafen von Nordheim, seiner Freunde, empor zu bringen, als die Entfernung ihres Vaters zu befördern. Schon seit mehreren Jahren abwesend, wird mein Gemahl vielleicht nicht mit Unrecht für todt gehalten. Andere wünschen die Gewißheit seines Todes; ich hoffe sein Leben. Man hält mich vielleicht für muthig genug, etwas zu wagen, das alle Zweifel auf ein Mahl zernichten würde: ich ließ mich vielleicht einst zu unvorsichtig verlauten, daß mir eine Pilgerfahrt nach Palästina, um den zu finden, den ich liebe, ein Kleines seyn würde; und dieß ist die Ursache, warum ich hier nicht viel besser, als eine Gefangene, gehalten werde. Ich füge mich um so viel leichter in mein

*) Man nannte ihn wegen seiner übertriebenen Liebe und Freygebigkeit gegen die Geistlichen Pater Monachorum.

Schickſal, da man mir doch mit einigem Anſtande begegnet, und da es mir nicht an heimlichen Linderungen fehlt. Das Schloßgeſinde liebt ſeine alte Gebietherinn, und meine Söhne haben nicht ſo bald die Burg verlaſſen, ſo bin ich hier, bis auf die Erlaubniß zu entfliehen, die man mir nicht ohne eigene Gefahr geſtatten kann, wieder Frau und Herrſcherinn wie zuvor. Siehe hier die Urſache, warum du mich, ſehr wider Siegfrieds Willen, und warum du mich dennoch ſo ſpät ſiehſt. Laß uns die guten Tage die die Abweſenheit unſerer Tyrannen uns verſtattet, froh genießen, und vom Himmel beſſere Zeiten hoffen und erflehen."

Es war lange, war mehr als ſechs Jahre, daß die Freundinnen ſich nicht geſehen hatten: Luitgard war noch ein ſehr junges Fräulein, da ſie von der Gräfinn von Nordheim in das Kloſter der ſeligen Gerberga gebracht wurde, und o Gott! was hatte ſich nicht alles in dieſer Zeit zugetragen! was hatten ſie ſich nicht alles zu erzählen!

Tage gingen darüber hin, Tage, in welchen man über der Freude, ſich wieder zu ſehen, alles drückende Leiden vergaß. Nur eins vergaß Luitgard nicht, ihren Bruder Werner; ſie lag der Gräfinn gleich den erſten Abend an, das Anſehen, das ſie hier hatte, ob ſie gleich ſelbſt eine Gefangene war und

blieb, zu seinem Besten zu nützen. — Elisabeth wußte noch nicht, daß der junge Mensch, den sie auf Graf Eckards Schlosse gekannt, und wegen seines sanften Charakters immer vorzüglich geliebt hatte, hier im Kerker schmachtete: gern hätte sie seine Fesseln völlig gebrochen; aber selbst eine kleine Linderung derselben hatte große Schwierigkeiten. Graf Siegfried hatte das Amt eines Gefangenwärters mit Vorbedacht nicht dem mildherzigsten seiner Diener aufgetragen; er war ein Geschöpf, hart, unerbittlich und finster, wie das Reich, das er beherrschte. Bitten der beyden Damen fruchteten bey ihm nichts; etwas wirksamer waren ihre Geschenke; und ob es ihnen gleich unmöglich fiel, den alten Cerberus zu bewegen, seinen Gefangenen all die Zeit über, da die Tyrannen von Nordheim abwesend waren, über der Erde zu lassen, und der Pflege seiner Freundinn anzuvertrauen, so dingten sie ihm doch endlich für schweres Geld jeden Tag drey Stunden ab, in welchen sie zu ihm hinab, oder er zu ihnen herauf steigen durfte: zuweilen täuschte man auch den Alten, wenn ihn der Wein begeisterte, noch um die vierte und fünfte Stunde, um dem kranken Werner die Zeit der Tröstung zu verlängern. — Anfangs war er so schwach, daß seine Helferinnen die Dunkelheit seines Kerkers mit ihm theilen mußten

ten, wenn sie seine Gesellschaft genießen wollten; und ihre Gegenwart, die überall Ruhe, Reinlichkeit und Ordnung verbreitete, machte den düstern Winkel bald zu einem erträglichern Aufenthalte; aber als ihre Pflege ihn so weit gebracht hatte, daß er hinauf in die obere Luft kommen, und in den Stunden seiner Erlösung entweder die erfrischenden Düfte weitläuftiger Gärten, oder bey rauher Witterung der Ruhe bey freundschaftlichem Gespräche im einsamen Zimmer genießen konnte, da war für ihn und seine Schutzgöttinnen viel gewonnen. — Himmlische Stunden waren es, die sie auf diese Art mit einander genossen. Werner bethete Luitgarden an, und fand in ihrer zärtlichen Besorgniß um ihn ein Himmelreich: sie liebte ihn mit heißer Schwesterliebe, und die Gräfinn von Nordheim fühlte sich unter Kindern, von denen sie wie Mutter verehrt wurde. Zwar waren dieß kurze Zeiten süßen Genusses, und schwache Hoffnung auf völlige Änderung ihres Schicksals!

Aber auch einstweilige Linderung des Elends ist Glück. — Die Gefangenen des Fegefeuers steigen muthiger in ihren Kerker hinab da die Hoffnung des Allerseelentages, da sie Erlaubniß haben, um ihre Gräber zu schleichen, und ihren Freunden zu erscheinen, sie stärkt: so begrüßte Werner muthiger die

Finsterniſſe ſeines unterirdiſchen Gewölbes, wenn er dachte, daß des nächſten Tages wieder einige Stunden der Freundſchaft und der Freyheit erſcheinen würden. Ach! er bedachte dann nicht, daß die Rückkehr der Tyrannen von Nordheim dieſer Freude auf ein Mahl ein Ende machen mußte. — Schon war man in banger Beſorgniß wegen der Nähe derſelben, und deſto geitziger auf die zugezählten Stunden. Vor Äußerungen gegenſeitiger Zuneigung, vor zärtlichen Klagen über das Unglück ſeiner Leidensgenoſſen, und vor vergeblichen Planen zur Rettung hatte man noch kaum zu umſtändlicher Erzählung des bisherigen Ergehens kommen können. Luitgard hatte erzählt, und den Augen ihrer theilnehmenden Zuhörer manche Thräne entlockt. Werner hatte erzählen ſollen; auch waren ſeine Thaten wider die nordiſchen Völker, ſeine italiäniſchen Unternehmungen, und die dadurch erworbene Freundſchaft Otto's groß, und umſtändlicher Beherzigung wohl würdig; aber Werner war beſcheiden, allzu beſcheiden: das, was ihn anging, verlor offenbar auf ſeinen Lippen; und da wir für uns ſelbſt in anſchauender Beſchreibung kriegeriſcher Händel nicht ſehr ſtark ſind, ſo wollen wir dieſe Dinge lieber ganz übergehen, als ſie dem Leſer mit des Grafen von Bernburg eigenen Worten mittheilen. — Einen Theil

dessen, was die Gräfinn von Nordheim ihren Freunden von ihrem eigenen Ergehen sagte, haben wir schon berührt; das Übrige betraf die Häuser ihrer Schwestern, der Herzoginn von Sachsen, und der schönen Hattenburgis, Luitgardens Stiefmutter: Dinge, die wegen Beziehung auf Luitgarden doch nicht ganz verschwiegen werden dürfen. Beyde Damen, von der Natur mit einer guten Anlage zum Stolze versehen, mit Gemahlen verbunden, deren Stand und Tapferkeit sie zu den höchsten Ansprüchen berechtigte, sahen mit sehnlichen Blicken nach — der Kaiserkrone. Dem Hause der Ottonen war ein baldiger Untergang prophezeyet; man lebte damahls in der Zeit des festen Glaubens an solche Dinge, und es war also kein Wunder, daß Damen, welche von Natur einen starken Hang zum Außerordentlichen hatten, in beständiger Erwartung der vorher gesagten großen Ereignisse lebten, und ihren Gemahlen fleißig anlagen, Rechte, welche ihnen mehr als Andern eigen waren, zu behaupten, und alle Vorkehrungen zu machen, damit sie sich, so bald die Gelegenheit erschiene, schnell in die erledigte Stelle einschieben könnten. Die beyden kronensüchtigen Schwestern waren schon öfter zum Streite über diese Dinge gekommen, die so tief in der Zukunft, so dicht in Ungewißheit und Verborgenheit gehüllt lagen,

und die friedfertige Gräfinn von Nordheim, welche ihren stolzen Wahn zu tilgen zu schwach war, hatte endlich mit der Vorstellung durchgedrungen, daß das Reich in alten Zeiten wohl eher zwey Kaiser gesehen habe, und daß sich also auch jetzt wohl zwey Kaiserinnen auf dem Throne schwesterlich vertragen könnten. Alle Wünsche, alle Plane wurden nach dieser Übereinkunft gemeinschaftlich verhandelt, und der Entschluß gefaßt, die beyderseitigen Gemahle unabläßig zur Bereitschaft auf den großen Schritt anzumahnen. Was der Sohn des tapfern Hermann Billing, Herzog Bernhard von Sachsen, zu den Staatsplanen seiner Gemahlinn sagte, wissen wir nicht; aber so viel ist uns bekannt, daß Markgraf Eckard von Meißen, als er einst, wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, sich entschloß, seine Residenz wieder einmahl zu besuchen, so über die schmeichelnden Zudringlichkeiten der schönen Hatteburgis in diesem Stücke aufgebracht wurde, daß er betheuerte, eher seine Heimath zu verschwören, als ferner Dinge anzuhören, welche der Treue für seinen Kaiser entgegen liefen. „Nicht doch!" antwortete Hatteburgis; niemand muthet euch ja etwas wider eure Pflicht an. Otto mag leben, so lange ihm das Schicksal seinen kurzen Lebensfaden spinnt; nur dann, wenn mein Kaiser, wenn er dahin ist, nur dann behauptet eu-

re Rechte, und duldet nicht, daß ein Anderer einen Thron beſteige, auf welchen euch ohne Zweifel euer Rang unter den deutſchen Fürſten, und euer Schwert den erſten Anſpruch geben."

Eckard lächelte über den Nahmen Kaiſer, der ihm ſo freygebig pränumerirt wurde. Die reizende Hatteburgis, heute einſchmeichelnder als jemahls, deutete dieſes Lächeln für ſich, und drang in ein Verſprechen zu künftiger Erfüllung ihrer Wünſche. „Nun ja," ſagte Eckard; „ich ſchwöre euch bey der Wahrſcheinlichkeit, die ein funfzigjähriger Mann hat, einen blühenden Jüngling zu überleben; bey der Möglichkeit, daß dieſer Jüngling, durch Tugend und Mäßigkeit geſtärkt, frühzeitig ſterben, oder, durch mein Schwert vertheidigt, der Boßheit zum frühen Raube fallen könne, bey all dieſen Möglichkeiten und Wahrſcheinlichkeiten ſchwöre ich euch, daß ich nach ſeinem Tode euch zur Kaiſerinn machen will."

„Ihr ſcherzet," rief Hatteburgis, „bey einer ſo ernſthaften Sache?"

„Nein, nein!" erwiederte der Markgraf; „ich ſpreche in vollem Ernſt, und ihr könnt mir zutrauen, daß, im Falle ich, welches Gott verhüthe, Otto's Tod erleben ſollte, alle Mahl mir lieber das Kaiſerthum gönnen würde, als Henrichen, dem Pfaffenfreunde, dem frömmelnden Herzoge von Bayern, oder einem Andern."

Hatteburgis war zufrieden mit dem, was ihr Eckard sagte, und bemühte sich, ihm seine Erklärung durch die äußerste Gefälligkeit zu lohnen. Keine Luitgard war jetzt vorhanden, welche die Markgräfinn von Meißen hätte veranlassen können, die Stiefmutter zu spielen; auch hatten einige mehrere Jahre ihren Leichtsinn geschwächt, und sie vernünftiger gemacht, so daß Eckard wirklich dieses Mahl zuerst das Glück seiner ersten Ehe bey seiner zweyten Gemahlinn schmeckte, und hinlänglich für sie eingenommen ward, um ihr öftere Rückkehr auf sein Schloß zu versprechen und zu halten.

Dieses war die Erzählung der Gräfinn von Nordheim von Luitgardens väterlichem Hause: sie wollte noch Verschiedenes über Markgraf Eckards geheime Absichten in Ansehung seiner Tochter sagen; aber diese, welche glaubte, sie könnten auf nichts gehen, als auf ihre Verbindung mit Wernern, wozu sie sich noch immer sehr ungeneigt fühlte, verhinderte Erklärungen von dieser Art in seiner Gegenwart; und so ging die Zeit der Ruhe zu Ende, ohne daß man sich hinlängliche Auskunft über Dinge gab, welche allen zu wissen nöthig gewesen wären.

XLI.

Ein gefährlicher Diener.

Die Grafen von Nordheim kehrten zurück; nicht einer allein, sondern beyde, nicht als Freunde, welches sie, ungeachtet der gemeinschaftlichen Verfolgung ihrer Plane, nie waren, sondern auf das unversöhnlichste gegen einander erbittert, und entschlossen, ihren alten Zwist endlich durch das Schwert zu entscheiden. Luitgard, der gemeinschaftliche Gegenstand ihrer Anbethung, hatte schon, so lange sie noch nicht in ihrer Gewalt war, Ursache zu unabläßigen Streitigkeiten gegeben, welche blutig hätten werden können, wenn ihre Freunde und ihre eigenen Überlegungen ihnen nicht gesagt hätten, daß es thöricht sey, das Schwert über eine Sache zu ziehen, deren Beſitz noch zu fern läge, als daß sie einer erreichen könne. Jetzt war Luitgard in Siegfrieds Gewalt gekommen; er hatte sich ihrer bemächtiget als seines Eigenthums, ohne zu bedenken, daß sein Bruder auch Antheil an der gemeinschaftlichen Beute habe. Daß Luitgard gemeinschaftliche Beute sey, läugnete Siegfried, weil seine Arme und seine Ränke sie in seine Gewalt gebracht hätten. Benno schrie über Ungerechtigkeit, und behauptete, daß das Fräulein ihm nie hätte zu Theile werden können, wenn er sie nicht aus dem Gebirge in

seine Arme getrieben, und ihr alle anderen Auswege so verlegt hätte, daß sie auf keine Weise hätte entkommen können. — Die Streitsache war wichtig, und werth, vor irgend einen unverdächtigen Richterstuhl gebracht zu werden; aber vor welchem Richterstuhle könnte man Fragen dieser Art ohne Erröthen vorbringen? und welchem Ausspruche würden sich die wilden zügellosen Grafen von Nordheim unterworfen haben? Benno brachte Luitgards Ausspruch in Vorschlag; aber Siegfried verwarf die Meinung seines Bruders: er wußte zu gut, wie sehr ihn das Fräulein haßte, und was er ihr für Ursache zum Hasse gegeben hatte, als daß er nicht für sich hätte alles besorgen, und seines Bruders besseres Glück fürchten sollen. Eben so gut für Luitgarden! so blieb sie der lästigen Theilnahme an einer gefährlichen Sache überhoben. Sich für einen von beyden zu entschließen, wäre ihr unmöglich gewesen: hätte sie denn beyden gleichen Abscheu bezeigt, und wäre also das Schwert zum Richter gemacht worden, so würde ihr zaghaftes Gewissen sie die Ursache des vergossenen Bruderbluts genannt, und dadurch zu ihren ohne dieß schon überschweren Leiden noch Vorwürfe gesetzt haben. — Die Grafen von Nordheim ritten eben zu einer der seligen Stunden auf der Burg ein, welche Werner außer seinem Gefängnisse bey

ſeinen Freundinnen zubrachte. Sein Kerkermeiſter trat mit erſchrockener Miene ein, und ſagte, daß er verloren ſey, wenn Werner ſich nicht augenblicklich entferne. Werner hatte nur Zeit zu einem ganz kurzen Abſchiede von den Damen, und folgte ſeinem finſtern Führer, der ihn, weil der Hof ſchon ganz mit den Leuten der Grafen von Nordheim angefüllt war, nicht durch den gewöhnlichen Weg in ſeinen Kerker hinab, ſondern durch den Garten führen mußte. Die Stunde der Freyheit hatte für Wernern geſchlagen; der Umweg durch den Garten war groß, und am Ende deſſelben kam ihnen ein Knecht des Kerkermeiſters entgegen, welcher mit erſchrockenen Blicken meldete, wie Graf Benno, der einen beſondern Haß auf Wernern geworfen hatte, nicht ſo bald gehört habe, daß auch er in ſeines Bruders Händen ſey, als er verlangt habe, ihn augenblicklich zu ſehen. Siegfried, in Hoffnung, durch freywillige Begünſtigung ſeiner Rache ihm von Seiten der Liebe etwas abzudingen, war bereit geweſen, ihm ein Geſchenk mit ſeinem Gefangenen zu machen, und Benno hatte nicht geſäumt, ihn in ſeinem Kerker aufzuſuchen. Er hatte ihn nicht gefunden, und das ganze Schloß war darüber in Aufruhr.

„Was ſoll nun aus mir werden?" ſchrie der verzweifelnde Kerkermeiſter; „ich bin verlo-

ren, wenn man die Gefälligkeit entdeckt, die ich für euch gehabt habe!" Laßt uns ihn niederstoßen!" schrie der Knecht; „sein Blut wird uns leicht Verzeihung für das Vergangene bringen."

Ein gezucktes Messer in des Kerkermeisters Hand sagte Wernern, daß er dem teuflischen Rathschlage nur gar zu leicht Gehör gab. Werner war stark, besonnen, und gewandt genug, dem Meuchelmörder das Eisen aus der Hand zu winden, und sich damit gegen den Knecht, der auf ähnliche Art bewaffnet zu ihm eintrat, zu wehren: auch dieser war in kurzem entwaffnet, und mit einem Fußstoße zu Boden gefällt; ihn zu verwunden, achtete sich Werner zu edel. „Wähle nun!" schrie der tapfere Vertheidiger seiner Freyheit gegen den bestürzten Kerkermeister, indem er ihn bey der Gurgel faßte, und ihn mächtig schüttelte; „wähle: ob du mit mir fliehen, oder den Tod von meinen Händen annehmen willst." Der Elende hatte keine Wahl; Werner war ihm zu stark, augenblickliche Entdeckung war unvermeidlich, da sich der Knecht schon aufgerafft hatte, und nach dem Schlosse eilte, um dort alles rege zu machen. Er mußte von seinem tyrannischen Herrn die strengste Ahndung befürchten, daß er das Schicksal seines Gefangenen nur einiger Maßen gelindert hatte, wenn er auch Werners Händen

entging, da hingegen dieſer ihm in ſeiner Perſon einen beſſern Herrn verſprach, als er hier verlor, und noch andere Verheißungen hinzu fügte, an deren Erfüllung man nicht zweifeln konnte, weil ſie aus ſeinem Munde kamen; es war eine unerhörte Sache, daß Werner von Bernburg jemand betrogen hätte.

In Gebüſchen am Ufer des Stroms, der den Garten wäſſerte, lag ein Kahn, den Werner bey ſeinen Spaziergängen mit Luitgard und der Gräfinn oft wahrgenommen hatte. Dieſer wurde jetzt eilends los geſtrickt; beyde ſprangen hinein, und trieben ohne Ruder den Strom hinab, der ſie ſchnell genug in Gegenden führte, wo ſie geborgen waren, und wo Werner, der ſanftherzige Werner ſich glücklich hieß, daß er ſeine Freyheit auf ſo leichten Preis, daß er ſie ohne Blutvergießen, das er ſcheute, erhalten, und ſich noch einen Diener bey dieſer Gelegenheit erworben hatte, von welchem er nach ſeinen Betheurungen und nach der edlen Art, wie er ſich ihn zu eigen gemacht hatte, treue Dienſte verſprechen konnte. Albin, von Geburt ein nordiſcher Edelmann, betheuerte, daß er nur durch Unfall ſo herab geſunken wäre, der böſe Diener eines böſen Herrn zu werden, und daß verändertes Glück und ein beſſerer Gebiether auch eine andere Aufführung bey ihm zu Wege bringen würde.

Werner traute seinen Versprechungen, und machte den Anfang, seine mancherley von ihm gerühmten, bisher zum Dienste der Boßheit gebrauchten Talente zu seinem Nutzen zu verwenden, damit, daß er ihm auftrug, Mittel ausfündig zu machen, wie Markgraf Eckarden das Schicksal seiner Tochter kund zu thun, und seine Hülfe herbey zu rufen wäre, indeß er selbst nach nach Quedlinburg wendete, um die dasige Äbtissinn, die Prinzessinn Mathilde, Luitgardens alte Freundinn, zu ihrer Hülfe aufzumahnen.

XXXXII.

Viel von Erich und Römbilden.

Schrecken und Freude war dem Fräulein und der Gräfinn in einer Stunde beschieden; Schrecken über die Ankunft ihrer Verfolger, und Freude über Werners so ganz unvermuthete, so ganz unvorbereitete Entkommung, welche das Muthgebrüll seiner Feinde schnell kund machte: mit Entzücken und Hoffnung auf bessere Zukunft schlossen sich die Damen in die Arme, und trennten sich, um nicht hier Gelegenheit zu neuer Unruhe und strengerer Disciplin zu geben. Die Gräfinn entschlich leise nach ihrem Zimmer, die einer ihrer Getreuen eben so fest wieder verwahrte, als sie in Anwesenheit der Schloßherren alle Mahl verwahrt zu seyn pflegten, damit nicht

kund würde, welche Freyheit sie bisher genossen habe.

Luitgard stand diesen Abend noch das Entsetzen eines Besuchs von ihren beyden verworfenen Liebhabern bevor. Sehr geschickt, sich in Damenherzen einzuschleichen, machten sie den Eingang des Gesprächs mit Vorwürfen über Werners Entkommen. Luitgard nahm all ihren Stolz und all ihre Furchtlosigkeit zusammen, ihnen nach Würden zu antworten; sie versicherte, daß sie unendlich bedaure, ihre Vorwürfe nicht in ihrem vollsten Umfange verdienen zu können, da sie noch jetzt bereit wäre, gern ihr Leben für Werners Freyheit, die er nur um ihretwillen verloren habe, aufzuopfern.

Die Brüder fluchten über Werners Glück bey Luitgarden, welches sie für größer hielten, als es wirklich war, und verließen sie, da es ihnen an Muth fehlte, ihrem Stolze und ihrer Verachtung etwas entgegen zu setzen, mit der Weisung, auf den morgenden Tag bereit zu seyn, der Entscheidung ihres Schicksals von ihrem Balcon zuzusehen. Luitgard wußte nicht, was diese wilden Menschen damit meinten, und erfuhr es erst, als sie des andern Morgens vor Tage Befehl erhielt, aufzustehen, und an ihre Fenster zu treten. Luitgard, die Wernern geborgen wußte, war außer Sorge, und gehorchte, weil sie sich es

zur Regel gemacht hatte, in allen kleinen unbedeutenden Dingen nachgebend zu seyn, und ihren Tyrannen den Wahn voller Allgewalt über sie nicht zu stören, damit sie dann in der Hauptsache mit desto mehr Strenge und Nachdruck handeln könne.

Mit Entsetzen ward sie bald gewahr, daß sie herbey gerufen worden war, zu sehen, wie ein Bruder den andern zerfleischte, und den Schmerz zu fühlen, daß man sie zur Ursache dieser Gräuelthat machte. „Friede! Friede!" schrie sie mit strömenden Augen, indem sie die weißen Arme bittend nach den beyden Unmenschen ausstreckte, die schon im vollen Kampfe begriffen waren; „Friede, um Gottes willen, wenn ihr nicht mein Blut wollt in das eurige fließen sehen!" — Luitgard war stark in den meisten Fällen, aber äußerst schwach in Sachen der Menschlichkeit: hätte man ihr flehendes Geschrey gehört, hätte man ihr Bedingungen gemacht, unter welchen das gräuliche Schauspiel aufgehoben werden sollte, wer wüßte, wozu sich das gute weichherzige Geschöpf in der Angst seines Herzens entschlossen hätte: aber zum Glück hörte man sie nicht, und das Blut quoll unter den Schwertern beyder Rasenden so schrecklich hervor, daß Luitgarden die Sinne vergingen, und sie ohnmächtig nieder sank.

Sie sah nicht das Ende des Streits, in

welchem Benno Sieger war; man brachte ihr nur die Post auf ihr Lager, wie Siegfried, tödlich verwundet, sich aus dem Schlosse habe hinweg schaffen lassen, mit der Erklärung, die er mit stammelnder Zunge abgelegt habe, daß er sich nicht für überwunden halte, und daß er seinem Bruder Luitgardens Besitz bis auf den letzten Hauch seines Lebens bestreiten wolle.

So war also das Fräulein nunmehr in Benno's Gewalt, welcher, so bald er von einigen nicht unbedeutenden Wunden, die auch er empfangen hatte, genesen war, den Anfang machte, sich um die Gunst der Dame zu bewerben, deren Besitz ihm das Schwert zugetheilt hatte. Er war klug genug, einzusehen, daß der Weg, den sein Bruder zu diesem Endzwecke eingeschlagen hatte, der falsche sey, und er entschloß sich, einen andern zu wählen. Sanftmuth und Dienstgefliſſenheit sollte das Herz des Fräuleins erobern; nur Schade, daß die Maske, die er wählte, seinem Charakter so übel angepaßt war, daß Zwang und Unbehaglichkeit überall hervor leuchtete. Die kluge Luitgard nahm indessen auch hier das Beste aus einer bösen Sache. Ohne ihm Hoffnung zu machen, vergalt sie Höflichkeit mit Höflichkeit, und hielt ihren nachgebenden Liebhaber lange genug hin, um die Zeit, da sie Hülfe erwarten konnte, her-

bey zu bringen. Ach! noch wußte sie nicht, woher und wie diese Hülfe kommen sollte; daß sie aber kommen würde, das wußte sie gewiß; denn Werner war ja frey, und Markgraf Eckard lebte noch, und war, wie das Gerücht sagte, kürzlich in Deutschland angelangt.

Benno selbst brachte ihr von dem Letzten die erfreuliche Nachricht, mit dem Zusatze, daß er nun hinziehen, und sich bey ihm gebührlich um sie bewerben wollte: Luitgard, welche festiglich überzeuget war, daß ihr Vater sie nimmer einem Grafen von Nordheim geben würde, konnte kühnlich versprechen, daß sie sich bey der Entscheidung des Markgrafen beruhigen wolle, und gewann durch diese kluge Antwort das, was sie bisher durch alle Bitten und Vorstellungen nicht erlangen konnte, die Erlaubniß, der Gesellschaft der Gräfinn von Nordheim zu genießen.

Mit Entzücken sah Luitgard sich wieder in Elisabeths Armen, welche Graf Benno's eigene Hand ihr zuführte: er erhielt einen dankenden Blick von ihr, und die Gräfinn von ihm die inständige Bitte, ihm die Gunst des Fräuleins zu erwerben.

Benno reiste, und die Gräfinn von Nordheim schien nicht ganz ungeneigt, seine Wünsche zu erfüllen. „Benno," sagte sie in dem nächsten vertraulichen Gespräche über diesen

Punct, „Benno, meine theure Luitgard, iſt nicht ganz ſo ruchlos wie ſein Bruder: die Verbindung mit einer tugendhaften Gemahlinn würde ihn vielleicht ganz umſchaffen: und wollteſt du ſeine Beſſerung über dich nehmen, wie glücklich würdeſt du mich machen! was für Tage würde ich bey einer Tochter, wie du, verleben! gewiß, mein Kind! ich würde für Benno ſprechen, wenn ich wüßte, daß dein Herz noch frey wär."

Luitgard ſchwieg und erröthete.

„Rathe ich falſch," fuhr die Gräfinn fort, „wenn ich glaube, dein Herz ſpricht für den jungen Grafen von Bernburg?"

„O nein, meine Mutter!" für ihn habe ich nichts, als Schweſterliebe!"

„Denn für den Kaiſer?"

„Für den Kaiſer, Gräfinn? den Gemahl einer Andern?"

„O Luitgard! wie viel wäre hierüber zu ſagen! Zwiſchen Otto und Marien von Arragonien ſteht noch lange alles nicht ſo, wie du meinſt: du mußt wiſſen, daß die Kaiſerinn Adelheid vielleicht jetzt mehr, als jemahls, bemüht iſt, alte Projecte zu erneuern, und daß ſogar dein Vater von denſelben unterrichtet, und nicht ungeneigt iſt, ſeine Tochter als Kaiſerinn zu ſehen."

„O meine Mutter!" ſchrie die weinende Luitgard; „eher den Tod, als Otto's Hand! mich

ſchreckt von ihm, ich weiß nicht welcher Widerwille, zurück, und ich glaubte unglücklich zu werden, wenn ich neben ihm den Thron beſtiege."

„Du haſt nicht Unrecht, mein Kind! der erſte Schritt zu dieſer Erhöhung möchte wohl der erſte zu deinem Untergange ſeyn. So lange Theophanie lebt, kann Otto keine Gemahlinn, als eine von ihr gewählte, behalten, und Luitgard, mit allen ihren Vorzügen, mit allen ihren mächtigen Stützen, würde bald oder ſpät das Schickſal der unglücklichen Marie von Arragonien erfahren. Aber ſage mir, mein Kind! weißt du dich ganz frey von anderer Liebe?"

„O Mutter!" rief Luitgard mit ſchwimmenden Augen; „ich kann euch meine Schwäche nicht verbergen! Noch lebt Erich in meinem Herzen, obgleich alles zuſammen kommt, mich zu überzeugen, er ſey todt, obgleich ſeine ehemahlige Liebe für Römhild mich noch mächtiger von ihm los reißen ſollte, als der Gedanke, daß er nicht mehr iſt. Meint ihr nicht, theure Gräfinn, daß beydes falſch ſeyn, daß Erich noch leben, und nie an Römhild gedacht haben könnte? Sprecht: aus weſſen Munde habe ich dieſe Nachrichten? Aus dem Munde einer Perſon, die vielleicht, wie ich gern glauben will, die Stelle bey ihm einzunehmen wünſchte, deren ſie ſich rühmt; aus

dem Munde eines Menſchen, deſſen Vortheil es war, da er ſelbſt mich liebt, mir Erichs Andenken zu verleiden."

„Luitgard! ich verkenne dich! Mißtrauen in den redlichen argloſen Werner, der gewiß nie Unwahrheit ſagte, und wollte er es verſuchen, durch ſein eigenes Geſicht verrathen werden würde?"

„Ich bin vielleicht unbillig, Gräfinn! aber ich frage euch, ob ich Unrecht thue, Erichen Liebe und Andenken ſo lange zu erhalten, bis volle Überzeugung es zur Thorheit machte?"

„Und wenn du dieſe Überzeugung bey mir finden könnteſt?"

„Glaubt ihr, daß ich euch danken würde, wenn ihr mir das liebſte Spielwerk meiner Fantaſien, meinen einzigen Troſt in trüben Stunden, entziehen könntet? — Doch redet! ich bin bereit, alles zu hören: es wäre unrecht, mein Ohr der Stimme einer Freundinn zu verſchließen!"

„Dein Erich, mein Kind, iſt mir nicht ſo unbekannt, als du denkſt: ich ſah ihn an Theophaniens Hofe, ehe ihn noch dein Auge erblickte, und ich muß bekennen, daß ich in ſeiner Perſon ſo viel Vorzüge vereinigt fand, daß ich dir deine Vorliebe für ihn nicht verdenken kann; auch geſtehe ich dir ein, daß in dieſem Körper, dem ſchönſten, den vielleicht die Natur je gebildet hatte, eine Heldenſeele

zu wohnen, ein Herz zu schlagen schien, welches selbst die griechischen Grundsätze, die er von Kindheit auf an Theophaniens Hofe einsog, nicht ganz verderbt hatten. Was sich an ihm auf die falsche Seite lenkte, das wurde durch die gemeinschaftliche Erziehung mit dem jungen Kaiser unter den Augen des frommen Bischof Willigis wieder gut gemacht. Sein anscheinender ungezähmter Stolz, sein zu reges Gefühl für weibliche Schönheit, seine hartnäckige Anhängigkeit an Theophanien, deren schlechten Charakter er doch kennen muß, seine blinde Folgsamkeit gegen ihren Willen, alles, alles läßt sich vielleicht entschuldigen, und er ist vielleicht ganz der Mann, der die leidenschaftliche Zuneigung einer Luitgard verdient; aber hatte er all diese Vorzüge auch für dich? Daß du seinen Augen gefallen, daß du ihn auf eine Zeit lang fesseln mußtest, das sagt dir dein Spiegel; — aber auf welche Dauer? — Ich habe seine Neigung so oft von einer Schönheit zur andern flattern sehen, daß ich keinen großen Glauben an seine Beständigkeit fassen kann. Die einzige, feste, immer nach tausend Verirrungen wiederkehrende Leidenschaft schien er, — zittre, armes Kind! — für Römhilden gefaßt zu haben, für Römhilden, die ihn verachtete, ihn zurück setzte, und von welcher er nicht eher abließ, bis sein Stolz von ihr auf die belei-

digendste Art gedemüthiget worden war. Ich habe gesehen, daß er ihr Proben von seiner Liebe, — Unterthänigkeit möchte ich es fast nennen, — gegeben hat, die dir unglaublich dünken würden. Sprich: du glaubst doch ihn zu kennen, hast auf deinem Schlosse am Gardasee, wie du mir sagst fleißig seine Gesellschaft genossen; sprich: welchen Trieb hältst du nach seiner geglaubten Anhängigkeit an dich für den stärksten in seiner Seele?"

Ohne Zweifel den Wunsch, das Geheimniß seiner Geburt zu kennen! — Ihm, meine Mutter, opferte er ja die Ehre, die Angelegenheiten seines Herrn auszuführen ihm opferte er, — ja, ich darf es sagen — das, was wenigstens damahls sein liebstes Glück war, meinen Umgang! Theophanie rief; sie lockte ihn mit der Enthüllung jener verborgenen Dinge, und er flog, seine Wünsche zu befriedigen, ohne Rücksicht auf seines Herrn Geschäfte, ohne Rücksicht auf meinen Kummer, und die Gefahr, in welcher ich unter den Nachstellungen der Grafen von Nordheim lebte, vor welchen mich nur mein unsichtbarer Schutzgeist, der redliche Werner, so lange zu schützen wußte indessen Erich, der so sehr von mir vorgezogene Erich, Jahre lang abwesend bleiben, und mich meinem Schicksale Preis geben konnte."

„Ich sehe, mein Kind! daß ein edles Ge-

fühl des Unrechts, das dir geſchah, in dir erwacht, und ich ſcheue mich nicht, es durch die Verſicherung zu erhöhen, daß dieſer Erich, der nichts für dich that, dir nichts aufopferte, im Stande war, einer Römhild vor den Augen eines ganzen zahlreichen Hofs alles zu überlaſſen, worauf ſeine Hoffnungen beruhten."

„Wir waren einſt bey einem der glänzenden Feſte verſammelt, wie ſie nur an Theophaniens Hofe gefeyert werden. Der junge Erich hatte ſich in den vorher gehenden Ritterſpielen, wie er pflegte, vor allen Andern ausgezeichnet, und erhielt jetzt den erſten Dank aus der Hand der Kaiſerinn, einen mit Perlen durchwundenen Lorberkranz, welchem ſie noch ein beſonderes Gnadengeſchenk hinzu fügte. Es war ein goldenes Trinkgeſchirr, dergleichen ich zuvor nie geſehen habe: es hatte die Geſtalt eines Horns, und war mit einer Menge der ſeltſamſten Figuren überſäet. Nehmt es wohl in Acht, Ritter!" ſagte die Kaiſerinn; es iſt das einzige Mittel, euch dem, dem ihr das Leben zu danken habt, einſt kenntlich zu machen, und Anſprüche zu behaupten, welche größer und glänzender ſind, als ihr euch jetzt vorſtellen könnt."

„Erich war entzückt; er dankte mit äußerſter Rührung, und das Geſchenk war ihm ſo heilig, daß er kaum einem unter uns ver-

gönnen wollte, es zu betrachten. Nur Römhild erhielt es ungebethen; sie besah, sie bewunderte es; sie sagte Erichen einige Worte ins Ohr, und augenblicklich drehte er den stählernen Fuß ab, welcher das Horn zum Trinkgeschirre machte, häftete es an eine goldene Kette, die er gleichfalls heute im Turniere gewonnen hatte, und hing es Römhilden, die heute, gleich uns allen, im Jagdhabite erschienen war, weil das Fest sich mit einer Jagd endigen sollte, über die Schultern. Nimm es, schöne Jägerinn! rief er, zum Andenken dessen, der gern auf alles Glück der Welt Verzicht thut, wenn nur eins ihm bleibt."

„Himmel!" schrie Luitgard; „dieß that Erich?" So begünstigte er Römhilden? er, der mir auf meine Bitte nicht eine Stunde von der Zeit schenken wollte, die ihn demjenigen entgegen führen sollte, was er hier so unwürdig verschläuderte, die Kenntniß seiner Herkunft?"

„Sage mir, mein Kind!" fragte die Gräfinn von Nordheim; „hat Erich jemahls ernstlich mit dir von Liebe gesprochen?"

„Durch Worte wenig; aber es gibt eine Zeichensprache der heftigsten Leidenschaft, die auch das unerfahrenste Herz versteht, und die —"

„Bindender seyn sollte, als Worte! ich ge-

he dir Recht! — Aber laß mich weiter fragen: kam dir die Nachsicht, mit welcher man euren Umgang begünstigte, nie außerordentlich vor? Geriethst du nie auf den Gedanken, daß die Kaiserinn Adelheid, dich und Erichen für einander einzunehmen, nur darum so emsig war, weil sie die Verbindlichkeit fühlte, dich für das schadlos zu halten, was sie dir eben damahls in Otto genommen hatte?"

„Mir sind sogar Worte von ihr in Gedanken, welche diese Meinung bestätigen."

„Und kommst du nicht auf den Verdacht, daß Erichs Leidenschaft für dich mehr die Folge von Anreizungen, von günstiger Gelegenheit, als von freyer Wahl war? — Bedenke dir dieses wohl, ehe du ihn verdammst, oder ihn der Untreue anklagst; du hast vielleicht niemand anzuklagen, als deine voreiligen Einbildungen."

Luitgard hatte ihre Beziehung auf Erich oft überdacht, aber nie von dieser Seite. Die tiefen Nachforschungen ihrer weisen Freundinn waren der Schnitt eines Wundarztes, der einen Schaden aus dem Grunde heilen will: das unglückliche Mädchen fühlte den Schmerz der gesagten Wahrheiten tief in ihrem Innersten, und konnte ihnen nichts entgegen setzen; Thränen waren ihre ganze Antwort. — Die Gräfinn von Nordheim, entschlossen, hier auf ein Mahl auszurotten, was

noch in ſpäter Folgezeit der Grund des Unglücks für ihre junge Freundinn werden konnte, ſtellte ſich, ihre Bewegung nicht zu merken, ſondern erzählte fort, und ſagte ſo viel zum Beweiſe, daß Erichs freye ungereizte Neigung zu Römhild ganz etwas anders geweſen ſey, als das, was er für Luitgarden gefühlt haben möge, daß die ſchrecklichſte Überzeugung dem betrogenen Mädchen endlich in die Augen leichten mußte. Selbſt Römhilds Undankbarkeit und Härte gegen den, der ihr ſo viel opferte; ſelbſt die Ungnade, in welche ihn dieſes Opfer bey der Kaiſerinn Theophanie ſtürzte, und die er willig ertrug, ward ihr Beweis von einer Sache, die ſie ſo ungern glauben wollte. Sie fragte bey allem, was die Gräfinn ſagte: Hätte Erich auch das um deinetwillen gethan und erduldet? Ihr Herz ſprach nein, und Eliſabeth hatte gewonnen.

Wir wollen nicht entſcheiden, ob die Gräfinn von Nordheim in ihrer Beurtheilung Erichs vollkommen Recht hatte; aber ſo viel iſt gewiß: ſie handelte ohne Falſchheit und Nebenabſichten, ſie meinte es gut mit ihrer jungen Freundinn, und wir fordern alle Damen unter unſern Leſerinnen auf, welche über die Jahre der jugendlichen Fantaſien hinaus ſind, ob ſie mit ihren Töchtern, Nichten, oder Freundinnen anders verfahren haben würden, als Eliſabeth that: auch handelte ſie nicht falſch,

denn sie überschritt ihre volle Überzeugung von Erichs Denkart nicht mit einem Worte.

Der Umstand, daß glühende Leidenschaft eines sehr jungen Menschen, wie Erich zur Zeit seiner Liebe gegen Römhild war, in die Augen fallendere Wirkungen haben kann, als seine nachmahlige, ernstere, und dauerndere Liebe gegen eine tugendhafte Person; der Umstand, daß er Luitgarden noch nicht kannte, da er Römhilden liebte; daß er der Letzten um der Ersten willen vielleicht ganz entsagt haben konnte; dieses und vieles Andere, das zu Erichs Vertheidigung und Luitgards Troste hätte dienen können, kam bey ihr gar nicht in Anschlag. Genug: die weise Gräfinn von Nordheim hatte gesiegt, und eilte nun, auf die Schmerzen, die sie gemacht hatte, einen Balsam zu gießen, der, früher gebraucht, Tod für die arme Luitgard gewesen seyn würde. Sie sprach mit Wahrheit und Überzeugung von Erichs Heldentode, von welchem sie mehrere Bestätigung hatte, als Luitgarden bisher noch vorgekommen war. Luitgard weinte; aber es waren andere Thränen, als wie sie vor einer Stunde vergossen haben würde: warum hätte sie Römhilds Liebhaber solche Zähren schenken sollen, als ihrem eigenen? eine Art von Unwillen, von Unmuth mischte sich in ihre Betrübniß; sie überzeugte sich hierauf, daß sie eigentlich keine Ursache ha-

be, mit Erichen zu zürnen; dieſes brachte noch mehreren Widerſpruch in ihre Empfindungen, und machte endlich den heilſamen Entſchluß feſt, den einzigen, der ähnlichen Kummer lindern kann, das Andenken dieſer Dinge wie eine Peſt zu fliehen, und andern Gedanken das Herz zu öffnen. Es kam endlich (denn mir ſchreiben nicht die Geſchichte eines Tages, ſondern mehreren Wochen) dahin, daß Luitgard ſich beym Andenken Erichs in der Lage desjenigen befand, der geſtern ein Kleinod verlor, deſſen Werth er für unſchätzbar halten mußte, und der morgen erfährt, daß ſein Gold und ſeine Steine falſch waren, und daß ein Anderer nähere und gegründetere Rechte auf ſeinen Beſitz hatte, als er; Beruhigungsgründe, die, ſo lange wir noch alles wegen ſeiner Beziehung auf uns und unſer Glück lieben, allen Tröſtungen der Philoſophie an Wirkſamkeit weit vorgehen werden.

Luitgard, die im Anfange ihrer Heilung das Geſpräch von Erich nach Möglichkeit floh, war jetzt gefaßt genug, die Gräfinn ſelbſt auf ihn zu bringen. Sie ſuchte Beſtärkung ihrer gegenwärtigen Gefühle in der Erzählung von ihm und Römhilden, und Befriedigung ihrer Neugier in ſeinen anderweitigen Geſchichten, vornehmlich in Anſehung der Art, wie er von Theophauens Hofe hinweg,

und in Adelheids Vertraulichkeit gekommen war.

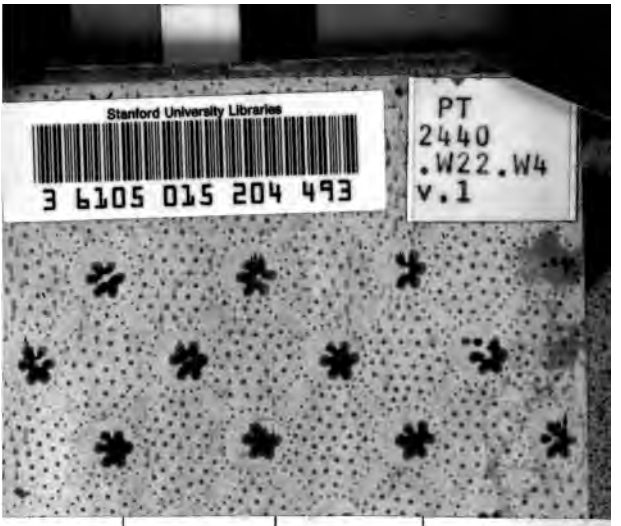
Die Gräfinn von Nordheim hatte dem Fräulein schon so viel gesagt, daß Theophaniens kostbares, von ihm an Römhilden verschleudertes Geschenk für ihn der Grund zur Ungnade dieser Kaiserinn ward. Römhild war damahls noch nicht in dem Ansehen bey Theophanien, wie in der Folge, und wahrscheinlich gab eben diese Begebenheit das Signal zu genauerer Bekanntschaft mit einer Person, die dieser Kaiserinn in der Folge so wichtig ward. Theophanie hielt sich es nicht zu klein, Römhilden zur Rückgabe jenes Geschenks, dessen Wichtigkeit wahrscheinlich niemanden besser bekannt war, als ihr, zu bereden, und es ihr mehr, als nach Goldgewicht, zu bezahlen. Römhild mochte hierin nun nachgeben, oder nicht, so bekam sie doch Gelegenheit, mehr und näher um die Kaiserinn zu seyn, und ihre Talente zu zeigen, welche ganz in Theophaniens Plane paßten, und ihr die junge Thüringerinn als eine brauchbare Person vorstellten. Erich war aus Theophaniens Neigung verdrängt, oder er schien es zu seyn, und mußte während der Zeit wahrer oder scheinbarer Ungnade Schutz bey Adelheid suchen. Römhild wußte sich den Besitz ihres Kleinods zu erhalten, und schwang sich zum Posten einer Favoritinn der Kaiserinn auf.

Theophaniens Vertraulichkeit brachte sie zur Kenntniß allerley verborgener Dinge, vielleicht auch der Geheimnisse, welche Erichen angingen; wenigstens ist so viel gewiß, daß, als er einst als Adelheids Gesandter an Theophaniens Hof zurück kam, ihn seine ehemahlige Verächterinn Römhild weit anders behandelte, als vordem. Ob Erich ihr diese Änderung mit Dank oder Verachtung lohnte, davon wußte die Gräfinn von Nordheim Luitgarden nichts zu sagen; denn eben zu dieser Zeit war sie ihres Gemahls beraubt, und die Gefangene ihrer Stiefsöhne geworden, wodurch ihr alle unmittelbare Theilnahme an den Geschichten ihrer Zeit benommen ward.

Ende des ersten Theils.

Stanford University Libraries
3 6105 015 204 493
PT
2440
.W22.W4
v.1
FEB 12 1985
JAN 16 1986

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305


Stanford University Libraries
3 6105 015 204 493
PT
2440
.W22.W4
v.1

FEB 12 1985
JAN 16 1986

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305